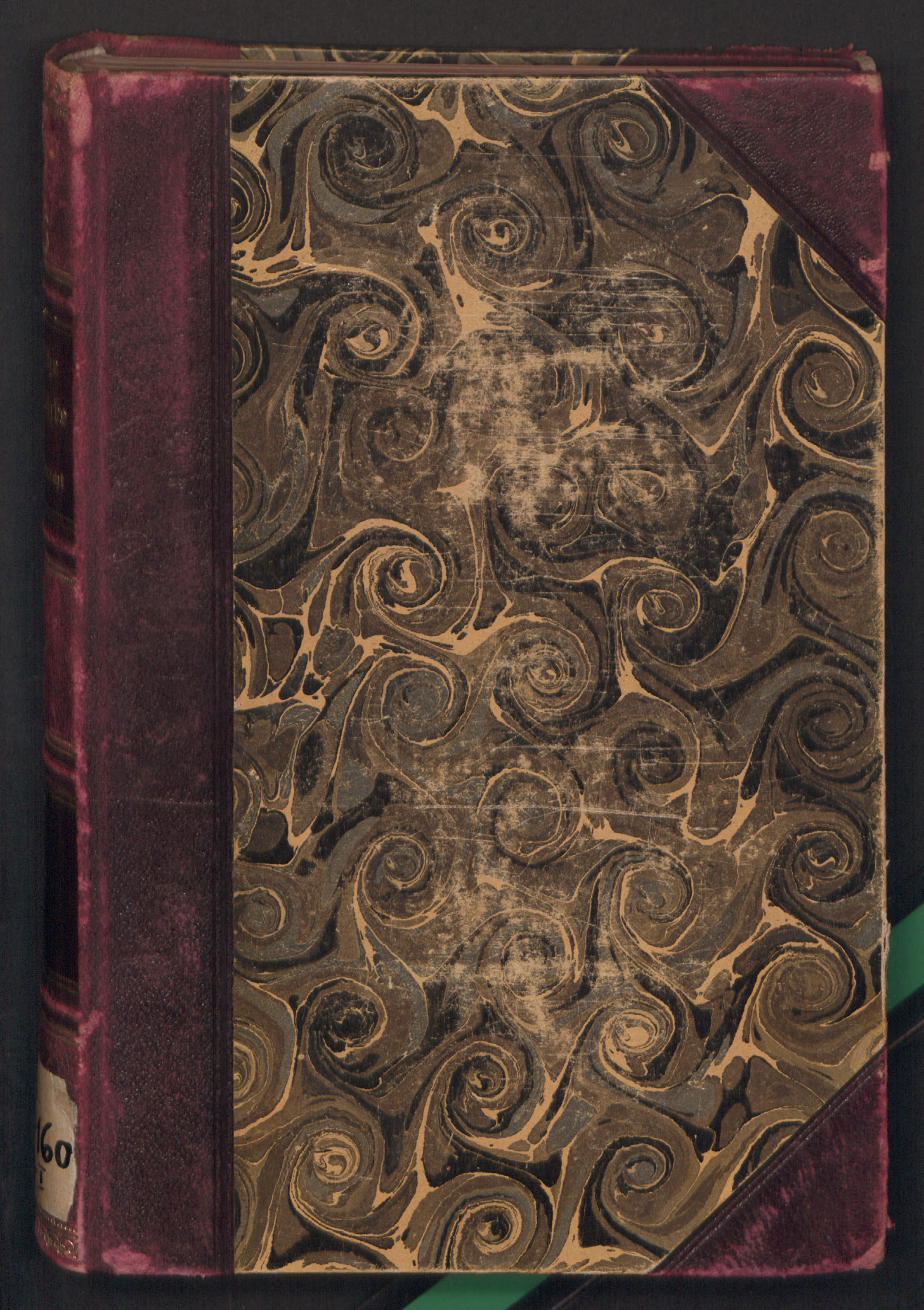
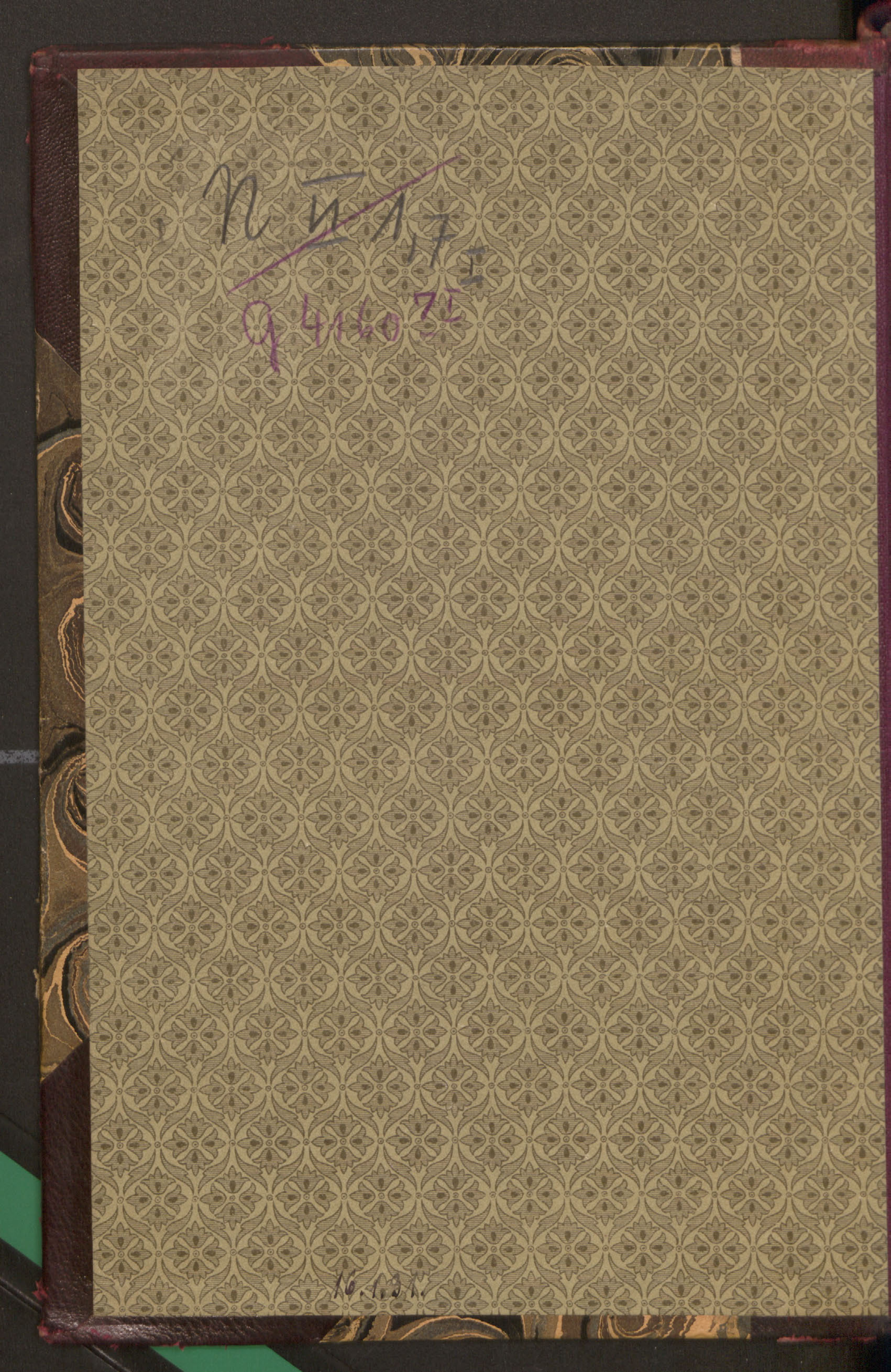




Q 4160 7 I
16.1.31.



# Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Der ganzen Reihe siebenter Band.

Erste Hälfte.

Dritte unveränderte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung
1912.

# Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

---

Der ganzen Reihe siebenter Band.

Erste Hälfte.

---

Dritte, unveränderte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1912.

# Deutsche Geschichte

von

**Karl Lamprecht.**

---

Zweite Abteilung:

## Neuere Zeit.

Zeitalter des individuellen Seelenlebens.

Dritter Band.

Erste Hälfte.




---

Dritte, unveränderte Auflage.



Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1912.












Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

# Vorwort.

Weit über ein Jahrzehnt zurückreichende Vorarbeiten machen es mir möglich, in diesem Jahre außer dem sechsten Bande der Deutschen Geschichte auch noch die erste Hälfte des siebenten Bandes vorzulegen. Die Geschichte der deutschen Kultur erscheint dadurch in der Darstellung des Hauptwerkes meiner Deutschen Geschichte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts fortgeführt: bis zu jener gewaltigen Scheide der Zeiten, welche das moderne Zeitalter des Subjektivismus von dem nächstfrüheren des Individualismus trennt. Hat nun erst die zweite Hälfte des siebenten Bandes einmal die politische Geschichte der individualistischen Zeit seit Mitte des 17. Jahrhunderts erzählt, so stehen der Darstellung die Pforten der geistesgewaltigen Menschenalter der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und der Wende des 18. Jahrhunderts zum 19. offen: Pforten, die der nationale Historiker nur in ehrfürchtiger Scheu und in dem freudigen Bangen überschreiten wird, ob es ihm auch gelingen werde, diese Größe schöpferisch nachzuempfinden und in das neue Leben geschichtlichen Vortrags zu bannen.

Weimar, Pfingsten 1904.

**K. Lamprecht.**

# Inhalt.

Seite

## Neunzehntes Buch.

### Erstes Kapitel. Übersicht der fremden Kultureinflüsse vom 16. bis ins 18. Jahrhundert.

I. Allgemeine Grundlagen internationaler Diosmose im 16. bis 18. Jahrhundert . . . . . . 3—10
Besondere Stellung Deutschlands und innerhalb Deutschlands wiederum der Niederlande. Perioden der fremden Einflüsse.

II. Periode vornehmlich italienischen Einflusses . 10—19
Verhältnis des nationalitalienischen Einflusses und des Einflusses der Antike. Reihe der nationalitalienischen Beeinflussungen auf dem Gebiete der bildenden Künste, der Musik, der Wissenschaft; Verfall derselben. Kurze Skizze des vorwiegend niederländischen Einflusses.

III. Periode vornehmlich französischen Einflusses . 19—30
Aufschwung der französischen Kultur im 16. Jahrhundert. Erste Ausbildung des Ideals des Weltmanns. Einfluß auf Deutschland (Höfe und Adel). Weitere Zeiten des Erblühens der französischen Kultur; Zeitalter Ludwigs XIV. Einwirkung dieser neuen Kultur auf deutschem Boden: volkswirtschaftlich, sprachlich, kulturell. Die französische Kultur der Régence und ihre Bedeutung für Deutschland.

### Zweites Kapitel. Neue Ideale weltmännischer und gelehrter Bildung; ihre Verbreitung in den führenden Schichten der Fürsten, des Adels und des Bürgertums.

I. Soziale Verschiebungen in Deutschland vom 16. zum 18. Jahrhundert . . . . . . . . . . 31—37

Seite

Hervortreten der Fürsten und des Adels. Reaktionäres gesellschaftliches Denken; Zunahme des sozialen Abstandes der Stände.

II. Besonderer Charakter des Fürstenstandes und des Adels in den nächsten Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Kriege . . . . . . . . 37—46

Eindringen des französischen Einflusses in den Fürstenstand, wachsender Luxus des Hoflebens, Einfluß der Frauen, Umgestaltung der Lebensauffassung Übergang des französischen Einflusses auf den Adel, galante Erziehung. Bedeutung dieser Vorgänge für die Nation und die führenden Stände.

III. Eintritt der besseren Kreise des Bürgertums in die neue Bildung; gelehrte Tendenz der sozialen Entwicklung . . . . . . . . . . . . 46—55

Weltmännische Haltung des Patriziats in den größten Städten. Auffüllung des niederen Adels durch einen bürgerlichen Amts- und Briefadel. Entwicklung des gelehrten Charakters unserer Bildung. Zurücktreten der Geistlichkeit aus der bisherigen führenden Stellung im Bürgertum. Die weltmännische Kultur im bürgerlichen Gewande. Schäferspiel und Chinoiserie.

**Drittes Kapitel. Weitere Entwicklung des Intellektualismus: Höhezeit und Grenzen des rationalistischen Denkens.**

I. Allgemeines; äußerer Gang der Entwicklung . 56—67

Gelehrte Gesellschaften, wissenschaftliche Korrespondenzen und Zeitschriften, zunehmende Arbeitsteilung, Polyhistorie und Sammeleifer auf geisteswissenschaftlichem, Arbeitsautonomie auf naturwissenschaftlichem Gebiete: Hypothese und Empirie; Teleologie und Wunderglaube. Entwicklung christlich indifferenter, im Grunde unchristlicher Weltanschauungen auf der Grundlage vornehmlich naturwissenschaftlichen Denkens.

II. Entwicklung der Naturwissenschaften vornehmlich im 17. Jahrhundert: Mechanik und Astronomie . . . . . . . . . . . . . . . 67—79

1. Entwicklung der Mechanik: Voraussetzungen aus den Zeiten der Antike und des Mittelalters; Fortschritte

Seite

von Lionardo über Stevin und Galilei; Newton; praktische und erkenntnistheoretische Ergebnisse dieser Entwicklung; Weiterbildung der Mechanik im 18. und 19. Jahrhundert.

2. Astronomie: Ergebnisse der Alten; Koppernikus; Kepler und Newton; die Forschungen des 18. Jahrhunderts.

III. Erkenntnistheoretische Entwicklung und Metaphysik; Leibniz . . . . . . . . . . . . . 79—100

1. Entwicklung des Verhältnisses von Induktion und Deduktion in der Naturwissenschaft. Philosophische Untersuchungen zur Klarstellung dieses Verhältnisses sowie Anfänge selbständiger erkenntnistheoretischer Forschung überhaupt: Bacon, Hobbes, Locke. Verhältnis dieser Untersuchungen zur Möglichkeit einer selbständigen Metaphysik.

2. Die Philosophie im inneren Deutschland; Voraussetzungen des Denkens für Leibniz. Leibniz: seine Monadologie, ihre Begründung in dem Seelenleben des Zeitalters und ihre über das Zeitalter hinausweisenden Gedanken. Psychologisches und Erkenntnistheoretisches. Ethik. Religionsphilosophie; Theodicee.

IV. Rationalistischer Ausbau der Geisteswissenschaften . . . . . . . . . . . . . . . . . 100—125

1. Allgemeine Einflüsse: Verhältnis der philosophischen Entwicklung zur wissenschaftlichen, insbesondere die Frage des Einflusses des Leibnizschen Systems auf den zeitgenössischen Betrieb der Wissenschaften. Allgemeine Entwicklung der Geisteswissenschaften bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Bedeutung der Entwicklung der Mathematik und Mechanik für die Geschichte der Geisteswissenschaften. Verhältnis der Geisteswissenschaften zur Antike und zum christlichen Dogma. Versuche zur Einigung der Bekenntnisse; Ergebnisse, Toleranz.

2. Weitere Entfaltung der Geisteswissenschaften: Erziehungslehre, Staats- und Gesellschaftswissenschaften (Nationalökonomie, Naturrecht: Pufendorf, Thomasius; Spinoza; Locke, Montesquieu; Friedrich der Große), Geschichtswissenschaft (Pufendorf, Leibniz; J. J. Moser; Mascow, Graf von Bünau; von Mosheim). Schicksal des Humanismus und des kirchlichen Dogmas.

Seite

Verbreitung des wissenschaftlich-rationalistischen Lebens in Deutschland.

**Viertes Kapitel. Aufklärung und Pietismus.**

I. Die Aufklärung als sozialpsychisches Element 126—140
Rückblick auf die rationale Entwicklung der wissenschaftlichen Weltanschauung seit dem 16. Jahrhundert. Beginn ihrer Popularisierung: Thomasius und Wolff. Verbreitung der Aufklärung: Universitäten der protestantischen und katholischen Länder; moralische Wochenschriften; geheime Gesellschaften (Freimaurer, Illuminaten).

II. Die Vollreife der Aufklärung . . . . . . 140—162
Die französische und englische Aufklärung. Die deutsche Popularphilosophie; Mendelssohn. Einfluß der Aufklärung auf den christlichen Glauben und die Theologie: erste Periode rationalistischer Bibelinterpretation (bis etwa 1730), Versuche vernünftigen Beweises des Dogmas, Versuche vernünftigen Beweises der Offenbarung, Vernunftkritik der Offenbarung, vernünftiges Hinausstreben über die Offenbarung: Friedrich der Große, Reimarus, Lessing. Bedeutung der Aufklärung für das beginnende Zeitalter des Subjektivismus.

III. Der eigentliche Pietismus . . . . . . . . 162—175
Pietismus in der katholischen Kirche. Das reformierte Dogma und der Pietismus. Pietismus und Luthertum. Geschichte des protestantischen Pietismus in Deutschland: Anfänge; Wirkungen der Mayfarth, Großgebaur, Schuppius; Spener und Francke, Leipzig und Halle. Innere Struktur und entwicklungsgeschichtliche Stellung sowie Ausgang des Pietismus.

IV. Zinzendorf; Herrnhut . . . . . . . . . . 176—185
Lehren und Frömmigkeitspraxis der Herrnhuter; Stellung zum lutherischen Bekenntnis und zum auftauchenden Subjektivismus. Pietismus und Rationalismus (Aufklärung) in ihrem Zusammenwirken auf pädagogischem Gebiete. Religiöse Vereinigungspunkte von Pietismus und Rationalismus. Ästhetisch-religiöse Stimmung der spätindividualistischen Zeit.

Seite

## Zwanzigstes Buch.

### Erstes Kapitel. Die bildenden Künste des Barocks und des Rokokos.

I. Die Architektur des Barocks in Deutschland . 189—199

Verlauf der Entwicklung der Renaissancearchitektur bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Charakter des Barocks im Gegensatze zur Renaissance. Zusammenhänge des italienischen Barocks mit dem deutschen; italienisches Barock im deutschen Kirchenbau. Entwicklung des Barockpalasts in Italien, sein Auftreten in Deutschland (Prag, Dresden). Holländische Spätrenaissance mit barocken Elementen in Norddeutschland.

II. Das Rokoko in Frankreich . . . . . . . . . 199—209

Entstehung des Rokokos, seine Entwicklung vornehmlich im Palastbau (ältere barocke Elemente, Zusammenhang der tektonischen Umgestaltung mit den veränderten Sitten, Wirkung dieser Umgestaltung auf die Behandlung des Lichts). Älteres und jüngeres Rokoko. Verhältnis der Malerei zum Rokoko. Barock und Rokoko in ihrer Stellung zum Problem der Wiedergabe des Lichts.

III. Die Baukunst des deutschen Rokokos; Bildnerei und Malerei im 17. und 18. Jahrhundert; allgemeiner Charakter der Renaissancekunst . . 209—226

1. Einwirkung des französischen Rokokos auf Deutschland; Palastbauten geistlicher und weltlicher Fürsten. Eindringen französischer Meister und Handwerker; Schicksal des deutschen Kunstgewerbes (Delfter Fayence und binnendeutsche Porzellanfabrikation). Allgemeines Verhältnis des deutschen Rokokos zum französischen. Entwicklungsgeschichtliche Stellung des Rokokos überhaupt.

2. Die Plastik des Jahrhunderts nach dem großen Kriege: barocke Plastik (Bernini — Schlüter); Plastik des Rokokos.

3. Malerei: Nachahmung fremder Kunst in Wand- und Tafelmalerei; bessere Tradition im Bildnis. Rationalistische Auffassung der Kunst; allgemeines Schicksal der Renaissance.

Seite

**Zweites Kapitel. Die Dichtung der Renaissance in ihren unmittelbaren Abwandlungen.**

I. Allgemeine Voraussetzungen der Renaissancedichtung . . . . . . . . . . . . . . . . 227—240

Parallele Entwicklung der bildenden Künste und der Dichtung: eine Barock- und eine Rokokoperiode der Literatur. Unterschiede in der Entwicklung zwischen Dichtung und Kunst. Zusammenhänge mit der Dichtung des 16. Jahrhunderts: Kirchenlied, Volkslied. Verlust der alten Form. Die neue Form der Renaissancedichtung: Wandlungen der deutschen Metrik unter antikem, französischem und niederländischem Einfluß. Einführung der Poetik der Renaissance: Martin Opitz und sein Buch von der deutschen Poeterey.

II. Die Lyrik . . . . . . . . . . . . . . . . 240—258

1. Vorstufe der Entwicklung: die Dichtung am württembergischen und pfälzischen Hofe um 1600, sowie in Hessen und Böhmen (Weckherlin, Werder, Hoeck); die „Fruchtbringende Gesellschaft" und verwandte Gesellschaften; Opitz.

2. Erste volle Stufe: „Aufrichtige Tannengesellschaft", Pegnitzschäfer; der Neukatholizismus in der Dichtung (Spee, Angelus Silesius); mittel- und norddeutsche Durchschnittsdichter; Fleming; Gerhard.

3. Zweite volle Stufe: Hofmann von Hofmannswaldau und Lohenstein und ihre Schulen.

4. Abklärung.

III. Satire und Drama . . . . . . . . . . . . 258—272

1. Die Satire: Entwicklung des Komischen und des Grotesken; Rückblick auf Fischart; Unfruchtbarkeit der Weiterbildung; die Satire in Norddeutschland; Logau.

2. Das Drama: Fehlen einer nationalen Bühne und deutschen Schauspielkunst; die Engländer und ihr Einfluß; Verhältnis zu den Renaissancebestrebungen; Gryphius und Lohenstein; endgültiger Verfall.

IV. Der volkstümliche Roman . . . . . . . . . 272—281

1. Die Sprache und andere dichterische Mittel: Entwicklung der Opitzschen Rhythmik und Metrik; Zurück-

Seite

bleiben der deutschen Grammatik; Verfall des Wortschatzes unter der Einwirkung der Renaissance; Gegenwirkungen durch den volkstümlichen Roman.

2. Der deutsche Roman in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Entwicklung des spanischen Romans, insbesondere des Schelmenromans. Moscherosch und Grimmelshausen. Verfall des volkstümlichen Romans.

**Drittes Kapitel. Musik und Dichtung der Renaissance im Zeichen beginnender Unterströmung eines neuen Gemütslebens.**

I. Hamburg . . . . . . . . . . . . . . . . . 282—301

1. Doppelantlitz der feinbürgerlichen Kultur um 1700. Allgemeine Stellung Hamburgs innerhalb des Verlaufes dieser Kultur.

2. Die bildenden Künste in Hamburg um etwa 1650 bis 1750. Musik: zunehmende allgemeine Bedeutung der Musik, ihre Stellung in den Zeiten des primitiven Subjektivismus. Die Oper: Entwicklung in Italien und Frankreich; die erste deutsche Oper in Hamburg. Die große Kirchenkantate.

3. Dichtung: barocke Dichtung in Hamburg; Brockes, Hagedorn.

II. Leipzig . . . . . . . . . . . . . . . . . . 301—316

1. Entwicklung Leipzigs. Die Verfassung unter dem besonderen Einflusse der Messen. Lage um 1700. Spezifischer Charakter des geistigen Lebens um diese Zeit und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Notizen über die Pflege der bildenden Kunst und der Musik.

2. Die Dichtung: Die Schule der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Christian Weise) und ihr Verhältnis zu den niederländischen und französischen Theorien; die französische Lehre von der Dichtung um 1700; ihre Aufnahme in Leipzig: Gottsched, seine Wirksamkeit insbesondere für das Theater; seine Lehre und die inneren Gründe für deren Verfall.

III. Die Schweiz . . . . . . . . . . . . . . . 316—324

1. Innere Entwicklung der Schweiz vom 16.

Seite

bis zum 18. Jahrhundert mit besonderer Rücksicht auf die Folgen für die Entfaltung des Geisteslebens.

2. Geistiges Leben in Basel und Zürich. Verhältnis zu Barock und Rokoko. Bodmer und Breitinger; ihr Kampf gegen Gottsched; Gottscheds Niederlage.

**Viertes Kapitel. Weitere musikalische und literarische Übergänge; Ausgang der Phantasietätigkeit des individualistischen Zeitalters.**

I. Entwicklung der Musik bis zur Grenze des Subjektivismus . . . . . . . . . . . . . . 325—334

Einfacher Charakter der musikalischen Entwicklung gegenüber dem der Dichtung; Durchbildung der menschlichen Stimme wie der Musikwerkzeuge zur Wiedergabe feinerer Schattierungen des Gefühls; neue musikalische Formen; neue Theorie der Musik (Harmonielehre). Die deutsche Musik der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Händel und Johann Sebastian Bach.

II. Anfänge einer neuen, hellenischen Renaissance 334—342

Verfall der älteren klassischen Studien und ihrer Einwirkungen bis zur ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Verhältnis der Aufklärung zur Möglichkeit einer neuen Renaissance. Ausgang der neuen Renaissance von der Gelehrsamkeit (Betrieb des Griechischen auf den Mittelschulen, neue Entwicklung einer griechischen Philologie von England und Holland aus). Verbreitung der Bewegung auf die deutschen Universitäten und Mittelschulen.

III. Übergänge auf dem Gebiete der Dichtung . . . 342—359

1. Übersicht über die an der weiteren Entwicklung der Dichtung beteiligten Strömungen in der Lyrik: die horazische Schule der neuen Renaissance (Halle, Berlin: Pyra und Lange; Ramler); die anakreontische Schule (Halle, Halberstadt: Uz, Götz, Gleim, die Grenadierlieder); die Naturpoesie (von Kleist, Gesner).

2. Versuche in Drama und Satire (Leipzig: Johann Elias Schlegel, Rabener, Zachariä). Grenzen der ganzen Bewegung: Gellert.

Seite

IV. Letzte Entwicklung der bildenden Künste unter dem Einflusse des Individualismus und der neuen Renaissance . . . . . . . . . . . . 359—375

Architektur: archäologische Reisen und Entdeckungen; Entwicklung der Architektur vom 16. zum 18. Jahrhundert und unter dem Einflusse der neuen Kenntnis der Antike; Klassizismus in Frankreich und England; in Dresden, Wien und Berlin. Malerei und Plastik: Öser, Winkelmann, Mengs, Lessings „Laokoon"; Aussichten der Malerei und Plastik unter dem Einflusse der neuen Renaissance.

V. Die letzten Zeiten individualistischer Dichtkunst . . . . . . . . . . . . . . . . . . 375—383

Bedeutung des Streites zwischen den Schweizern und Gottsched für das Eindringen der Antike. Lessings poetische, insbesondere dramaturgische Theorien in ihrer individualistischen Bedingtheit und begrenzten Neigung zu subjektivistischer Auffassung. Lessings Dramen als Erzeugnisse dieses theoretischen Bodens; besondere Stellung der „Minna von Barnhelm".

VI. Schlußbetrachtung . . . . . . . . . . . . 383—396

Gesamtverlauf insbesondere der letzten Periode des individualistischen Zeitalters: Zersetzung durch das emporflutende Gemütsleben auf dem Gebiete der Religion, der Weltanschauung, der Phantasietätigkeit. Fortleben rationalistischer Elemente im subjektivistischen Zeitalter: in Kirche, Humanismus (Schule), naturwissenschaftlichem Denken und sozialem Dasein.

# Neunzehntes Buch.

---

## Erstes Kapitel.

# Übersicht der fremden Kultureinflüsse vom 16. bis ins 18. Jahrhundert.

### I.

Das Zeitalter vom 16. bis zum 18. Jahrhundert umfaßt die Periode stärkster Beeinflussung unserer nationalen Kultur von außen her. Wie viele Einwirkungen der italienischen, französischen, spanischen, englischen Kultur lassen sich nicht schon vor dem Dreißigjährigen Kriege, ja bereits im ganzen Verlaufe des 16. Jahrhunderts nachweisen. Und nicht genug damit, daß sich überall Einflüsse lebender Kulturen geltendmachen: zu der räumlichen kommt die zeitliche Rezeption, mochte man nun auf die Antike zurückgreifen oder mochte man die eigene Vergangenheit im Spiegelbilde modernen Verständnisses wiedererstehen lassen, wie es die Humanisten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und Morhof und seine Nachfolger seit den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts getan haben.

Die Ursachen dieser gewaltigen Beeinflussungen sind mannigfaltiger Art; doch lassen sich für die besondere Verflechtung ihrer Einzelvorgänge einige allgemeine Grundlagen aufweisen.

Zunächst mußte, um zeitliche Rezeptionen aus der eigenen Vergangenheit der Nation zu ermöglichen, das Gefühl des geistigen Abstandes von dieser Vergangenheit gewonnen sein. Es ist ein Motiv, das das nationale Seelenleben seit dem

15. Jahrhundert und seit der Reformation kennzeichnet; wurde auch der wissenschaftliche Ausdruck des tiefen Gefühls, vom Mittelalter grundsätzlich getrennt zu sein, in einer entsprechenden Periodisierung der Geschichte erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewonnen, so zog man doch die praktischen Folgerungen dieses Gefühls schon viel früher: bereits die Entwicklung des Humanismus und der Renaissance beruhen auf ihm.

Die räumlichen Rezeptionen aus gleichzeitigen Kulturen aber wurden vor allem durch die internationalen Verkehrsbeziehungen, wie sie mit steigender Geldwirtschaft außerordentlich zunahmen, nahegelegt und vermittelt. Und waren diese Beziehungen zunächst vornehmlich sachlicher Natur: Austausch von Büchern, Kunstwerken, Waren, so trat doch bald ein gesteigerter persönlicher Verkehr hinzu. Mit der Wende des 16. Jahrhunderts kam zunächst für den deutschen Adel, dann aber auch für die besseren Angehörigen des Bürgerstandes die Sitte auf, zur Erweiterung der heimischen Erfahrung und zum Abschluß der Jugendbildung eine längere Reise zu unternehmen, die später so genannte Kavaliertour. Und fast ausnahmslos führte diese in fremde Lande; in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts umfaßte sie bei voller Ausdehnung der Regel nach die Niederlande, England, Frankreich und Italien. Es war eine Einrichtung, die ohne weiteres zum Einfluß fremder Kulturen in der Heimat führen mußte; begünstigt wurde sie durch eine zahlreiche Literatur von Reisehandbüchern, die auch an sich schon viel zur Kenntnis der Fremde beitrug. Dieser Literatur ist dann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine außerordentlich verbreitete und hochentwickelte Literatur der praktischen Lehren der Kaufmannschaft und des Handels gefolgt, die wiederum eine Steigerung des Verkehrs ebenso bewies wie förderte.

Und zu der großen wirtschaftlichen Ursache der zunehmenden Durchdringung der westeuropäischen Kulturen traten andere. Das wichtigste Lebensmotiv des 16. Jahrhunderts, das religiöse, bedingte bestimmte internationale Zusammenhänge, die nicht

auf den ursprünglichen Charakter ihrer Entstehung beschränkt blieben: der katholische Süden Deutschlands ward ganz allgemein auf engere Beziehungen zu Italien und Spanien hingewiesen, der protestantische Norden pflegte den Verkehr mit den Niederländern und den französischen Hugenotten. Außerdem aber wurde der deutsche Boden längere Zeit hindurch zum Zufluchtsort religiös Bedrängter; schon früh gelangten flüchtige italienische Protestanten nach der Schweiz, Franzosen nach den Rheinlanden; spanisch-protestantische Gemeinden gab es in Genf, Basel, Frankfurt a. M.; und all diese Flüchtlinge befruchteten die neue Heimat auch mit allgemeinen Kulturelementen der Länder, die sie verlassen hatten.

Hierzu kamen dann noch besondere politische und soziale Wirkungen, um den Verkehr der Nationen zu erhöhen. Schon das labile Gleichgewicht des europäischen politischen Konzerts in dieser Zeit sorgte dafür: es hat spanischen Einflüssen seit Mitte des 16., französischen seit Mitte des 17. Jahrhunderts zum Siege verholfen; und so ist es kein Zufall, daß in Deutschland bis nach 1600 die enge, steife, manieriert-zierliche spanische Tracht getragen wurde, und daß sie, nach einer allgemeinen Verwilderung während des Dreißjährigen Krieges, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erst durch die französische Allongeperücke und die majestätische Kleidung des Hofes Ludwigs XIV., dann durch den Haarbeutel und die zierliche Tracht des französischen Rokokos abgelöst ward. Diese Einflüsse aber wirkten um so stärker, je mehr soziale Entwicklung und politische Schicksale an den verschiedensten Orten zur Ausbildung ähnlich charakterisierter Gesellschaften unter der Herrschaft einer absoluten Monarchie führten. Das wesentliche Moment ist dabei überall der Übergang der führenden Schichten zu höfischen Lebensformen seit etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts; von nun ab begann es für die höfischen Kreise auf längere Zeit mehr als jemals im Grunde nur eine Literatur und nur eine bildende Kunst zu geben, wenn auch in verschiedenen Sprachen und Formen künstlerischen Ausdrucks.

Die gegenseitige Durchdringung mit Elementen fremder

Kulturen, wie sie so aus sehr verschiedenen Anlässen, wenn auch auf Grund vornehmlich nur weniger großer und tiefliegender Ursachen eintrat, war nun zunächst eine allgemeine Erscheinung für die Nationen der abendländischen Welt überhaupt: sie alle haben mehr oder weniger eine Renaissance gehabt; und sie alle haben Elemente ihrer besonderen Kultur mitlebenden Genossinnen übermittelt. So hat die französische Literatur der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wohl die deutsche beeinflußt; aber sie selbst stand wieder unter den Einwirkungen des italienischen Marinismus und insbesondere auch der italienischen Dramatik, wie die von ihr beeinflußte deutsche Dichtung wiederum für die skandinavischen Völker Bedeutung gewann. Allein im ganzen — und das ist der für die deutsche Geschichte dieser Zeit wie noch teilweise der Gegenwart entscheidende Zug — ist Deutschland bei weitem mehr befruchtet worden, als es befruchtet hat; es weist in der internationalen Bewegung dieser Jahrhunderte die Eigenschaften mehr eines empfangenden als eines schöpferischen Organismus auf, und seine tiefere Entwicklung ergeht sich daher in Erscheinungen, die oft genug vom geraden Wege abführen und mithin einen zunächst sehr verzwickten, ja bisweilen geradezu verworrenen Eindruck hinterlassen.

Die Tatsache dieser passiven Haltung war schon um die Wende des 16. Jahrhunderts bekannt genug; es ist die Zeit, da zeitgenössische Stimmen zusehends von einer „neuen Welt" der Gegenwart als einer fremden zu sprechen beginnen. Und Olorinius deutet das Wort anfangs des 17. Jahrhunderts in der Vorrede zu seiner Ethographia mundi oder Beschreibung der heutigen neuen Welt in folgenden Sätzen: „Wann heutiges Tages alte betagte Leute zusammmen kommen und von allerley Weltsachen, die sie zum Theil augenscheinlich gesehen, zum Theil glaubwürdig von andern gehöret haben, zu discurriren anfangen, do felt gemeiniglich unter andern auch vor der itzige status Mundi, wie es jetzunds in Teutschen Landen an moribus und sitten, Religion, Kleidung und gantzen Leben eine große merkliche verenderung genommen,

also dz so diejenigen, welche vor zwantzig Jahren Todes verblichen, jetzige zeit wider von dem Todten aufstunden und jhre Posteros und nachkömlinge sehen, dieselben garnicht kennen würden, sondern meinen, das es eitel Frantzösische, Spanische, Welsche, Engelische und andere Völcker weren, die doch auß jhrem Vaterland niemals kommen sein."

Woher nun diese besonders ungünstige Stellung unserer Nation in dem gewaltig anwachsenden Kulturaustausch der abendländischen Völker schon im Beginn des 17. Jahrhunderts?

Es ist die Geschichte der letzten Jahrhunderte, ja wenn man will die ganze uns bekannte geschichtliche Vergangenheit der Nation, die sich in dieser Tatsache spiegelt. Von jeher war das deutsche Land den Ländern romanischen Charakters an Kulturelementen unterlegen gewesen; der Vorsprung, den diese als ehemalige Teile des römischen Weltreichs wie in ihrer schon bei Beginn der christlichen Ära vergleichsweise höheren eigenen Kultur besaßen, ist vielfach erst im 18. und 19. Jahrhundert, und auch dann noch nicht ganz und auf allen Gebieten, ausgeglichen worden. Neben diesem allgemeinen Zusammenhang aber, der im Mittelalter vor allem in der Aufnahme des französischen Ritterideals zum Ausdruck gelangt war, hatten seit dem Zeitalter der Entdeckungen besondere Ursachen schädlich gewirkt: wir wissen, wie seitdem besonders die Änderungen im Welthandel das deutsche Bürgertum, seit spätestens dem 15. Jahrhundert den Träger der deutschen Kultur, verheerend getroffen hatten, und wie politische Ursachen, besonders die strenge Behandlung der deutschen Großstädte durch Karl V., hinzukamen, um seit den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts ein Sinken der deutschen Kultur herbeizuführen, das schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in wachsend pessimistischer Stimmung zutage tritt. „O Dudeslant, Dudeslant," schrieb damals ein niederdeutscher Mann an den Rat zu Braunschweig, „ick fruchte, dat Dudeslant eyne grote strafe avergan wart[1]." Diese

[1] Steinhausen, G. d. d. Briefes 2, 1.

Strafe kam im Dreißigjährigen Kriege. Das furchtbare Elend dieser drei Jahrzehnte vollendete, was die unglückliche wirtschaftliche und politische Entwicklung des 16. Jahrhunderts vorbereitet hatte; jetzt klagte man wohl herzzerreißend von dem „calamitosen Zustand unsers lieben Vaterlandes" und sprach von Deutschland als der modernen Arabia deserta; und als die von Millionen Lippen erschallende Bitte um Frieden endlich erfüllt war, da zeigte sich ein Ruin in jeder Richtung der Kultur, und der politische Zusammenhang erschien durch eine Verfassung kompromittiert, welche Friedrich der Große mild als „erlauchte Republik von Fürsten mit einem gewählten Oberhaupt an der Spitze", Hegel richtiger als „konstituierte Anarchie" gekennzeichnet hat[1].

Indes dies entsetzliche Ergebnis galt nicht in gleicher Weise für allen deutschen Boden. Es ist eine fundamentale Erscheinung der deutschen Geschichte, daß die atlantischen Gebiete sich dem Verfall, der Depression gleichsam der Kultur im allgemeinen entzogen haben: so die Niederlande und an der Nordseeküste im engeren Sinne besonders Hamburg. Hier erhob sich, am stärksten und wichtigsten in den Niederlanden, als einzige vollwichtige Fortsetzung der binnendeutschen bürgerlichen Kultur des 14. bis 16. Jahrhunderts jene wunderbare Blüte des Handels, der Kunst, der Wissenschaft, die vornehmlich das 17. Jahrhundert erfüllte, und die wir, soweit Hamburg in Betracht kommt, in ihrem enger begrenzten Verlaufe noch eingehender werden kennen lernen[2].

Indem aber am Weltmeere das Niveau der Entwicklung nicht sank, sondern in Erhebungsvorgängen verharrte, die den früheren Verlauf der gemeindeutschen Entwicklung im ganzen geradlinig fortsetzten, trat von diesen Stellen, und namentlich von den Niederlanden her, eine so tiefe und gewaltige Beeinflussung der zurückbleibenden deutschen Binnenkultur ein, wie

[1] Vgl. dazu Bd. VI, S. 339.

[2] S. unten im zweiten Kapitel dieses Buches Nr. III, 1. Über die Niederlande vgl. schon Bd. VI, S. 16 ff., 37 ff., 68 ff.

sie sonst kaum jemals im Verlaufe der deutschen Geschichte von einem begrenzten Teile des Ganzen ausgegangen ist. Zu den internationalen Kultureinflüssen gesellte sich also, in vollem und oft siegreichem Wettbewerb mit diesen, eine niederländische, vlämische, holländische Einwirkung. Es ist die letzte große Leistung der Niederlande für das gemeinsame Vaterland gewesen. Eben in dem Aufschwung des 16. bis 18. Jahrhunderts entfernten sie sich trotz alles alten Zusammenhangs von diesem so sehr, daß sie seitdem den Weg einer besonderen Entwicklung gegangen sind.

Für den Überblick der Beeinflussungen der deutschen Kultur im Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts aber entsteht aus dem Neben- und Durcheinander der fremden und der niederländischen Wirkungen eine um so größere Schwierigkeit der Darstellung, als auch die niederländische Kultur wieder vielfach von außen her, und zwar zunächst auch im Sinne und in der Richtung der binnendeutschen Kultur, Anregungen empfangen hat. In dem wirren und häufig fast unüberschaubar verflochtenen Gewebe dieser Beziehungen läßt sich nur von dem Standpunkte aus einige Ordnung schaffen, daß man Zeitalter des Überwiegens eines bestimmten Einflusses unterscheidet auf die Gefahr hin, manchen untergeordneten Momenten nicht gänzlich gerecht zu werden. Erscheint dieser Standpunkt als zulässig, so wird man drei Perioden fremder Einflüsse unterscheiden können: die eines vornehmlich italienischen bis etwa zum Jahre 1620, in einer Zeit, in der Deutschland, wenngleich geschwächt, doch fremde Kulturelemente noch unter dem offenen Bestreben, sie national umzubilden, aufnahm; dann eine Periode vorwiegend niederländischen Einflusses, eine Zwischenzeit gleichsam zwischen der ersten und letzten Periode, schon früh, seit etwa 1580, beginnend und etwa ein Jahrhundert, ja länger, fortwährend; und endlich eine Periode vorwiegend französischen Einflusses, deren Höhepunkt zwischen 1680 und 1720 liegt, zu einer Zeit, da die deutsche Kultur kaum noch stark genug war, sich die fremden Elemente in auch nur einigermaßen nationalen Formen anzueignen. Sind damit italienische, niederländische

und französische Einwirkungen als die wesentlichsten bezeichnet, so spielten daneben doch auch spanische und englische eine nicht unbedeutende Rolle, die spanischen bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein, die englischen vornehmlich seit Anfang des 18. Jahrhunderts. Den ersteren wird, wenn man von der allgemeinen Bedeutung des spanisch charakterisierten Jesuitismus und der Gegenreformation absieht, wenigstens teilweise die Aufnahme der sogenannten Inventionen, der Vorläufer der Oper, seit etwa 1550, sowie im 17. Jahrhundert, neben gewissen Einflüssen auf die vlämische Literatur seit etwa 1630, die Entwicklung der Schelmenromane verdankt; die letzteren äußern sich im niederländischen Theater schon seit etwa 1580, um ein Jahrzehnt später auch im binnendeutschen Theater, schwellen dann aber erst seit etwa 1720 recht an, um auf dem Gebiete der Philosophie und Dichtkunst fast während des ganzen 18. Jahrhunderts und jedenfalls in der Übergangszeit des individualistischen Zeitalters zum subjektivistischen auf bemerkenswerter Höhe zu verharren.

## II.

Versucht man ein Bild der italienischen Einflüsse im 16. und in einem Teil des 17. Jahrhunderts zu entwerfen, so entsteht die Schwierigkeit, sie gegenüber den unmittelbar antiken Einwirkungen der Renaissance abzugrenzen. Diese Schwierigkeit wird noch dadurch vermehrt, daß die Zeit selbst, wie noch das ganze 17. und ein großer Teil des 18. Jahrhunderts, unter dem Eindrucke stand, aus der Hand der Italiener in vielen Dingen auch da die reine Antike empfangen zu haben, wo es sich tatsächlich um Stücke der italienischen Kultur handelte, die sehr selbständig, oft nur in äußerer Anlehnung an die Überlieferung der Römer und Griechen entwickelt worden waren. Lebte doch dies ganze Zeitalter überhaupt des Glaubens, die antike Kultur rein erneuert und — das war die Anschauung wenigstens der späteren Geschlechter — vielfach übertroffen zu haben; wie erstaunt war man da zum Beispiel im 18. Jahr-

hundert, als die genauere Kenntnis griechischer Tempelreste wie die Ausgrabungen zu Herculaneum und Pompei zeigten, daß weder Barock noch Rokoko den vollen Charakter des Baustils der Alten getroffen hatten!

Sind so die Schwierigkeiten groß, so läßt sich doch schon auf Grund der ungleichmäßigen Bekanntschaft des 16. bis 18. Jahrhunderts mit den unmittelbaren Überlieferungen der antiken Kultur die Behauptung rechtfertigen, daß die mitteleuropäischen Nationen eine wirklich antike Renaissance der Hauptsache nach nur auf literarischem Gebiete, auf künstlerischem dagegen wesentlich nur eine Rezeption der italienischen Renaissance erlebt haben. Denn während sie sich der schriftlichen Tradition der Antike nicht minder erfreuten, wie die Italiener, fehlte ihnen deren unmittelbares Verhältnis zur monumentalen Überlieferung, und ward es von ihnen in Reisen ihrer Künstler nach Italien aufgesucht, so schob sich zwischen die direkte Aufnahme des antik-künstlerischen Geistes und den Künstler doch immer der ungleich lebendigere Eindruck der großen italienischen Kunst überwältigend ein. Daher waren denn alle Rezeptionen auf dem Gebiete der Künste ungleich mehr italienischen als antiken Charakters.

Umgekehrt stand es für die literarische Kultur im weitesten Sinne des Wortes; hier überwog die Antike. Nur daß deren Rezeption im inneren Deutschland und in den Niederlanden unter verschiedenen Bedingungen vor sich ging. Der deutsche Humanismus gewann Dasein und Kraft schon im 15. Jahrhundert; er war der Geburtshelfer der geistigen Strömungen, welche die Reformation trugen; und er ging an der Reformation zugrunde. Er war nur anfangs durchaus schöngeistig; bald sah er sich in die ungeheure Bewegung der Kirchenspaltung hineingerissen, um zu verstummen oder politisch und kirchlich agitatorisch zu werden, und so endete er schließlich in der klassischen Philologie als unscheinbarer Diener und Untertan einer neuen theologischen Herrschaft[1]. Dabei bewahrte er sich

---

[1] S. dazu Bd. VI, S. 150 ff.

zwar seine eigene lateinische Literatur der Schuldramen und dickbändigen lyrischen und epischen Poesien, aber er gewann keinen irgendwie entscheidenden Einfluß auf die nationale Literatur: keine Renaissance der deutschen Dichtung ist ihm entsprossen.

Ganz anders der niederländische Humanismus. Er hatte keine so unmittelbare Beziehung zur Reformation, wenn er auch dem deutschen Humanismus der Reformationszeit in Erasmus einen der größten Söhne des Landes geschenkt hatte. Er war höchstens in gewissem Sinne mit das Erzeugnis der vollendeten calvinistischen Reformation, und darum war er auch ganz vornehmlich in den nördlichen Niederlanden zu Hause. Im übrigen wurde er groß erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die Herrschaft des Protestantismus im Norden fast schon entschieden war, und triumphierte, ungehindert vom Calvinismus, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Und er beschränkte sich dabei, ein Erzeugnis der Laienkultur, keineswegs auf die gelehrte Welt, so sehr die philologischen Methoden entwickelt wurden. Er ging vielmehr ins Leben der nationalen Dichtung über: leise entstand, mit Vondel als schöpferischem Haupt und Vossius wie Heinsius als Theoretikern, eine erste große nationale Renaissancedichtung diesseits der Alpen, die für Binnendeutschland von größerem Einfluß gewesen ist als jemals die Poesie der italienischen Renaissance.

Wenden wir uns aber den vornehmlich italienischen künstlerischen Einflüssen der Renaissance auf die Kultur des deutschen Gesamtgebietes zu, so ist es nach dem Verlaufe der humanistisch-literarischen Rezeption begreiflich, daß sie in Binnendeutschland, getragen durch diese schon im 15. Jahrhundert einsetzende Rezeption, früher und in längerer Dauer auftraten, während sie in den Niederlanden zwar auch schon in den ersten beiden Dritteln des 16. Jahrhunderts vorhanden waren, doch aber erst im letzten Drittel des 16. und vornehmlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter dem Eindrucke der großen literarischen Renaissance eine erhöhte Bedeutung gewannen.

Im 15. Jahrhundert hatte Deutschland und hatten insbesondere die Niederlande in dem weiten Reiche der bildenden und darstellenden Künste ihrerseits Italien noch mehr befruchtet, als von ihm empfangen: vlämische Bilder waren in Italien weithin verbreitet und zieren noch heute die Museen und Bibliotheken des Landes, und vlämische Musik ist noch tief bis ins 16. Jahrhundert hinein in Italien erklungen. Aber mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts änderte sich das: unaufhaltsam drang von nun ab die italienische Kunst nach Norden.

Den Reigen führte die bildende Kunst und in ihr wiederum das Ornament und die gemalte Architektur und architektonische Umrahmung. Beide gelangten schon um 1500 stärker über die Alpen, und demgemäß nahm zunächst das Kunstgewerbe, namentlich auch die polygraphische Technik, die neuen Formen auf. Ihnen folgte dann die Plastik nach, insofern sie unselbständig verzierte und volle freie Schöpfungen vermied, und dieser endlich die große Kunst der Malerei und Architektur. Die Malerei fand dabei stärkere heimische Widerstände in Binnendeutschland, wo damals die gewaltige Kunst eines Dürer blühte, während die niederländische Kunst nach einer Höhezeit ohnegleichen während des 15. Jahrhunderts eben im Niedergange begriffen war; und so kann man die stärkeren italienischen Einflüsse auf diesem Gebiete in den Niederlanden schon um 1520, in Binnendeutschland erst um 1530 studieren. Aber freilich blieb dann in Binnendeutschland der italienische Einfluß maßgebend, bis er von dem niederländischen abgelöst ward, während in Flandern und Holland von dem Augenblicke ab, da die Malerei die führende Rolle in der deutschen bildenden Kunst zu gewinnen begann, seit etwa dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, der italienische Einfluß immer mehr zurückgedrängt wurde; das letzte große Ereignis in seiner Geschichte ist Rubens' Reise nach Italien (im Jahre 1600) gewesen[1].

---

[1] S. zu alledem Bd. VI, S. 297 ff.

Anders verlief die Entwicklung für die Baukunst. Hier steigerten sich die Einwirkungen im allgemeinen bis zu der Zeit, da, etwa um 1680, die Malerei die führende Rolle an die Architektur abgab: bis von da ab vornehmlich, ja bald fast ausschließlich französische Einflüsse einsetzten.

Am frühesten erschien die italienische Architektur in Binnendeutschland; es sind hier bauliche Denkmäler seit etwa 1515 vorhanden, wenn sie auch noch keine konstruktive Durchbildung im Sinne der Renaissance zeigen. Dann folgten seit etwa 1530 Bauten italienischer Meister im Süden, namentlich in Österreich, und im ehemals slawischen Osten, und seit der Mitte des Jahrhunderts gesellten sich zu ihnen zahlreiche Renaissanceentwürfe einheimischer Meister in denselben Gegenden und auch an anderen Orten, vor allem in den Reichsstädten. Und nun begann, zur selben Zeit etwa, eine Renaissancearchitektur auch in den Niederlanden, wobei es im Norden zu der stark abweichenden Ausbildung des Backhausteinstils kam. Und wie hier, so zeichnet sich Holland auch fürderhin in der Rezeption der wechselnden Stadien der italienischen Architekturentwicklung bald durch Entschiedenheit, bald durch Selbständigkeit der Aufnahme aus. Während in Binnendeutschland und Flandern im allgemeinen das italienische Barock, das sich seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts entwickelt hatte, nachgeahmt wurde, recht früh in Flandern, dann seit etwa 1620 in Österreich, endlich seit etwa 1650 auch in Mitteldeutschland, führte Holland, indem es auf Grund seiner neu emporblühenden literarischen Renaissance die reineren Formen der Antike bevorzugte, seit etwa 1630 die Bauweise des Palladio ein, die sich dann von hier im Verlaufe der nächsten zwei Menschenalter fast über das ganze protestantische Norddeutschland verbreitete.

Inzwischen aber war nach der Aufnahme der bildenden Kunst auch die der Musik Italiens gefolgt. In Ode und Madrigal zur Kunstmusik entwickelt, begann diese seit etwa 1560 die europäische Welt zu beherrschen, während die niederländische

Musik um die Mitte des Jahrhunderts die letzte Zeit ihrer Blüte erlebt hatte. Dem Madrigal und dem Oratorium folgte dann in Italien seit etwa 1600 die Entwicklung der Oper; und um 1630 finden wir diese in Deutschland vorübergehend, seit etwa 1660 in voller Ausbildung wieder.

Zur gleichen Zeit, da der Einfluß der Musik größere Ausdehnung gewann, setzten auch wissenschaftliche Einwirkungen von Italien her ein: so solche der Ingenieurkunst, die schon lange als die erste der Welt galt und allgemein angewandt wurde, dann auch anderer naturwissenschaftlicher Disziplinen bis zu den gewaltigen Entdeckungen Galileis; und dem Einfluß Campanellas auf Descartes stellte sich später derjenige Giordano Brunos auf Spinoza zur Seite.

Aber läßt sich auf gelehrtem Gebiete eigentlich von Kultureinflüssen im gewöhnlichen Sinne des Wortes reden? Die Wissenschaft ist eins, und es versteht sich von selbst, daß in einem geographisch und geschichtlich so zusammenhängenden Bereiche wie demjenigen West- und Mitteleuropas ein ständiger Austausch ihrer Errungenschaften stattfindet. Für Italien aber zeigt die gegen das 17. Jahrhundert zunehmende Bedeutung des Austausches gerade auf diesem Felde, um wie vieles das Leben im Lande der Kunst ernster geworden war; nicht mehr so sehr die heiteren Gebilde der Phantasie — auch in der Musik handelte es sich zum guten Teil schon um Kirchenmusik — wie vielmehr die ernsten Schöpfungen hervorragender Kraft des Verstandes erhielten seinen Ruhm in der Fremde.

In der Tat erschien Italien seit dem Sacco di Roma, seit seiner Hispanisierung und der Gegenreformation sowie seit dem Übergange des Welthandels an die atlantischen Küsten in seinem Charakter wesentlich verändert. Vor allem war das Rom des 17. Jahrhunderts nicht mehr die freie Renaissancestadt Julius' II. Und auch Venedig, das dem Deutschen des 16. Jahrhunderts noch so gern als das Paris seiner Tage erschienen war, und das noch bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein von deutschen Fürsten — katholischen

wie protestantischen — gern besucht wurde, begann schon hippokratische Züge zu zeigen; zudem lag es an den Grenzen des Landes und bewahrte dem übrigen Italien gegenüber wie von jeher, so jetzt erst recht stolzen Sinnes eine Sonderkultur, die es allein geschaffen hatte.

Indem aber diese Wandlungen eintraten, verlor Italien gerade nach den Seiten hin, für die es bisher maßgebend gewesen war, einen großen Teil der Exportfähigkeit seiner Kultur. Zwar herrschte italienischer Einfluß noch im Beginne des 17. Jahrhunderts vornehmlich unter Deutschen, denen der italienische Charakter der anmutendste und kongenialste der romanischen Volkscharaktere ist; noch um 1610 bis 1620 gab es in Binnendeutschland Fürstenhöfe, die einen ganz italienischen Eindruck machten, und um dieselbe Zeit flackerte in der Tracht noch einmal die italienische Mode als allgemein verbindlich auf. Allein bald darauf sah man den großen Zusammenhang der früheren italienischen Einwirkungen schwinden. Es blieb wohl einzelnes erhalten: italienische Musik, italienische Baukunst sind weiter gepflegt worden, und die italienische Malerei brachte es später, seit dem Niedergange der großen niederländischen Kunst, sogar noch einmal zu bewundernder Anerkennung. Aber von einem italienisierenden Charakter der deutschen Kultur als Ganzem konnte gleichwohl nicht mehr die Rede sein; Zeiten dieser Art waren seit etwa 1620 unwiederbringlich dahin, und niederländischer und bald französischer Einfluß haben seitdem den italienischen überwogen. —

Die Geschichte der niederländischen Einflüsse kann hier kurz gefaßt werden. Einheimischen Charakters ist sie mit den Schicksalen der Nation nach Ursprung wie Wirkung aufs innigste verwebt und daher an mancher Stelle einer Darstellung dieser Schicksale überhaupt schon verfolgt worden[1]. Hier kann es sich daher nur um eine eng begrenzte chronologische Umschau handeln.

---

[1] Man vgl. in dieser Hinsicht namentlich schon Bd. VI, passim.

Der niederländische Einfluß war an sich nicht einheitlich; vlämische und nordniederländische Entwicklungen durchdrangen sich in ihm und lösten sich vielfach untereinander ab. Die Jahre 1500 bis 1580 etwa umschlossen, während der Norden noch verhältnismäßig unbedeutend war, die letzte große Periode einer vollständigen vlämischen Kultur; ihr gegenüber erschienen die Zeiten eines Rubens nur noch in einseitiger Blüte entwickelt. Freilich dauerten auch in ihnen vlämische Einflüsse nach Binnendeutschland noch fort, wie sie denn keiner großen Zeit auch des Mittelalters, weder dem 10. und 11., noch dem 12. und 13., noch endlich dem 15. Jahrhundert und eigentlich auch keinem Jahrhundert der neueren Zeiten, bis hin auf Gallait und Bièfve und Maeterlinck und van der Velde gefehlt haben; doch bewegten sie sich immer ausschließlicher nur noch auf dem Gebiete der bildenden Künste und kamen, wenigstens von der ersten Hälfte des 16. bis zu der des 19. Jahrhunderts, vornehmlich nur noch dem katholischen Deutschland zugute.

Inzwischen aber war eine weit gewaltigere niederländische Kultur im Norden des Rheindeltas erwachsen; und in der großen Anfangszeit der Jahre 1560 bis 1620 etwa hatte sie sich bereits auf allen Gebieten geregt, um dann in den Zeiten ihrer Höhe, von 1620 etwa bis 1660, ebenso allseitig weiterzugedeihen und, teils in den Formen einer ersten germanisch-klassischen Renaissance, teils in denen einer Fortbildung von Denken und Wissenschaft zu ersten selbständigen Systemen moderner Geistesarbeit, das innere Deutschland ziemlich allseitig, vornehmlich freilich in seinen nördlichen, protestantischen Gebieten zu befruchten.

Diesen allgemeinen Zügen entsprechend läßt sich vlämischer Einfluß in der Malerei während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts, in der Architektur seit etwa 1560 auf kürzere Zeit am Rhein und im Nordosten, in der Plastik seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts ziemlich allgemein wahrnehmen. Inzwischen aber hatte die nordniederländische Kunst in der Architektur seit etwa

1600 vor allem in Norddeutschland Fuß gefaßt, und ihr folgte nicht ganz ein Menschenalter später der gewaltige Einfluß der Malerei, die nun schon längst zur führenden Kunst geworden war; und schließlich wurde auch die holländische Plastik in der Ausbildung, die sie nach ursprünglichem Realismus unter dem Einflusse einer palladiesken Baukunst erhalten hatte, in Deutschland, vornehmlich im Norden, hochgeschätzt. Parallel aber mit dieser Machtentfaltung der bildenden Kunst ging die der Poesie; die Theorie der Renaissancedichtung wurde während der ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts in Deutschland wenigstens zum Teil von Holland aus eingeführt; und neben Quellin den Älteren, Jakob van Kampen und Rembrandt, die großen Lehrmeister der Bildner, Baumeister und Maler, stellte sich das dichterische Vorbild Vondels. Es war die Zeit, in der auch die Philologie und Altertumswissenschaft und etwas später die Naturwissenschaften und die Philosophie Hollands in Deutschland zu wirken begannen. Jetzt drang das natürliche Denken von hier aus ins Binnenland, die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der holländischen Festungsingenieure und die Untersuchungen eines Stevinus verbreiteten sich, in Fragen des Handels begann man in Deutschland statt nach Venedig nach Amsterdam, in Fragen des Gewerbes statt nach Mailand nach Leiden zu blicken; die Naturrechtslehre des Grotius nahm die Geister ein, und das Denken des Descartes befruchtete wie Holland und Frankreich so auch das innere Deutschland. Es war eine unvergleichliche Stellung des niederländischen Nordens, die sich für die Kunst durchweg bis zum letzten Viertel des 17. Jahrhunderts und teilweise noch länger erhielt, und die auf wissenschaftlichem Gebiete im allgemeinen bis ins 18. Jahrhundert währte; damals wirkten in Holland noch die ersten Philologen und Staatsmänner, Naturgelehrten und Mediziner, und noch Haller ist nach Leiden gezogen, um zu Boerhaaves Füßen zu sitzen.

Allein der Haupteinfluß auf die binnendeutsche Kultur war inzwischen, etwa seit den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts, auf die Franzosen übergegangen. Es war eine Folge

ebenso des politischen Übergewichts Frankreichs, wie einer schon seit dem 16. Jahrhundert vorbereiteten glänzenden Entwicklung der Kultur. Dabei ging der französische Einfluß schließlich weit mehr, als das bei anderen fremden Einwirkungen der Fall gewesen war, über die bloße Einfuhr vereinzelter Kulturelemente hinaus und erreichte schließlich fast die volle Aufnahme seiner Bildungsideale wenigstens im inneren Deutschland.

## III.

Die französische Kultur hatte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Blüte erlebt, der gegenüber die Bildungen des Zeitalters Ludwigs XIV. von einem gewissen Standpunkte aus fast als ärmlich und konventionell bezeichnet werden können. Sieht man auch vom Aufschwunge der Künste und der Dichtung und dem vielgestalteten Leben auf religiös-kirchlichem Gebiete ab, — welcher Reichtum großer Namen allein der Wissenschaft! Da stehen neben den Philologen Stephanus, Scaliger und Casaubonus die Juristen Budäus, Pithöus, Hotomannus, Gothofredus, und die Philosophen und Weltweisen bilden von Ramus über Montaigne und Charron bis auf Descartes eine Reihe fast ohnegleichen.

Allein diese Kultur, vornehmlich doch eine solche der Geisteswissenschaften, hat nach außen nicht allzusehr und vor allem nicht ihrem innersten Kerne nach eingewirkt, so stark auch von ihr, wie sie wesentlich hugenottisch war, die calvinistischen Niederlande beeinflußt wurden; gehörten doch Männer wie Descartes oder Scaliger den Niederlanden mindestens ebensosehr an als Frankreich. Vielmehr ging die Einwirkung Frankreichs nach außen hin schon damals vornehmlich von einer anderen Seite aus: sie war geknüpft an die Bildung eines neuen gesellschaftlichen Lebensideals, des Ideals des Weltmanns, des homme du monde.

Die Ausbildung dieses Ideals führt an den Hof; und vielleicht darf man es in dieser Luft bis in die Zeit und die

Umgebung der burgundischen Fürsten des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen[1]. Seine ersten festen Wurzeln aber schlug es, in Anlehnung wohl an das italienische Ideal des Gentiluomo, am Hofe Ludwigs XI. und namentlich Ludwigs XII., unter welchem Hof und Heer mehr als früher hervorzutreten begannen. Selbständiger und wahrhaft französisch entfaltete es sich dann in den glänzenden Festen des ritterlichen Königs Franz I. Und seit den letzten Zeiten König Franzens begann es sich über Europa zu verbreiten.

Für das anfängliche Verhältnis der deutschen Höfe zu dieser Kultur und zu diesem neuen Ideal ist es bezeichnend, daß unsere Fürsten noch in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts an den französischen Hof jeder in dem Deutsch seines Landes schrieben; Franz hielt damals noch einen Dolmetscher, der diese Schriftstücke erst ins Gemeindeutsche, dann ins Französische zu übersetzen hatte. Im Jahre 1613 dagegen verbreiteten pfälzische Diplomaten in Deutschland eine Denkschrift über den Reichstag zu Regensburg in französischer Sprache. Die zwischen diesen Daten liegenden zweieinhalb Menschenalter bilden die Zeit zunehmenden französischen Einflusses und eindringender französischer Gesellschaftsideale zunächst an den deutschen Höfen. Man beobachtet, wie zunächst der pfälzische Hof, von dem aus schon im Jahre 1502 der Kronprinz Ludwig zur Erziehung nach Paris gesandt worden war, französisch wird; ihm folgen dann, zum Teil unter dem Einflusse der französisch-burgundischen Hofhaltung Karls V., schüchtern einige andere rheinische und süddeutsche Höfe. Darauf verstehen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts etwa schon viele fürstliche Räte französisch, und einzelne deutsche Fürsten beginnen französisch zu korrespondieren, vornweg wiederum die Pfälzer.

Es war die Zeit, da der Einfluß des französischen Calvinismus dem des königlichen Hofes zur Seite trat; seiner

---

[1] Vgl. hierzu und zum Folgenden Steinhausen in Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch., N. F. 7, 349 ff.

ersten Einführung in die Pfalz (1562) folgten die Siege in Bremen, in Nassau, in Hessen, in Anhalt, in Brandenburg und in den Herzogtümern der schlesischen Piasten; und überall kamen sie der französischen Kultur zugute. Das um so mehr, als sich der reformierten Konfession ganz allgemein zugleich der Fortgang der Wissenschaften, wenigstens der Geisteswissenschaften, anschloß. Damals verfiel Wittenberg als Universität; und der geistige Primat ging auf Heidelberg und Straßburg, das 1621 Universität geworden war, über, auf Hochschulen und Bildungszentren im Westen, an denen vielfach Franzosen lebten und wirkten.

Gleichwohl blieb französische Bildung im 16. Jahrhundert, neben den unvermeidlichen Überstrahlungen an den Grenzen, besonders im Elsaß, Eigentum nur einer ganz bestimmten Anzahl von Fürstenhöfen; um 1600 wurde sie besonders in Württemberg und in der Pfalz, in Hessen und in Anhalt gepflegt. An diesen Höfen ging vor allem die Korrespondenz nun ganz an die fremde Sprache über; die Prinzessin Elisabeth von Hessen schrieb ihrem Vater schon als siebenjähriges Kind französische Briefe. Allein neben diesen Höfen gab es doch, und namentlich im Norden, noch eine weit überwiegende Anzahl ganz oder fast ganz deutscher: so in Braunschweig, Sachsen, Brandenburg und Pommern; und im Süden und Südosten hielt sich immer noch die Pflege des Italienischen. Wie sehr selbst an den französischen Höfen noch Italienisch, bisweilen auch Spanisch, gelegentlich, wie z. B. in der Pfalz, selbst Englisch getrieben wurde, zeigt wohl kein Beispiel besser, als das von Hessen. Hier begründete Moritz im Jahre 1599 zu Marburg das 1618 nach Kassel verlegte Collegium Mauricianum als eine Schule, in der neben den alten auch die romanischen Sprachen gelehrt werden sollten, und fand in den bewegten Jahren seiner Regierung noch Zeit, ein französisches Dictionnaire zu verfassen, während seine Tochter Elisabeth einen Contarinischen Schäferroman ins Deutsche und Lobwassersche Psalmen ins Italienische übersetzte, sowie Madrigale und Kanzonen dichtete nach der Weise Petrarcas. Man sieht: es lief bei

solchen Bestrebungen an manchen Höfen noch ein gut Stück bürgerlicher Vielwisserei und eine gewisse Art gelehrter Vielgeschäftigkeit mit unter, ein Zug, an den auch der Wiener Kaiserhof erinnert: hier waren z. B. Kaiser Ferdinand II. und die Erzherzöge Mitglieder italienischer Akademien, in denen Generale wie Montecuculi italienische Dichter erklärten.

In der Natur der Sache aber lag es, daß diese fremde Bildung, die im Herzen Deutschlands doch immer mehr französisch wurde, nicht bloß auf die Höfe beschränkt blieb; den Höfen folgte vielmehr, wenn auch zunächst nur in geringer Zahl und in starkem Abstand, der Adel. Doch konnte schon Fischart von seinem südwestdeutschen Standpunkte aus von „unseren frantzösischen Hofleut" reden; und seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts halfen die „frantzösischen" Fürsten der langsamen Bewegung durch Ritterakademien nach, welche Beamte und Höflinge nach dem Muster des homme du monde zu bilden hatten. So stiftete Friedrich III. von der Pfalz 1575 die Akademie zu Selz, Friedrich von Württemberg 1598 das Kollegium zu Mömpelgard, Moritz von Hessen 1599 das Kollegium zu Marburg. Und diesen Bestrebungen kam auch die Mode der Kavalierstour vornehmlich nach Frankreich seit etwa Anfang des 17. Jahrhunderts zugute.

Im ganzen entsprach gleichwohl alledem noch lange Zeit hindurch kein allgemeiner Einfluß französischer Kultur. Noch immer blieb namentlich von der Rezeption ausgeschlossen, was nicht in genauerer Verbindung mit dem weltmännischen Lebensideale stand. So hat vor allem, wie schon bemerkt, der Aufschwung der französischen Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur in den Niederlanden Eindruck gemacht, wenn auch Deutsche seit etwa 1560 zahlreicher in Paris studierten; und noch weniger kann man in dieser Zeit von einer Rezeption der bildenden Künste Frankreichs für irgend einen Teil deutschen Bodens reden. Viel wichtiger dagegen war für Deutschland die französische Musik, wenigstens soweit sie religiös-calvinischen Charakters war — doch wurden auch Gaillarden und verwandte

„Frankreichische Gesenglein“ aufgenommen —, und vor allem die Literatur. Die Literatur schon deshalb, weil sie wenigstens zum Teil der Ausdruck des höfischen Lebensideals war. In diesem Zusammenhange gelangte namentlich die längere französische Erzählung mit eingestreuten lehrhaften Partien, der Roman, in Deutschland zur Wirkung. Romane wurden besonders seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts in immer steigender Anzahl importiert. Die Amadisromane gefielen dabei besonders[1]; enthielten sie doch in der Anwendung auf die Romanfiguren das ganze Gesetzbuch französisch-höfischen Anstandes; und 1597 konnte ein besonderes Werk erscheinen, die „Schatzkammer schöner zierlicher Oratorien“ u. s. w., in dem das gesellschaftlich Lehrhafte aus 24 solchen Amadisromanen in bequemem Auszug vorgetragen wurde. Was wollte gegenüber der Wirkung solcher Bücher der Einfluß der ernsten französischen Lyrik und der französierten Gesetze der italienischen Renaissanceliteratur besagen? Erst spät, und dann zum Teil unter niederländischer Vermittlung, sind sie für Deutschland wichtig geworden.

Und so darf man, was aus Frankreich im Verlaufe des 16. Jahrhunderts und auch noch vieler Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nach Deutschland gelangte, doch eigentlich nur der Vorgeschichte der späteren allgewaltigen französischen Wirkungen zuzählen; längst hatte Frankreich Westeuropa, vor allem England, ja auch Italien, wo man schon im 16. Jahrhundert gegen die französische Mode ankämpfte, aufs stärkste beeinflußt, ehe es seine Herrschaft im deutschen Osten antrat.

Die Voraussetzungen für deren Entwicklung aber waren doppelter Art: es bedurfte vorher des Verfalls der bürgerlichen Führung der deutschen Kultur, die ihrem ganzen Wesen nach dem Ideal des homme du monde fernstand, und damit des Übergangs dieser Führung auf die Fürsten, den Adel, die Höfe; und es bedurfte eines höheren Aufschwunges des franzö-

[1] S. Bd. VI, S. 235 ff.

sischen Gesellschaftsideals selber. Beides trat seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein.

Während Deutschland die furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges erlebte und nur die Niederlande und teilweise die Nordseeküste noch bessere Tage sahen, ging Frankreich der Zeit seiner vollsten Blüte entgegen. Vor allem wurde jetzt Paris mehr als je geistiger Mittelpunkt des Landes, eine Folge des Aufschwungs der zentralisierenden Monarchie seit Ausgang der Religionskriege. Um 1629 wurde die Einwohnerschaft der Stadt schon auf 800 000 Seelen geschätzt; Straße auf Straße wuchs empor; im Innern der Stadt bewegten sich 12 000 Karossen; und der Faubourg St. Germain am linken Seineufer begann mit seinen aneinandergereihten Palästen schon das besondere Viertel der Vornehmen zu werden. Es war die Zeit, da Richelieu die Nation beherrschte und, indem er mit unermüdlichem Geschäftseifer und allgegenwärtigem Spürsinn ein harmonisches Ideal französischen Lebens formte, seine Landsleute im großen wie im kleinen zum Fortschritte zwang. Damals begann die Sprache als nationales Kunstwerk begriffen zu werden; ihr Schärfungsprozeß zu jener Geschliffenheit begann, die bald zu einem Wunder der Welt wurde. Damals stellte Balzac im Anschluß an die Klassizität Ciceros die Erfordernisse des akademischen Stiles fest, und das Drama wurde durch Corneille und Racine zu innerer Einheit und ideenreicher Geschlossenheit ausgebildet. So stieg die Literatur über die Nachahmung der Spanier empor, bis Boileau die Gesetze ihrer klassischen Renaissance vollendet aussprach. Und gleichzeitig entzog sich die bildende Kunst der Nachfolge der Italiener. Levau und François Mansard gaben der Architektur Ruhe, Einfachheit, klare Motive, kühle Verständigkeit; Nicolas Poussin und Simon Vouet gewannen aus der nüchternen Abstraktion der Gesetze der italienischen Malerei eine Erkenntnis, von der her sie unter Anlehnung an die Antike einen neuen Stil schufen. Auch auf dem Gebiete der bildenden Künste begann damit eine neue Renaissance, die Renaissance der Franzosen.

Und Hand in Hand mit ihr erwuchs als Voraussetzung wie Folge ein verändertes gesellschaftliches Dasein der höheren Schichten, des Adels vor allem und des Hofes. Wohl entzückte den Adel im Sommer noch das Leben in Feld und Wald, aber wenigstens der Winter wurde immer mehr in städtischem Treiben zugebracht. So war er den schönen Künsten und der Dichtung, aber auch der Kunst der gesellschaftlichen List und Intrige geweiht. Und in dem geschlossenen Dasein des städtischen Palastes begann die Frau zu herrschen, gewann das Weibliche, das Intime Gewalt. Der Begriff des Salons entwickelte sich, Esprit wurde zum Nerv der Unterhaltung, und unzertrennlich verquickten sich Lebensernst und gesellige Heiterkeit. Das Dasein erhielt den Charakter eines Kunstwerkes, wie einst in den schönen Zeiten des Rittertums; aber keineswegs mehr trug es dabei den abenteuerlichen, ins Weite lockenden Zug dieser längstvergangenen Zeit; ins Engere zog es sich; die Feinheit der Durchbildung des Einzelnen ging über alles: keine scharfe Eigenart, innere Vollendung vielmehr nach den Maßen der gegebenen Verhältnisse war die Losung.

In die werdende Bildung dieses Lebens trat die Monarchie des Sonnenkönigs ein. Was gesellschaftlich begonnen war, im Sinne strengster höfischer Zentralisation ward es vollendet. Nun wurde der Hof zum Mittelpunkt der aufgesammelten geistigen Bestrebungen, zur Quelle des Geschmackes, zum Horte der Wissenschaft. Aber dieser Hof war derselbe, der in ernstester Arbeit die natürlichen Hilfsmittel des Landes entwickelte, Industrien schuf und den Handel vermehrte, — und diese Monarchie war die des großen Eroberers an fast allen Grenzen des Landes, des Herren und Meisters der europäischen Politik.

Wahrlich, ein berückendes Bild allseitiger Größe! Wie hätte es auf die deutschen Zeitgenossen nicht wirken sollen, die Epigonen der trübseligen Geschlechter des Dreißigjährigen Krieges! Völlig und in jeder Hinsicht wurde diese Kultur, wurde das ihr zugrunde liegende Ideal von den deutschen Fürsten und Adligen, jetzt den gesellschaftlich herrschenden Klassen, bewundert,

nachgeahmt und nacherlebt. Jetzt war es nicht mehr bloß der pfälzische Hof, der unter dem trefflichen, jovialen Karl Ludwig, dem Vater der Liselotte von Orleans, französischem Einfluß Bahn brach: immer allgemeiner wurde die Nachahmung des französischen Wesens; am braunschweigisch-hannoverschen Hofe fand es bald darauf eine mächtige Stütze auch in Norddeutschland, und die Vorboten der Zeit stellten sich ein, die der Antimacchiavell Friedrichs des Großen mit den Worten geschildert hat: „Il n'y a pas jusq'au cadet d'une ligne apanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV; il bâtit son Versailles, il a ses maitresses et entretient ses armées."

Dabei griffen, eben weil Hof und Adel die Nation sozial beherrschten, die fremden Einflüsse allmählich beträchtlich tiefer. Moscherosch spricht in seinen „Gesichten" schon ganz allgemein von den „neusüchtigen Teutschlingen"; wollte man deren Herz öffnen, „man würde augenscheinlich befinden, das Fünffachtheil derselben Frantzösisch, Ein achtheil Spanisch, Ein achtheil Italiänisch, Ein achtheil doch nicht wohl Teütsch daran solte gefunden werden." Und an anderer Stelle meint er, den meisten Deutschen gelte Paris als eine kleine Welt, als das Compendium orbis terrarum, als abrégé du Monde.

War damit dem französischen Einfluß eine beinahe unbegrenzte, wenn auch von Vaterlandsfreunden immer und immer wieder beklagte Aufnahmefähigkeit gesichert, so ergoß sich nunmehr die französische Kultur in allen ihren Bildungen durch die gestürzten Schranken.

Zunächst trat da ein Zusammenhang auf, der sich in keiner der früheren Rezeptionen auch nur annähernd so deutlich gezeigt hatte. Diese waren durchschnittlich und vornehmlich Aufnahmen geistiger Errungenschaften gewesen; der halb kommunistische Charakter alles geistigen Eigentums hatte sich in ihnen offenbart; recht eigentlich waren da die Gedanken zollfrei gewesen. Jetzt trat neben den geistigen Import der materielle: massenhaft wanderten französische Industrieartikel ins deutsche Land; es war nicht mehr der gewohnte Handelsverkehr im

Austausch von Platz zu Platz und von Land zu Land, es war eine einseitige Überschwemmung mit französischen Fabrikaten. Und wie wurden diese Fabrikate gekauft! „Die Uhren gehen beßer," sagt Johann Jakob Becher in seinem politischen Diskurs vom Jahre 1668, „wann sie die Teutsche zu Pariß gemacht haben, als wann eben selbige Meister solche zu Augsburg gemacht hätten; dann die Luft allda ist besser darzu; ihre Spiegel seind heller als die Venetianische; ihre Weiber Auffsätz, Garnitur, Bänder, Ketten, Perlen, Schuh, Strümpffe, endlich gar die Hemden seynd besser, wann sie die Frantzösische Lufft ein wenig parfumirt hat (wie wohl ehe ich sie anlegen thäte, den gutten Geruch erstlich mit Schwefelrauch, als wie man den Briefen in der Pest thut, vertreiben wolte); man fährt nicht wohl in den Kutschen, wann sie nicht die Frantzösische Mode haben; der Frantzösische Hutstock schicket sich auf alle Teutsche Köpfe" u. s. w. Und er berechnet in seinem patriotischen Schmerze, daß Deutschland an Frankreich jährlich mindestens vier Millionen Taler für Industrieprodukte verliere.

Über den Import materieller Güter hinaus ging aber noch der Import von Sprachgut. War die deutsche Sprache schon im 16. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vornehmlich durch das Humanistenlatein verdorben worden, so daß Klagen über Fremdwörter wie nicht minder über die Latinisierung der Eigennamen schon früh erschollen waren und bereits 1571 ein erstes Fremdwörterbuch hatte erscheinen müssen, so trat jetzt eine förmliche Französierung des Deutschen nach Satzbau wie Wortschatz ein; Lauremberg hat später geradezu von „französischem Düdsch" gesprochen; Lessing noch schreibt in seiner Jugendzeit sein Deutsch nach nicht wenigen Regeln der französischen Sprache und bedient sich selbst in der „Emilia Galotti" noch einer Sprache, die von Gallizismen wimmelt, und selbst in der Sprache des jungen Schiller ist noch der Einfluß des Französischen merklich[1]. Vor allem aber wurde

[1] Schon zur Zeit des Westfälischen Friedens gilt ein Satz wie der folgende

diese Sprache je länger je mehr auf den verschiedensten Gebieten als Ausdrucksmittel überhaupt eingeführt: in der Diplomatie, in der Kriegskunst, teilweise in den Wissenschaften, trotz des Lateins, und schließlich in der höheren schriftlichen Unterhaltung überhaupt. Namentlich die Briefsprache des Adels wurde seit Mitte des 17. Jahrhunderts ganz allgemein französisch; um 1700 ging das auch auf bürgerliche Kreise über, und 1730 konnte die Kulmus an Gottsched schreiben: „Meine Lehrmeister haben mich versichert, es sey nichts gemeiner, als deutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schreiben Französisch." In den bürgerlichen Kreisen ist dieser Brauch dann seit den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts langsam zurückgegangen; in den adligen hat er noch tief bis ins 19. Jahrhundert hinein fortgewährt.

Solche Vorgänge bedeuteten natürlich nichts anderes als eine gewisse Französierung deutschen Denkens und Empfindens, deutschen Lebens überhaupt. Kein Wunder daher, wenn sie von einem vollen Import aller großen Kulturerrungenschaften Frankreichs begleitet waren; erstaunlich höchstens, daß dieser Import doch erst verhältnismäßig spät einsetzte.

Entscheidend ist hier etwa das Jahr 1680. Um diese Zeit begann neben dem französischen Bildungsideal im allgemeinen zunächst der französische Baustil einzudringen, doch geschah das noch im Wettbewerb mit den Ausläufern des palladiesken Stils der nördlichen Niederlande; und im Süden begegnete dem französischen Barock noch ein nicht minder ausgeprägtes italienisches Barocco. Erst nachdem der französische Stil seit etwa 1700 Holland erobert hatte, wurde seine Herrschaft auch auf deutschem Gebiete allgemeiner. Und zu gleicher Zeit drang denn auch der Stil der französischen Dichtung ein;

als gutes Deutsch: „Ein cavalier ist, welcher ein gut courage hat; maintenirt sein état und réputation und giebt einen polirten courtisanen ab." Biedermann [2] 2, 1, 51 Anm. **). Und die Poetiken müssen vor Sätzen warnen wie dem folgenden: „Wenn sie wollen dahin sehen, werden sie mir erweisen den größten Gefallen." Borinski, Poetik, S. 343, Anm. 5.

ein Canitz, Besser, Wernicke, Neukirch sind schon um 1700 seine fast absoluten Vertreter gewesen.

Während sich aber die schweren und massigen Einzelelemente des Kulturzeitalters Ludwigs XIV. in Deutschland immerhin nur langsam vorschoben, erlebte Frankreich selbst einen bedeutungsvollen Umschwung seines inneren Daseins. Nach dem Tode des großen Königs übernahm politisch der ehrgeizige und sittenlose Herzog von Orleans ein Regiment, das seinen Ausdruck in den wüsten Spekulationen Laws fand; und künstlerisch trat an die Stelle der großen Architektur Mansards, Perraults, Blondels und der ihr zugeordneten Künste in Malerei und Bildnerei das Rokoko; man löste sich los vom Stile der Antike, den man noch im Barock besonders versinnlicht zu haben glaubte, und ging, angeblich über die Alten hinaus, den eigenen Weg der Commodité, der Bienséance und der Convenance. Es ist derselbe Zug nur praktischer Forderungen, der auch die Literatur beherrschte: der klassische Stil der schwungvollen Dramen des 17. Jahrhunderts räumt den Platz; ein kleineres Geschlecht rüttelt an den Gesetzen Boileaus und unternimmt es, neue, einleuchtendere Prinzipien zu schaffen.

Der Stil der Régence ist in Frankreich bald hart durch das wachsende geistige Übergewicht Englands betroffen worden. Der unabsehbare Aufschwung des Inselreichs hatte seit dem revolutionären Ringen des 17. Jahrhunderts einen Milton, Algernon Sidney, Locke gezeitigt; jetzt begann man sie in Frankreich zu würdigen: der englische Deismus mit der Dreiheit seiner Ideale, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, erschien als Allheilmittel gegenüber der faden Frivolität der Beamten, des Hofes, des Staates, und Voltaire ward zu seinem begeisterten Propheten.

Auf deutschem Boden hatte man inzwischen die Kunst der Régence aufgenommen; mehr als das französische Barock hat sie seit etwa 1720 Epoche gemacht, wenn auch vornehmlich nur im Profanbau mit dem Zubehör einer Malerei und Plastik, die zur Architektur jetzt ganz in dienende Stellung gebracht worden waren; der kirchliche Bau verharrte im Barock, und italienisches Barock blieb in Österreich selbst für Profanbauten gewöhnlich.

Umgebung der burgundischen Fürsten des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen[1]. Seine ersten festen Wurzeln aber schlug es, in Anlehnung wohl an das italienische Ideal des Gentiluomo, am Hofe Ludwigs XI. und namentlich Ludwigs XII., unter welchem Hof und Heer mehr als früher hervorzutreten begannen. Selbständiger und wahrhaft französisch entfaltete es sich dann in den glänzenden Festen des ritterlichen Königs Franz I. Und seit den letzten Zeiten König Franzens begann es sich über Europa zu verbreiten.

Für das anfängliche Verhältnis der deutschen Höfe zu dieser Kultur und zu diesem neuen Ideal ist es bezeichnend, daß unsere Fürsten noch in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts an den französischen Hof jeder in dem Deutsch seines Landes schrieben; Franz hielt damals noch einen Dolmetscher, der diese Schriftstücke erst ins Gemeindeutsche, dann ins Französische zu übersetzen hatte. Im Jahre 1613 dagegen verbreiteten pfälzische Diplomaten in Deutschland eine Denkschrift über den Reichstag zu Regensburg in französischer Sprache. Die zwischen diesen Daten liegenden zweieinhalb Menschenalter bilden die Zeit zunehmenden französischen Einflusses und eindringender französischer Gesellschaftsideale zunächst an den deutschen Höfen. Man beobachtet, wie zunächst der pfälzische Hof, von dem aus schon im Jahre 1502 der Kronprinz Ludwig zur Erziehung nach Paris gesandt worden war, französisch wird; ihm folgen dann, zum Teil unter dem Einflusse der französisch-burgundischen Hofhaltung Karls V., schüchtern einige andere rheinische und süddeutsche Höfe. Darauf verstehen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts etwa schon viele fürstliche Räte französisch, und einzelne deutsche Fürsten beginnen französisch zu korrespondieren, vornweg wiederum die Pfälzer.

Es war die Zeit, da der Einfluß des französischen Calvinismus dem des königlichen Hofes zur Seite trat; seiner

---

[1] Vgl. hierzu und zum Folgenden Steinhausen in Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch., N. F. 7, 349 ff.

ersten Einführung in die Pfalz (1562) folgten die Siege in Bremen, in Nassau, in Hessen, in Anhalt, in Brandenburg und in den Herzogtümern der schlesischen Piasten; und überall kamen sie der französischen Kultur zugute. Das um so mehr, als sich der reformierten Konfession ganz allgemein zugleich der Fortgang der Wissenschaften, wenigstens der Geisteswissenschaften, anschloß. Damals verfiel Wittenberg als Universität; und der geistige Primat ging auf Heidelberg und Straßburg, das 1621 Universität geworden war, über, auf Hochschulen und Bildungszentren im Westen, an denen vielfach Franzosen lebten und wirkten.

Gleichwohl blieb französische Bildung im 16. Jahrhundert, neben den unvermeidlichen Überstrahlungen an den Grenzen, besonders im Elsaß, Eigentum nur einer ganz bestimmten Anzahl von Fürstenhöfen; um 1600 wurde sie besonders in Württemberg und in der Pfalz, in Hessen und in Anhalt gepflegt. An diesen Höfen ging vor allem die Korrespondenz nun ganz an die fremde Sprache über; die Prinzessin Elisabeth von Hessen schrieb ihrem Vater schon als siebenjähriges Kind französische Briefe. Allein neben diesen Höfen gab es doch, und namentlich im Norden, noch eine weit überwiegende Anzahl ganz oder fast ganz deutscher: so in Braunschweig, Sachsen, Brandenburg und Pommern; und im Süden und Südosten hielt sich immer noch die Pflege des Italienischen. Wie sehr selbst an den französischen Höfen noch Italienisch, bisweilen auch Spanisch, gelegentlich, wie z. B. in der Pfalz, selbst Englisch getrieben wurde, zeigt wohl kein Beispiel besser, als das von Hessen. Hier begründete Moritz im Jahre 1599 zu Marburg das 1618 nach Kassel verlegte Collegium Mauricianum als eine Schule, in der neben den alten auch die romanischen Sprachen gelehrt werden sollten, und fand in den bewegten Jahren seiner Regierung noch Zeit, ein französisches Dictionnaire zu verfassen, während seine Tochter Elisabeth einen Contarinischen Schäferroman ins Deutsche und Lobwassersche Psalmen ins Italienische übersetzte, sowie Madrigale und Kanzonen dichtete nach der Weise Petrarcas. Man sieht: es lief bei

solchen Bestrebungen an manchen Höfen noch ein gut Stück bürgerlicher Vielwisserei und eine gewisse Art gelehrter Vielgeschäftigkeit mit unter, ein Zug, an den auch der Wiener Kaiserhof erinnert: hier waren z. B. Kaiser Ferdinand II. und die Erzherzöge Mitglieder italienischer Akademien, in denen Generale wie Montecuculi italienische Dichter erklärten.

In der Natur der Sache aber lag es, daß diese fremde Bildung, die im Herzen Deutschlands doch immer mehr französisch wurde, nicht bloß auf die Höfe beschränkt blieb; den Höfen folgte vielmehr, wenn auch zunächst nur in geringer Zahl und in starkem Abstand, der Adel. Doch konnte schon Fischart von seinem südwestdeutschen Standpunkte aus von „unseren frantzösischen Hofleut" reden; und seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts halfen die „frantzösischen" Fürsten der langsamen Bewegung durch Ritterakademien nach, welche Beamte und Höflinge nach dem Muster des homme du monde zu bilden hatten. So stiftete Friedrich III. von der Pfalz 1575 die Akademie zu Selz, Friedrich von Württemberg 1598 das Kollegium zu Mömpelgard, Moritz von Hessen 1599 das Kollegium zu Marburg. Und diesen Bestrebungen kam auch die Mode der Kavalierstour vornehmlich nach Frankreich seit etwa Anfang des 17. Jahrhunderts zugute.

Im ganzen entsprach gleichwohl alledem noch lange Zeit hindurch kein allgemeiner Einfluß französischer Kultur. Noch immer blieb namentlich von der Rezeption ausgeschlossen, was nicht in genauerer Verbindung mit dem weltmännischen Lebensideale stand. So hat vor allem, wie schon bemerkt, der Aufschwung der französischen Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur in den Niederlanden Eindruck gemacht, wenn auch Deutsche seit etwa 1560 zahlreicher in Paris studierten; und noch weniger kann man in dieser Zeit von einer Rezeption der bildenden Künste Frankreichs für irgend einen Teil deutschen Bodens reden. Viel wichtiger dagegen war für Deutschland die französische Musik, wenigstens soweit sie religiös-calvinischen Charakters war — doch wurden auch Gaillarden und verwandte

„Frankreichische Gesenglein" aufgenommen —, und vor allem die Literatur. Die Literatur schon deshalb, weil sie wenigstens zum Teil der Ausdruck des höfischen Lebensideals war. In diesem Zusammenhange gelangte namentlich die längere französische Erzählung mit eingestreuten lehrhaften Partien, der Roman, in Deutschland zur Wirkung. Romane wurden besonders seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts in immer steigender Anzahl importiert. Die Amadisromane gefielen dabei besonders[1]; enthielten sie doch in der Anwendung auf die Romanfiguren das ganze Gesetzbuch französisch-höfischen Anstandes; und 1597 konnte ein besonderes Werk erscheinen, die „Schatzkammer schöner zierlicher Oratorien" u. s. w., in dem das gesellschaftlich Lehrhafte aus 24 solchen Amadisromanen in bequemem Auszug vorgetragen wurde. Was wollte gegenüber der Wirkung solcher Bücher der Einfluß der ernsten französischen Lyrik und der französierten Gesetze der italienischen Renaissanceliteratur besagen? Erst spät, und dann zum Teil unter niederländischer Vermittlung, sind sie für Deutschland wichtig geworden.

Und so darf man, was aus Frankreich im Verlaufe des 16. Jahrhunderts und auch noch vieler Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nach Deutschland gelangte, doch eigentlich nur der Vorgeschichte der späteren allgewaltigen französischen Wirkungen zuzählen; längst hatte Frankreich Westeuropa, vor allem England, ja auch Italien, wo man schon im 16. Jahrhundert gegen die französische Mode ankämpfte, aufs stärkste beeinflußt, ehe es seine Herrschaft im deutschen Osten antrat.

Die Voraussetzungen für deren Entwicklung aber waren doppelter Art: es bedurfte vorher des Verfalls der bürgerlichen Führung der deutschen Kultur, die ihrem ganzen Wesen nach dem Ideal des homme du monde fernstand, und damit des Übergangs dieser Führung auf die Fürsten, den Adel, die Höfe; und es bedurfte eines höheren Aufschwunges des franzö-

[1] S. Bd. VI, S. 235 ff.

sischen Gesellschaftsideals selber. Beides trat seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein.

Während Deutschland die furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges erlebte und nur die Niederlande und teilweise die Nordseeküste noch bessere Tage sahen, ging Frankreich der Zeit seiner vollsten Blüte entgegen. Vor allem wurde jetzt Paris mehr als je geistiger Mittelpunkt des Landes, eine Folge des Aufschwungs der zentralisierenden Monarchie seit Ausgang der Religionskriege. Um 1629 wurde die Einwohnerschaft der Stadt schon auf 800000 Seelen geschätzt; Straße auf Straße wuchs empor; im Innern der Stadt bewegten sich 12000 Karossen; und der Faubourg St. Germain am linken Seineufer begann mit seinen aneinandergereihten Palästen schon das besondere Viertel der Vornehmen zu werden. Es war die Zeit, da Richelieu die Nation beherrschte und, indem er mit unermüdlichem Geschäftseifer und allgegenwärtigem Spürsinn ein harmonisches Ideal französischen Lebens formte, seine Landsleute im großen wie im kleinen zum Fortschritte zwang. Damals begann die Sprache als nationales Kunstwerk begriffen zu werden; ihr Schärfungsprozeß zu jener Geschliffenheit begann, die bald zu einem Wunder der Welt wurde. Damals stellte Balzac im Anschluß an die Klassizität Ciceros die Erfordernisse des akademischen Stiles fest, und das Drama wurde durch Corneille und Racine zu innerer Einheit und ideenreicher Geschlossenheit ausgebildet. So stieg die Literatur über die Nachahmung der Spanier empor, bis Boileau die Gesetze ihrer klassischen Renaissance vollendet aussprach. Und gleichzeitig entzog sich die bildende Kunst der Nachfolge der Italiener. Levau und François Mansard gaben der Architektur Ruhe, Einfachheit, klare Motive, kühle Verständigkeit; Nicolas Poussin und Simon Vouet gewannen aus der nüchternen Abstraktion der Gesetze der italienischen Malerei eine Erkenntnis, von der her sie unter Anlehnung an die Antike einen neuen Stil schufen. Auch auf dem Gebiete der bildenden Künste begann damit eine neue Renaissance, die Renaissance der Franzosen.

Und Hand in Hand mit ihr erwuchs als Voraussetzung wie Folge ein verändertes gesellschaftliches Dasein der höheren Schichten, des Adels vor allem und des Hofes. Wohl entzückte den Adel im Sommer noch das Leben in Feld und Wald, aber wenigstens der Winter wurde immer mehr in städtischem Treiben zugebracht. So war er den schönen Künsten und der Dichtung, aber auch der Kunst der gesellschaftlichen List und Intrige geweiht. Und in dem geschlossenen Dasein des städtischen Palastes begann die Frau zu herrschen, gewann das Weibliche, das Intime Gewalt. Der Begriff des Salons entwickelte sich, Esprit wurde zum Nerv der Unterhaltung, und unzertrennlich verquickten sich Lebensernst und gesellige Heiterkeit. Das Dasein erhielt den Charakter eines Kunstwerkes, wie einst in den schönen Zeiten des Rittertums; aber keineswegs mehr trug es dabei den abenteuerlichen, ins Weite lockenden Zug dieser längstvergangenen Zeit; ins Engere zog es sich; die Feinheit der Durchbildung des Einzelnen ging über alles: keine scharfe Eigenart, innere Vollendung vielmehr nach den Maßen der gegebenen Verhältnisse war die Losung.

In die werdende Bildung dieses Lebens trat die Monarchie des Sonnenkönigs ein. Was gesellschaftlich begonnen war, im Sinne strengster höfischer Zentralisation ward es vollendet. Nun wurde der Hof zum Mittelpunkt der aufgesammelten geistigen Bestrebungen, zur Quelle des Geschmackes, zum Horte der Wissenschaft. Aber dieser Hof war derselbe, der in ernstester Arbeit die natürlichen Hilfsmittel des Landes entwickelte, Industrien schuf und den Handel vermehrte, — und diese Monarchie war die des großen Eroberers an fast allen Grenzen des Landes, des Herren und Meisters der europäischen Politik.

Wahrlich, ein berückendes Bild allseitiger Größe! Wie hätte es auf die deutschen Zeitgenossen nicht wirken sollen, die Epigonen der trübseligen Geschlechter des Dreißigjährigen Krieges! Völlig und in jeder Hinsicht wurde diese Kultur, wurde das ihr zugrunde liegende Ideal von den deutschen Fürsten und Adligen, jetzt den gesellschaftlich herrschenden Klassen, bewundert,

nachgeahmt und nacherlebt. Jetzt war es nicht mehr bloß der pfälzische Hof, der unter dem trefflichen, jovialen Karl Ludwig, dem Vater der Liselotte von Orleans, französischem Einfluß Bahn brach: immer allgemeiner wurde die Nachahmung des französischen Wesens; am braunschweigisch-hannoverschen Hofe fand es bald darauf eine mächtige Stütze auch in Norddeutschland, und die Vorboten der Zeit stellten sich ein, die der Antimacchiavell Friedrichs des Großen mit den Worten geschildert hat: „Il n'y a pas jusq'au cadet d'une ligne apanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV; il bâtit son Versailles, il a ses maitresses et entretient ses armées.“

Dabei griffen, eben weil Hof und Adel die Nation sozial beherrschten, die fremden Einflüsse allmählich beträchtlich tiefer. Moscherosch spricht in seinen „Gesichten“ schon ganz allgemein von den „neusüchtigen Teutschlingen“; wollte man deren Herz öffnen, „man würde augenscheinlich befinden, das Fünffachtheil derselben Frantzösisch, Ein achtheil Spanisch, Ein achtheil Italiänisch, Ein achtheil doch nicht wohl Teütsch daran solte gefunden werden.“ Und an anderer Stelle meint er, den meisten Deutschen gelte Paris als eine kleine Welt, als das Compendium orbis terrarum, als abrégé du Monde.

War damit dem französischen Einfluß eine beinahe unbegrenzte, wenn auch von Vaterlandsfreunden immer und immer wieder beklagte Aufnahmefähigkeit gesichert, so ergoß sich nunmehr die französische Kultur in allen ihren Bildungen durch die gestürzten Schranken.

Zunächst trat da ein Zusammenhang auf, der sich in keiner der früheren Rezeptionen auch nur annähernd so deutlich gezeigt hatte. Diese waren durchschnittlich und vornehmlich Aufnahmen geistiger Errungenschaften gewesen; der halb kommunistische Charakter alles geistigen Eigentums hatte sich in ihnen offenbart; recht eigentlich waren da die Gedanken zollfrei gewesen. Jetzt trat neben den geistigen Import der materielle: massenhaft wanderten französische Industrieartikel ins deutsche Land; es war nicht mehr der gewohnte Handelsverkehr im

Austausch von Platz zu Platz und von Land zu Land, es war eine einseitige Überschwemmung mit französischen Fabrikaten. Und wie wurden diese Fabrikate gekauft! „Die Uhren gehen beßer," sagt Johann Jakob Becher in seinem politischen Diskurs vom Jahre 1668, „wann sie die Teutsche zu Pariß gemacht haben, als wann eben selbige Meister solche zu Augsburg gemacht hätten; dann die Luft allda ist besser darzu; ihre Spiegel seind heller als die Venetianische; ihre Weiber Auffsätz, Garnitur, Bänder, Ketten, Perlen, Schuh, Strümpffe, endlich gar die Hemden seynd besser, wann sie die Frantzösische Lufft ein wenig parfumirt hat (wie wohl ehe ich sie anlegen thäte, den gutten Geruch erstlich mit Schwefelrauch, als wie man den Briefen in der Pest thut, vertreiben wolte); man fährt nicht wohl in den Kutschen, wann sie nicht die Frantzösische Mode haben; der Frantzösische Hutstock schicket sich auf alle Teutsche Köpfe" u. s. w. Und er berechnet in seinem patriotischen Schmerze, daß Deutschland an Frankreich jährlich mindestens vier Millionen Taler für Industrieprodukte verliere.

Über den Import materieller Güter hinaus ging aber noch der Import von Sprachgut. War die deutsche Sprache schon im 16. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vornehmlich durch das Humanistenlatein verdorben worden, so daß Klagen über Fremdwörter wie nicht minder über die Latinisierung der Eigennamen schon früh erschollen waren und bereits 1571 ein erstes Fremdwörterbuch hatte erscheinen müssen, so trat jetzt eine förmliche Französierung des Deutschen nach Satzbau wie Wortschatz ein; Lauremberg hat später geradezu von „französischem Düdsch" gesprochen; Lessing noch schreibt in seiner Jugendzeit sein Deutsch nach nicht wenigen Regeln der französischen Sprache und bedient sich selbst in der „Emilia Galotti" noch einer Sprache, die von Gallizismen wimmelt, und selbst in der Sprache des jungen Schiller ist noch der Einfluß des Französischen merklich[1]. Vor allem aber wurde

[1] Schon zur Zeit des Westfälischen Friedens gilt ein Satz wie der folgende

diese Sprache je länger je mehr auf den verschiedensten Gebieten als Ausdrucksmittel überhaupt eingeführt: in der Diplomatie, in der Kriegskunst, teilweise in den Wissenschaften, trotz des Lateins, und schließlich in der höheren schriftlichen Unterhaltung überhaupt. Namentlich die Briefsprache des Adels wurde seit Mitte des 17. Jahrhunderts ganz allgemein französisch; um 1700 ging das auch auf bürgerliche Kreise über, und 1730 konnte die Kulmus an Gottsched schreiben: „Meine Lehrmeister haben mich versichert, es sey nichts gemeiner, als deutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schreiben Französisch.“ In den bürgerlichen Kreisen ist dieser Brauch dann seit den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts langsam zurückgegangen; in den adligen hat er noch tief bis ins 19. Jahrhundert hinein fortgewährt.

Solche Vorgänge bedeuteten natürlich nichts anderes als eine gewisse Französierung deutschen Denkens und Empfindens, deutschen Lebens überhaupt. Kein Wunder daher, wenn sie von einem vollen Import aller großen Kulturerrungenschaften Frankreichs begleitet waren; erstaunlich höchstens, daß dieser Import doch erst verhältnismäßig spät einsetzte.

Entscheidend ist hier etwa das Jahr 1680. Um diese Zeit begann neben dem französischen Bildungsideal im allgemeinen zunächst der französische Baustil einzudringen, doch geschah das noch im Wettbewerb mit den Ausläufern des palladiesken Stils der nördlichen Niederlande; und im Süden begegnete dem französischen Barock noch ein nicht minder ausgeprägtes italienisches Barocco. Erst nachdem der französische Stil seit etwa 1700 Holland erobert hatte, wurde seine Herrschaft auch auf deutschem Gebiete allgemeiner. Und zu gleicher Zeit drang denn auch der Stil der französischen Dichtung ein;

als gutes Deutsch: „Ein cavalier ist, welcher ein gut courage hat; maintenirt sein état und réputation und giebt einen polirten courtisanen ab.“ Biedermann [2] 2, 1, 51 Anm. **). Und die Poetiken müssen vor Sätzen warnen wie dem folgenden: „Wenn sie wollen dahin sehen, werden sie mir erweisen den größten Gefallen.“ Borinski, Poetik, S. 343, Anm. 5.

ein Canitz, Besser, Wernicke, Neukirch sind schon um 1700 seine fast absoluten Vertreter gewesen.

Während sich aber die schweren und massigen Einzelelemente des Kulturzeitalters Ludwigs XIV. in Deutschland immerhin nur langsam vorschoben, erlebte Frankreich selbst einen bedeutungsvollen Umschwung seines inneren Daseins. Nach dem Tode des großen Königs übernahm politisch der ehrgeizige und sittenlose Herzog von Orleans ein Regiment, das seinen Ausdruck in den wüsten Spekulationen Laws fand; und künstlerisch trat an die Stelle der großen Architektur Mansards, Perraults, Blondels und der ihr zugeordneten Künste in Malerei und Bildnerei das Rokoko; man löste sich los vom Stile der Antike, den man noch im Barock besonders versinnlicht zu haben glaubte, und ging, angeblich über die Alten hinaus, den eigenen Weg der Commodité, der Bienséance und der Convenance. Es ist derselbe Zug nur praktischer Forderungen, der auch die Literatur beherrschte: der klassische Stil der schwungvollen Dramen des 17. Jahrhunderts räumt den Platz; ein kleineres Geschlecht rüttelt an den Gesetzen Boileaus und unternimmt es, neue, einleuchtendere Prinzipien zu schaffen.

Der Stil der Régence ist in Frankreich bald hart durch das wachsende geistige Übergewicht Englands betroffen worden. Der unabsehbare Aufschwung des Inselreichs hatte seit dem revolutionären Ringen des 17. Jahrhunderts einen Milton, Algernon Sidney, Locke gezeitigt; jetzt begann man sie in Frankreich zu würdigen: der englische Deismus mit der Dreiheit seiner Ideale, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, erschien als Allheilmittel gegenüber der faden Frivolität der Beamten, des Hofes, des Staates, und Voltaire ward zu seinem begeisterten Propheten.

Auf deutschem Boden hatte man inzwischen die Kunst der Régence aufgenommen; mehr als das französische Barock hat sie seit etwa 1720 Epoche gemacht, wenn auch vornehmlich nur im Profanbau mit dem Zubehör einer Malerei und Plastik, die zur Architektur jetzt ganz in dienende Stellung gebracht worden waren; der kirchliche Bau verharrte im Barock, und italienisches Barock blieb in Österreich selbst für Profanbauten gewöhnlich.

Minder vollständig war der Sieg der neuen französischen Kultur auf geistigem Gebiete. Hier drang die englische Literatur, und namentlich die englische Philosophie, immer stärker auf unmittelbarem Wege ein, und französisches Denken ward nur insofern, als es an das englische anschloß, in den freilich weitverbreiteten Werken Voltaires, Montesquieus und anderer seit dem Ende der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts entschiedener wirksam.

Damit bildete sich denn seit dem dritten und vierten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in Deutschland ein Zustand heran, in dem von einer ausschließlichen Einwirkung Frankreichs nicht mehr die Rede sein konnte. Gewiß wogen die französischen Einflüsse auch jetzt noch ungemein schwer; noch galten z. B. für die deutsche Dichtkunst die Regeln der französischen Renaissance; noch hat man selbst jenseits der Mitte des Jahrhunderts auf deutschen Bühnen mehr französische als nationale Stücke aufgeführt; und auch in den bildenden Künsten ist dem Zeitalter des französischen Rokokos noch ein Zeitalter eines mindestens halb französisch charakterisierten Klassizismus gefolgt. Allein auf allen diesen Gebieten stritt doch mit der französischen Einwirkung schon der englische Einfluß, und zwischen ihrem Ringen bahnte sich eine neue nationale Kultur lebensfrisch einen Weg voll wunderbarer Verheißungen, bis Lessing den westeuropäischen Kulturelementen in der Dichtung, Winckelmann in den Künsten ein Halt gebot.

---

## Zweites Kapitel.

# Neue Ideale weltmännischer und gelehrter Bildung; ihre Verbreitung in den führenden Schichten der Fürsten, des Adels und des Bürgertums.

## I.

Das neue Zeitalter, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts anbrach, kann, wenigstens in seinen Anfängen, als das Kulturzeitalter jenes neuen Standes der Bürger bezeichnet werden, der sich in einem Jahrhundert härtester Arbeit seit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges wieder langsam zu wirtschaftlicher Selbständigkeit herauszuarbeiten begonnen hatte, um in dem folgenden Jahrhundert der sozialen Autonomie die politische hinzuzufügen. Das ältere Zeitalter des 16. bis 18. Jahrhunderts dagegen war in den Zeiten, deren Betrachtung uns hier obliegt, seit dem Ausgange des großen Krieges, ja schon vor dessen Beginn nicht mehr eine Periode steigender bürgerlicher Kultur, sondern wachsender Herrschaft der Aristokratie, der Fürsten und des Adels.

Es ist nicht nötig, hier der tiefsten Gründe dieses Umschwunges nochmals eingehend zu gedenken; man weiß, wie vornehmlich eine gewaltige Wandlung der allgemeinen Verkehrsbeziehungen, die Folge der großen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts, der Anfänge der europäischen Eroberung des Erdballs, das innere Deutschland aus seinen bisherigen internationalen Zusammenhängen herausriß, während nur die Niederlande und die Nordseeküste im Gleise der hergebrachten

Entwicklung verblieben, ja eine Beschleunigung über das bisherige Zeitmaß ihrer Entfaltung hinaus zu erleben begannen. Das innere Deutschland aber verödete, und indem die lebendigsten Impulse seiner wirtschaftlichen Fortschritte hinwegfielen, sank zunächst seine materielle Kultur auf eine frühere Stufe ihrer Geschichte zurück: der Verkehr nahm ab oder wenigstens nicht in gesunder Weise zu, die Industrie, soweit sie Masseninduſtrie war, entfaltete sich kaum, ländliche Interessen traten in den Vordergrund. Es waren Veränderungen, die nicht ohne soziale und politische Folgen bleiben konnten. Die Territorialstaaten erschienen den Fürsten, entgegen einer schon etwas mehr staatstheoretischen Auffassung um die Wende des 16. Jahrhunderts, wiederum mehr als Domänen; nach Art großer Grundherren verwalteten sie sie, trotz alles Merkantilismus, ja teilweise gerade in Ausnutzung merkantilistischen Denkens. Der Adel, im 16. Jahrhundert auf geistigem Gebiete weit durch das Bürgertum überholt, wagte sich wieder hervor; Bürger und Bauer begannen zu sinken.

Wie wurde nun diese Bewegung, wie sie seit spätestens Mitte des 16. Jahrhunderts in ersten leisen Zügen, doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker anschwellend hervortrat, durch die furchtbaren, ein Menschenalter andauernden Kriegszustände in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beschleunigt! Wie der Moment eines entsetzlichen Sturzes in Abgrundtiefe nach längerem Gleiten auf schiefer Bahn erscheint der Dreißigjährige Krieg in der deutschen Geschichte. Erst diese Jahre lähmten die produktive Arbeit des Bürgers und des Bauern völlig, und erst ihre wilden Wirren ließen den Adel von neuem entscheidend hervortreten. Und bedeutete die ganze Wendung von einer bürgerlichen zu einer fürstlich-adligen Kultur, wie sie sich im Verfolge dieser sozialen Verschiebung vollzog, an sich schon einen Rückschritt und eine Abweichung von der geraden Bahn hergebrachter Entwicklung, so versteht es sich, in wie viel grelleres Licht dieser Rückschritt und diese Abweichung durch die moralischen Folgen eines Kriegszustandes von drei Jahrzehnten gesetzt werden mußten. In dieser Zeit war vor-

nehmlich in den adligen Kreisen ein Geschlecht aufgewachsen, das den Frieden nicht kannte und nicht wollte, das nur vom Außerordentlichen gefesselt ward, dem nichts galt als das Recht der Stärkeren. Gewaltsam und verlogen, verwildert und egoistisch, voller Laster und von brutalen Sitten, geistigen Interessen nur äußerlich zugewandt, trat es in jenen Frieden ein, den die stilleren Häuflein frommer Seelen so lange herbeigebetet hatten. Was konnte ihm dieser Friede sein? Wahrlich nicht eine Zeit frischen Wettbewerbs und Fortschritts auf neuen Bahnen, sondern eine Zeit nur unbehaglicher Erinnerung an die kriegerische Freiheit von ehedem. Und so lebte man auf vielen adligen Schlössern und Burgen lange noch mehr der Vergangenheit als der Gegenwart, und die Sorge, den alten Stand zu „maintenieren“, die alte „Reputation“ zu halten, wurde zum Daseinszweck.

Aber auch in gewissen bürgerlichen Kreisen, wie unter den besser denkenden Geschlechtern des Adels, zogen, wenn auch aus anderen Gründen, verwandte Gefühle ein. Eine Zeit großartiger Erweiterung der deutschen Kulturinteressen, das 15. und 16. Jahrhundert, hatte man hinter sich. Eine Fülle von Einrichtungen, Anschauungen, Lebensregeln war geschaffen worden, die der Höhe dieser Kultur entsprachen. Jetzt empfand man wohl, daß man nicht imstande war, diesen Kreis zu erweitern. Aber festhalten wollte man seinen Umfang wenigstens mit der Zähigkeit aller Verfallszeiten. Und so gelangten auch die Wohlwollenden und Eifrigen vom Adel und von der Bürgerschaft zu der Auffassung, daß vor allem der „Point d'honneur“ zu wahren sei, daß man seinen „Staat halten“ müsse.

Daher das Zeremoniöse und Konventionelle dieser Zeit neben allem gewaltsam Ausbrechenden, der Philister- und Pedantenton bei allem Abenteurersinn, das Titelwesen und die Etikette bei aller Brutalität. Und daher, das charakteristischste Zeichen vielleicht des ganzen Zustandes, die kleinliche Scheidung der Stände. Hatte die bürgerliche Entwicklung im späteren Mittelalter und noch in den ersten Zeiten des 16. Jahrhunderts

auf diesem Gebiete wenigstens für die Städte den Untergang der alten Schärfen sozialer Trennung und zunächst auch rechtlicher Scheidung der Stände gebracht, war demgemäß, fast dürfte man sagen unter dem römischen Begriff der Urbanität, eine führende Schicht freigeistiger und schließlich humanistischer Bildung erwachsen, so suchte man jetzt wieder die alten Kastenunterschiede hervor; und der Adel spaltete sich in eine Fülle von sozialen Nüancen, aus denen man am liebsten nicht bloß für das Konnubium, sondern auch für das Kommerzium entscheidende Folgerungen gezogen hätte. So suchte vor allem die Reichsritterschaft den Grundsatz der Unebenbürtigkeit gegenüber dem Landadel aufrechtzuerhalten; und zu dem sozialen Zug hatten hierauf wohl auch noch materielle Beweggründe Einfluß: durch das Verlangen einer Zahl von acht oder gar sechzehn reichsritterlichen Ahnen wollte man sich der Domherrnstellen, der Stammgüter u. dgl. versichern.

Am verhängnisvollsten aber wirkte der wiederbelebte Kastengeist auf das gegenseitige Verhältnis der allgemeinen großen Stände. Denn hier wurden die sozialen Motive durch politische unterstützt. Es ist bekannt, daß jeder Fortschritt des Nationalbewußtseins die Standesunterschiede ausgleicht. Denn wahre Vaterlandsliebe kann nur fühlen, wer, wenn auch im bescheidensten Sinne, zum Herrschen und Mittun berufen ist; wohlabgestufte politische Rechte innerhalb einer Nation beseitigen die trennenden Gefühle der Stände. Bei diesem Zusammenhange läßt sich denken, in welchem Grade der tiefe Verfall des Nationalbewußtseins nach dem Dreißigjährigen Kriege auch sozial verhängnisvoll geworden sein muß: sogar das Gefühl des gemeinsamen Blutes kann man in einzelnen Äußerungen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vermissen.

Am schwersten traf diese Entwicklung natürlich die Bauern. Gewiß waren für sie, nach dem Verfalle der alten Freiheit, schon die Revolutionsjahre 1524 und 1525 wenigstens in den Gebieten des alten Mutterlandes von trauriger Wirkung gewesen; wie teilweis bereits im 15. Jahrhundert so sprach man

nun erst recht von dem groben, hartsinnigen, rüdischen, gröblichen, unbrauchsamen, unstetigen, gierigen, lüstigen, freßlichen Bauern. Aber doch war dieser Bauer, vornehmlich in den Kolonialgebieten, bis zum Dreißigjährigen Kriege nicht voller Arbeitssklave geworden. Für Brandenburg liegen noch aus der Zeit des Krieges zahlreiche Beschwerden des Adels darüber vor, daß die Bauern schuldige Dienste zu leisten verweigert haben, und der Adel hatte sich demgegenüber nicht aus eigener Gewalt geholfen. Nach dem Kriege dagegen und den Scheußlichkeiten seiner Soldateska vor allem gegenüber den Bauern sehen wir das Landvolk in der öffentlichen Meinung so gut wie rechtlos geworden: unendlich erweiterte sich bis um das Jahr 1700 und darüber hinaus der gesellschaftliche Abstand zwischen Gutsherr und Gutsuntertan. Es ist charakteristisch, daß der Ausdruck „das Mensch“, der im Mittelalter „weiblicher Dienstbote“ bedeutete, nun den Sinn von scortum annahm; die Dienstboten aber waren zumeist bäuerlichen und vielfach untertänigen Standes. Erst die vollentwickelte Aufklärung hat mit diesen Zuständen aufzuräumen begonnen, und erst das Zeitalter eines neuen Gefühlslebens hob Gesinnungen zutage, wie sie sich in den Ratschlägen einer Mutter an ihre adlige Tochter vom Jahre 1794 aussprechen: „Deinen Leuten sei ganz Mutter; wenn sie in der Not deiner bedürfen, so leiste ihnen mit willigem Herzen Hilfe, denn was haben solche arme Geschöpfe sonst für Trost als an ihrer Herrschaft, auch selbst wenn sie es nach deiner Meinung nicht verdienen!“

Nicht minder scharf aber vollzog sich die Trennung des Adligen vom Bürger. Und auch hier wuchs die Differenz, bis sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine außerordentliche Höhe erreichte. Damals waren die Bürgerlichen in den Augen des Adels nur das „Volk“, deutlicher der „peuple“, die „Plebs“, der „gemeine Mann“, die „Kanaille“. Man unterschied sich nach Sprache und Tracht: es hatte das Aussehen, als wohnten verschiedene Nationen gemischt untereinander, und schwerlich anders als „submissest“ nahte sich ein Bürgerlicher einem „Herrn vom Stande“. Rechtlich aber war

das Konnubium so gut wie aufgehoben. Zwar hatten im 16. und teilweis im 17. Jahrhundert Ehen zwischen Adligen und Nichtadligen freien Standes noch als ebenbürtig gegolten, und noch hatte in diesen Zeiten Ferdinand von Tirol die schöne Welserin rechtsgültig geehelicht — wie übrigens noch Anfang des 18. Jahrhunderts sich Leopold von Dessau ausnahmsweise mit einer liebenswürdigen Apothekerstochter zu glücklicher Ehe verband —, und das Mittelalter hatte gar nicht selten Liebe und Heirat zwischen Ritter und „Goldschmieds Töchterlein" gesehen. Aber im 18. Jahrhundert machte sich doch auf Grund praktischer Vorgänge eine Theorie geltend, welche die Ehe schon eines Adligen mit der „vilis et turpis persona" selbst einer Bürgerlichen unter Umständen als ungebührlich bezeichnete. Und dem folgte dann teilweis wenigstens die Gesetzgebung. So kann nach einem preußischen Edikte von 1739, dem sich später das Allgemeine preußische Landrecht angeschlossen hat, ein Mann von Adel mit Frauen aus dem Bauern- oder geringeren Bürgerstande keine Ehe zur rechten Hand eingehen ohne einen Dispens, der auf die Bewilligung der drei nächsten Verwandten vom Gerichte zu erteilen war. Es ist eine Bestimmung, die erst durch ein Gesetz vom 22. Februar 1865 aufgehoben worden ist. Aber freilich hatte schon lange vorher die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Kritik des sozialen Mißverhältnisses zwischen Adel und Bürgerstand begonnen; wie schneidend geschieht das z. B. in Schillers „Kabale und Liebe"; und zugleich war dem neuen Gefühlsleben dieser Zeit ein Begriff der Menschheit entsprossen, der den adligen Standeshochmut der früheren Periode nur noch als wunderliche Ausnahme zuließ.

Aber das Fürstentum und der Adel der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war nicht mehr identisch mit dem der Jahre unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege. Die Entwicklungsrichtungen, welche dem veränderten Gange der deutschen Sozialgeschichte um diese Zeit, als Erzeugnisse vornehmlich gewaltiger wirtschaftlicher und politischer Schicksale, innegewohnt hatten, waren inzwischen unter der Einwirkung des allmählich immer

schärfer eindringenden französischen Einflusses verhängnisvoller hervorgetreten als anfangs geahnt werden konnte.

## II.

Betrachtet man das Wesen des niederen Adels um das Jahr 1650, so findet man doch noch viele Züge, die an das 16. Jahrhundert erinnern. Noch immer vor allem ist dieser Adel kriegerisch, wie er denn während der Kämpfe der dreißig Jahre in befehlenden wie untergeordneten Stellungen seine Haut tapfer zu Markte getragen hatte. Freilich: die prächtige Gesinnung und die naive Freude am Kampfe, die das 16. Jahrhundert gekennzeichnet hatten, bestanden in dieser Stärke nicht mehr. Man hatte viel mehr als früher gelernt und lernte immer noch entschiedener, Kriegslust und Kriegstüchtigkeit gegen vollen Beutel in alle Welt hinaustragen, im Kampf der Venezianer gegen die Türken, in den Kriegen der niederländischen Republik gegen Malayen und Inder; Pufendorf redet einmal von einer natio per totam fere Europam venalem sanguinem circumferens. Dennoch waren selbst hierin alte Wallungen adligen Blutes, wenn auch in traurigem Abweichen von früheren Lebenszielen, nicht zu verkennen. Und dem entsprach noch vielfach das Dasein daheim. Noch hielt man es mit den quantitativen Luxusformen mittelalterlicher Naturalwirtschaft: unflätiges Essen, Vollsaufen, wenig feine gesellschaftliche Formen, robuster Genuß der Liebe. Das alles bei dürftigem Auskommen; Jagdbeute erscheint da wohl als „der Armut bestes Kleinod". So leben z. B. die märkischen Junker; noch finden sich unter ihnen Leute, deren Väter das Handwerk der Buschklepper und Strauchdiebe getrieben hatten, und sie selbst reiten wohl gelegentlich auch noch bedrohlich aus, saufen sich in den Städten voll, fluchen auf das Bürgerpack und schießen in der Nacht, daß die Einwohner für die Strohdächer fürchten.

Und auch in den Kreisen der Fürsten finden sich um 1650 und einige Jahrzehnte später noch Spuren des alten Lebens der Reformationszeit. Es gibt unter ihnen noch viele, die auf

gut patriarchalisch regieren im Sinne des Neuen Testamentes, dessen Inhalt sie theologisch gelehrt oder wenigstens bibelfest beherrschen: Männer, die vom französischen Alamodetum nichts wissen wollen und ihm wo möglich ein ausgesprochenes Teutschtum entgegensetzen. Und neben ihnen stehen noch Hausehren alten Schlages, Frauen, die sich grober Etikettenverstöße wohl noch mit einer Ohrfeige erwehren, originell, voll guten Humors, nach Art der Liselotte von Orléans, die von Versailles nach Hause schreibt: „Ich habe noch allzeit ein deutsches Herz und Gemüte."

Allein in die alten Züge mischen sich immer mehr neue. Man treibt wohl noch zu Festeszeiten den alten Mummenschanz, die Inventionen und Ringelstechen des 16. Jahrhunderts sind noch nicht gänzlich abgekommen und werden durch feste Bankette und ausschweifende Zechereien unterbrochen. Aber daneben zeigt sich doch auch schon die Freude an Oper und Schauspiel und an feinerer Repräsentation höfischen Wesens, hier und da auch ein gesunder Sinn für die Freuden der Kunst und der wissenschaftlichen Belehrung. Vor allem aber dringt langsam das französische Herrscherbewußtsein als eine stetige Lebenszutat in diese fürstlichen Kreise: man beginnt auf estime, auf splendeur und lustre zu halten. Das um so mehr, als auch die heimische Verfassungsentwicklung auf die Entfaltung der absoluten Monarchie hindrängt, wenn man sich auch noch nicht leicht zu der Gesinnung der Worte des Hamburger Komponisten Matthison an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen verstieg: „Wenn Gott nicht wäre, wer sollte billiger Gott sein, als Eure Hochfürstliche Durchlaucht?"

So wuchs denn das Hofleben als Ausdruck der Steigerung fürstlicher Macht ins breite, — und es wuchsen seine Kosten. In Kursachsen hatte Christian II. († 1611) den Hofaufwand noch mit etwas über 83000 Gulden jährlich bestritten; schon sein Nachfolger Johann Georg II. († 1656) brauchte 400000 Gulden. Was bedeuteten aber diese Summen gegenüber denen, die im 18. Jahrhundert, etwa unter August dem Starken, verschwendet wurden! Und diesen Ausgaben trat kein moralisches,

ja kein wirtschaftliches Bedenken entgegen. Im Gegenteil, fürstliche Verschwendung lag in der Theorie des geltenden Merkantilismus, und nur eine geringe Zahl von Zeitgenossen, keineswegs die öffentliche Meinung der Zeit, hat sie beanstandet. Denn wenn der Merkantilismus lehrte, daß es darauf ankomme, aus geringem Rohmaterial vermöge intensivierter Arbeit höhere Werte zu schaffen, so kamen dieser Forderung die fürstlichen Luxusindustrien der Gobelinwirkerei und Seidenweberei, der Fayancen und später des Porzellans aufs beste nach; und wenn er weiter aussprach, daß in ein Land vor allem viel Geld kommen und in ihm erhalten bleiben müsse, so erschien es als produktive Beschäftigung, wenn die Höfe Geld unter die Leute brachten.

So wirtschaftlich durch die Theorie gedeckt und darum moralischer Bedenken frei, ergaben sich die Fürsten immer wachsendem Luxus.

Es war zunächst noch ein Luxus alter Form: Essen, Trinken, Jagen spielten ihre Rolle. So wurden z. B. die Reiherbeizen erst recht wieder aufgenommen; an dem geistlichen Hof in Kurköln erhielten im 18. Jahrhundert ein Reihermeister und ein Milanenmeister ein Gehalt von je 3333 Talern, während der Obersthofmeister sich mit einer Einnahme von 2660 Talern begnügen mußte. Aber zu diesen Elementen der heimischen Vergangenheit brachte die französische Kultur auch gänzlich neue. Vor allem — das allein bedeutete eine volle Umwälzung des deutschen Hoflebens — den Einfluß der Frauen. Erst er hat z. B. dem französischen Baustil recht den Weg gebahnt. Denn nun kamen für die neuen Bedürfnisse einer Gesellschaft durchaus beider Geschlechter, wo möglich unter einem Überwiegen des schwächeren, ganz neue Raumbedürfnisse auf: die Bälle, die Karnevals, die Maskeraden, die Aufzüge erforderten große und prunkende Säle. Und als die Régence in Frankreich eine Bewegung zur Befreiung von der strengen Etikette des Hofs Ludwigs XIV. brachte und mit ihr die Schäferspiele und Gartenfeste, da wurde auch diese Wendung in Deutschland mit-

gemacht: man suchte den Garten zum Gesellschaftsraum umzubilden, und mit „der Untertanen sauer beigebrachtem Schweiß“ wurden zwischen Sträuche und Bäume, zwischen Weiher und Kaskaden Pavillons und Buenretiros, Belvederes und Glorietten, Arenen und Theater gebaut. Und mit all dem gallischen Wesen zogen auch gallische Sitten ein; „Alamodekleider, Alamodesinnen,“ hieß es da mit Logau, „wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.“ Die Maitressenwirtschaft steigerte sich schamlos von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; Gräfinnen und Fürstinnen ließen sich von gefälligen Malern halbnackt und nackt als Venus in Wolken oder als jagende Diana verewigen.

Freilich gelang das alles keineswegs mit französischer Grazie, wenn man auch nicht mehr, wie einstens nach Moscherosch die Alten, die Nase und das Messer an dem Ärmel wischte; im Grunde blieb auch hier der Charakter deutsch, und die Franzosen hatten gut spotten über die tölpelhaften princes d'Allemagne. Auch gingen nur wenige Höfe in dem bunten Tand der Festlichkeiten und Schaustellungen gänzlich auf, wenngleich ein wöchentlich zweimaliger Maskenball während des Winters selbst an geistlichen Höfen gewöhnlich wurde; vielmehr blieb des Lebens ernster Sinn dennoch zumeist gewahrt. Fast immer aber erhielt dies Leben auch bei ernsterer Führung etwas vom Charakter des ästhetischen Spiels oder mindestens des Kunstwerks: fern fühlte man sich der Menge, glücklich empfand man sich als Bewohner einer besonderen Welt: ästhetischer Optimismus war es, der schließlich die Höfe beherrschte. Und er ist gewiß die Wurzel vieles Guten geworden; aus ihm lebte eine neue Frauenwelt empor mit reichem geistigem Interesse, eine Sophie von Hannover, Sophie Charlotte von Preußen, später eine Marie Antonie von Sachsen; und Wissenschaft und Kunst erhielten reiche Impulse. Aber er hat zugleich auch entnervt. In der Kunst sammelte und begünstigte man mehr, als man förderte, in der Literatur wollte man umschmeichelt sein, in den Wissenschaften nicht viel mehr als kenntnislos repräsentieren; im besten Falle war man bieder, aber tatenlos, im schlimmeren

erlag man, blasiert, teilnahmlos, abgestanden, den Folgen einer raffinierten Genußsucht.

Und wie der Fürst, so zumeist der Adel des Landes. Denn das erweiterte Bedürfnis der Repräsentation wie die zunehmende Intensität der Verwaltung zog, wenigstens in kleineren Territorien, leicht den ganzen Adel in die Kreise des Hofes und der Residenzstadt[1]. Zudem lockten hier außer der Nähe der hochfürstlichen Personen häufig bedeutende Einnahmen; denn es lag im System eines Fürstentums, das sich aus dem Erdbereich des Volkslebens immer mehr entfernte, daß es hoch zahlte: die Gehälter der Minister und höheren Hofchargen überschritten insgemein das Maß unserer heutigen Aufwendungen, sogar in dem armen Preußen: Kolbe von Wartenberg erhielt unter Friedrich I. bis zu 123 000 Taler jährlich und bei seiner Entlassung eine Pension von 24 000 Talern; welche Summen Graf Brühl aus Sachsen gezogen hat, läßt sich aus seiner Lebensführung und der Größe und Ausstattung seines Dresdner Palastes ermessen.

Zudem hatten die Fürsten wenigstens hier und da den Adel schon von alters für die Zwecke ihres Hofes und ihrer Verwaltung noch besonders herangezogen. Das Mittel dazu war die Begründung von Ritterakademien gewesen, so in der Pfalz, in Hessen in Württemberg. Jetzt nun, seit Ende des 17. Jahrhunderts, wurden diese Bestrebungen von neuem aufgenommen, und ihnen sekundierte eine zahlreiche Literatur, namentlich auch von Monatsschriften, deren Inhalt Auseinandersetzungen über das neue Lebensideal der Franzosen darbot[2]. So bildete sich denn zunächst für die adlige Er-

[1] In einem Fürstentum mittleren Schlages mit 70 000 Einwohnern (Leiningen) wurde eine „Zentraldienerschaft" von 50 Räten, 18 Sekretären, 54 Subalternen gezählt (Biedermann 1, 97 ff.). Dabei gab es auf deutschem Boden nahezu 2000 gesonderte Territorien.

[2] Über die gesellschaftlichen Vorgänge an den Höfen berichteten vornehmlich der „Mercure galant", der „Mercure historique", das „Theatrum Europaeum", das „Eröffnete Cabinet großer Herren" u. s. w.

ziehung ein besonderer Typ des homme de la cour, des galanthomme aus, der allgemein ward. Da ging es über die Anstandslehre und das Tanzen und Reiten hinaus zur Erlernung des Parlierens und Antichambrierens, und dem perfekten Pariser Benehmen und französischen Sprechen wurde inhaltlich eine Füllung von ein wenig Naturwissenschaft, einer Dosis Staats- und Kameralwissenschaft, sowie einigen Kenntnissen in der Rechts- und Staatenhistorie, in der Genealogie und Heraldik, auch in der Geographie gegeben. War die mit dieser Bildung ausgestattete adlige Person dann noch auf Reisen gewesen, hatte sie bei dieser Gelegenheit gar den Umgang bekannterer Ministres und Ambassadeurs genossen, so war sie allen Anforderungen des Hof- und Staatslebens gewachsen.

Es ist die Bildung, die etwa mit der zweiten Generation nach dem großen Kriege begann, und die für unsere adligen Kreise etwa ein Jahrhundert, wenn nicht länger, wenn auch in mannigfachen Abwandlungen als maßgebend gegolten hat. Was bedeutete sie nun und was das an sie anschließende Hof-, Militär- und Verwaltungsleben für den einzelnen, was für den Stand, was für das Volk als Ganzes?

Gewiß hatte die neue französische Bildung im Zeitalter Ludwigs XIV. in sich etwas Majestätisches, Würdiges. In den Innenräumen der Paläste, in denen sie heimisch war, herrschte eine imponierende Pracht: wuchtende Decken, Säle von überwältigenden Verhältnissen. Und in diesen Räumen ausgesprochen prunkenden Stils bewegte sich auch eine stilisierte Gesellschaft von gehaltener Gravität: hohe Absätze, wallende Perücke, Spitzen, seidene Röcke, Schmuck und Edelstein auch beim männlichen Geschlecht. Und selbst als nach dem Tode Ludwigs XIV. die Würde der Grazie, der Ernst der Heiterkeit, die gemessene Haltung nicht selten der Ausgelassenheit zu weichen begann, durfte noch immer von einer sehr einheitlichen und in sich gefesteten Kultur gesprochen werden; noch trennten zwei Menschalter diese Zeiten von der Revolution. Und war der Untergrund dieser Gesellschaft wie schon der Gesellschaft unter der Regierung Ludwigs XIV. sittlich vielfach angefault,

so ist zu bedenken, daß die Empfindung dieser sittlichen Fäulnis noch nicht weit verbreitet war, da sie nur im Zeitalter der Auflösung alter, des Werdens neuer, kurz der Umbildung sittlicher Begriffe menschliche Gemeinschaften ganz zu ergreifen pflegt: man lebte bei aller Künstelei noch naiv dahin und insofern bedeutend.

Von allen diesen zunächst französischen Stimmungen war auch in Deutschland viel vorhanden. Denn so gewiß man französische Lebensformen aufnahm, so geschah es doch auf Grund einer verwandten sozialen Entwicklung; aus eigenster Wurzel her drängten die Schicksale der Nation zur absoluten Monarchie und ihren Folgeerscheinungen; und so entbehrte die Rezeption nicht jener inneren Motive, die sie erst vollends erklären.

Freilich: deshalb blieb die neue Kultur immer rezipiert und darum wenigstens zum Teil künstlich. Und wie wollten diese kleinen Potentaten, diese Höfchen und nochmals Deminutive von Höfchen es der Kultur einer großen Nation und eines großen Königs gleichtun? Zu dem an sich Gravitätischen schon der französischen Kultur kam in Deutschland das Gemachte, und der verhängnisvolle Schritt vom Erhaben-sein-wollenden zum Lächerlichen ward oft genug getan. Zudem eignete sich der deutsche Volksgeist nur wenig zur Herübernahme der französischen Würde wie der französischen Grazie, geschweige denn der Gauloiserie: plump, täppisch, barbarisch erscheinen auch uns die nachgeahmten Feinheiten der Franzosen.

So war denn das Ergebnis schließlich wenig befriedigend. Beruhte der gesellschaftliche Untergrund der ganzen Bewegung auf einem schweren Verfall der eingeborenen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Nation, und war diese an sich schon ein Unglück, so wurde das Ganze durch einen wiederum an sich schon künstlichen, zudem aber durch eine unzulängliche Rezeption nochmals verkünstelten Oberbau geistiger Kultur wenig gehoben. Wohin wir daher blicken, fast überall gewahren wir am Ende Widerwärtiges, das uns abstößt.

Zunächst war klar, daß die neue Bildung einen gesellschaftlich durchaus fremden Charakter trug. Ihr Inbegriff ist am Ende die Kunst des Auftretens; die ihr Angehörigen sind Dekorationsstücke fürstlicher Hofhaltungen, im besseren Falle Glieder einer in ihren oberen Teilen repräsentativ gestalteten Staatsverwaltung. Und so unterliegen sie dem fortwährenden Anlaß zu äußerlicher Selbstaufsicht; in ihr gehen sie gutenteils auf: die Porträts dieser Zeit sind durchweg Repräsentationsstücke und haben keine Spur von dem unbewußten Leben der Bildnisse der Reformationszeit oder gar der großen Jahre der Niederländer.

Es war ein Leben, das der Regel nach zu Schmeichelei und Servilismus nach oben, zu Standeshochmut und Brutalität nach unten erzog: die äußeren Prätensionen standen zum Gefühl der inneren Leere gerade bei besseren Naturen in direktem Verhältnis. Und diese furchtbare Kombination kam zu um so vollerem Ausdruck, als sie durch die konventionellen Formen der neuen Bildung nicht in dem wünschenswerten Maße verdeckt ward. Wie glücklich waren doch demgegenüber die Angehörigen der ritterlichen Kultur der Stauferzeit gewesen! Gewiß hatten ihnen aus verwandten, wenn auch längst nicht gleich stark wirkenden Gründen ähnliche Gefahren gedroht, wie den Höflingen des 17. und teilweis des 18. Jahrhunderts. Allein in einem Zeitalter gebundener Persönlichkeit daran gewöhnt, sich den allgemeinen Formen des Lebens und der Gesellschaft unterzuordnen, waren sie nicht entfernt so leicht der Versuchung unterlegen, die gesellschaftliche Tünche durch persönlichen Ausdruck ihrer seelischen Stimmung zu ersetzen. Es ist, wenn ein Vergleich zur genaueren Erklärung der eigenartigen Erscheinung erlaubt ist, etwas Ähnliches wie der Unterschied des katholischen Priesters, der objektiv in den festen Formen der Messe der Verkündigung der christlichen Heilstatsachen gerecht wird, und des protestantischen Predigers, der subjektiv in den persönlichen Wendungen der geistlichen Rede diese Verkündigung zu vollziehen hat. Diese Hofleute des 17. Jahrhunderts waren schon Personen individuellen Denkens; die konventionelle Form deckte

sie nicht mehr; individuell mußten sie deshalb innerhalb dieser ihrer Stellung gerecht werden. Sie taten es prätentiös und schmeichlerisch; sie verbargen die innere Leere durch äußerliche, persönlich gefaßte Übertreibung. Früher und noch im 16. Jahrhundert hatte man leeres Geschwätz Narrenteiding genannt, jetzt hieß man es marque d'esprit. Es ist eine der Quellen des Schwulstes, der die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts so ungünstig kennzeichnet.

Und hinter der hohlen Form stand nur zu oft die entsprechende hohle Gesinnung. Nichts tat man auf einfache Art und ohne Umweg, und die Unnatur schien zur zweiten Natur geworden. So erhielten die Höflinge für Draußenstehende den Charakter des Geckenhaften, Lächerlichen, der vornehmlich aus dieser Zeit her ihrem Theatertyp noch heute anhaftet; und mit dem mittelhochdeutschen Schranz: Spalte, geschlitztes Kleid, Gigerl, wurde das Wort Hofschranze gebildet. In ihren Kreisen aber ersetzten sie die frühere natürliche Offenheit, ja Derbheit des Adels durch verstecktes Wesen und Höflichkeitsjargon, und der biedere Humor wich lüsterner Zote, die Aufrichtigkeit faustdicker Schmeichelei, die Natürlichkeit kindischer Geziertheit.

Die charakteristischsten Zeichen dieser seelischen Verfassung sind lächerliches Zeremoniell, Titelsucht und Strebertum. So war in den Briefen wohl zu beachten, ob es „besonders lieben" oder „lieben besondern", ob es „gnädigen" oder „gnädigsten Gruß" oder „gnädigsten Gruß und wohlgeneigten Willen", ob es „die Herren und euch" oder „euch alleine" und so fort heißen müsse. Was aber die Titel anging, so war das der Punkt, wo niemand seinen „Staat halten" wollte. Die unteren Adelsklassen drängten in den Titelbereich der oberen; die Grafen wollten jetzt Hochgeboren, die Adligen Hochedelgeboren sein. Weitaus am verderblichsten aber, ja geradezu als die moralische Pest der Zeit wirkte das Strebertum. War die Gefahr in dieser Richtung schon an sich groß in einer Periode, da sich alle Lebenserscheinungen der Nation immer mehr in den Territorien konzentrierten und hier wiederum je länger je mehr

an den Höfen, so kam zu alledem nun noch die sittlich verdorbene Luft dieser Höfe, um einen Dunstkreis zu schaffen, in dem rücksichtsloseste Anwendung der Ellbogengewalt gewöhnlich war. „Heute zu Tage," heißt es in der „Schmiede des Politischen Glücks" von Bessel (1672), „suchen die meisten durch Schmeicheley ihre Beförderung, von welchem süßen Gifte die meisten Hof-Leute angesteckt seyn, und ist vornehmlich an den Höfen im Schwange." Und dasselbe Buch gibt allen Strebern die folgende allgemeine Anweisung: „Wann ein junger Mensch sich nun endlich geschickt macht, Gott und seinem Vaterlande zu dienen, alsdann muß er sich möglichsten Fleißes bemühen, daß er bey Fürsten und Herrn bekannt werde, und bedacht seyn, wie er ihre Gnade erlangen möge: hierdurch wird er ihm den Weg zu einem Dienste bahnen. Es ist nicht mehr um dieselbe Zeit, da geschickte und gelehrte Leute gesucht wurden, sondern man muß sich wissen wohl herbeyzuthun und neben seinen Geschicklichkeiten sich um die Beförderung noch sauer werden lassen; wer das nicht thun will, sondern auff seinen ordentlichen Beruff warten, der bleibt wol sitzen, wofern Gottes Vorsehung nicht ein anders schicket."

## III.

Aber die Erscheinungen dieser neuen Kultur des Hoflebens, wie sie bisher betrachtet worden sind, gehörten sehr bald und teilweis von vornherein keineswegs bloß dem Adel an. Vielmehr war das vielleicht das folgenreichste an ihnen, daß sie sich, bei dem Verfall der eigenständigen bürgerlichen Kultur, rasch auf alle besseren Schichten des Bürgertums zu verbreiten begannen. Und zwar in doppelter Weise. Entweder nahmen hervorragende Angehörige des Bürgerstandes Hof-, Heeres- und Verwaltungsdienste an oder machten sich wenigstens für solchen Dienst geschickt und traten damit in die Berufskreise des Adels, oder sie fügten sich aus freien Stücken teilweis der Lebenshaltung der höfischen Kultur.

Von beiden Vorgängen ist der letztere erst verhältnismäßig spät eingetreten und im Grunde wohl nur für das Patriziat einiger großer Städte, Leipzigs und Hamburgs z. B., völlig charakteristisch. Von größerer sozialer, wenn auch nicht geistesgeschichtlicher Bedeutung dagegen und von früherer Wirkung ist der erste Vorgang: er führte geradezu zu einer Umgestaltung des niederen Adels.

Der niedere Adel des Mittelalters, hervorgegangen aus kriegerischem Dienst, ist im allgemeinen und besonders in Süd- und Westdeutschland wohl noch bis ins 17. Jahrhundert ritterlicher Lebensweise treugeblieben. Nach dem Dreißigjährigen Kriege dagegen war der militärische Beruf für den Adligen im allgemeinen und an sich, wenigstens in der Heimat, nicht mehr charakteristisch. Juristisch betrachtet jedenfalls war der niedrige Adel jetzt nur noch ein privilegierter Berufsstand mit dem Recht auf das Familienwappen und dem Privileg für passive Lehnsfähigkeit, das ihm, falls nicht der Landesherr Ausnahmen für Bürgerliche zuließ, das Monopol des Erwerbs von Rittergütern eintrug.

Mit dieser Konstruktion seiner Rechte nun war der niedere Adel ganz zu einem historischen Stande geworden, einem Überlebsel, das sich das Recht des Daseins durch eine neue Berufswahl erst wieder erringen mußte. In dieser Richtung aber war man schon seit langem vorgegangen, indem die Angehörigen des Standes entweder aus bloßen Grundherren zu Gutsherren, zu Landwirten von Beruf geworden oder aber in den Hof- und Landesdienst eingetreten waren oder auch wohl beide Berufsarten gleichzeitig oder nacheinander miteinander verbanden. Nun war aber klar, daß sie dabei ein Vorrecht nur für Rittergutsbesitzer geltendmachen konnten: der Hof- und Landesdienst war an sich ein freier Beruf, wenn auch eine gewisse Bevorzugung des Adels schon seit der Zeit seiner moderneren Entwicklung im 14. und 15. Jahrhundert her bestand. Und so konnten auch Bürgerliche in ihn eintreten und waren in dieser Hinsicht von jeher zugelassen worden: schon im 15. Jahr-

hundert hatten sich die meist bürgerlichen Doctores iuris zahlreich neben die Räte vom Adel gestellt.

Wie waren nun diese bürgerlichen Bestandteile vom Gesichtspunkte des Standesrechtes aus zu behandeln? Es lag in der Natur der Sache, daß sie dem Adel angeschlossen wurden. So hatten sich die Doctores iuris schon früh des persönlichen Adels erfreut. Und wenn diese Einordnung auch bald wieder außer Übung gekommen war, so wurden doch jetzt, mit steigender Bedeutung des Hof- und Staatslebens, die bürgerlichen Bestandteile des höheren Beamten- und Offiziersstandes dem alten Adel ganz im Sinne eines neuen niederen Berufsadels zugesellt; und als unterscheidendes Merkmal gegenüber den bürgerlichen Klassen erhielten sie den Vorzug, daß ihr Siegel den öffentlichen Siegeln gleichgestellt wurde, und die Befreiung von den lokalen Statutarrechten in deren Wirkung auf Familien- und Erbrecht; von Ort zu Ort versetzbar, lebten sie in dieser Hinsicht nach Provinzial- oder Landesrecht.

Indem aber so eine neue Klasse gleichsam niederen Berufsadels geschaffen wurde, trat neben sie wie den älteren, aus der Ministerialität hervorgegangenen niederen Adel gerade seit der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege weit zahlreicher als früher noch eine dritte Klasse: die der Nobilitierten. Ursprünglich hatte nur der Kaiser den Titularadel verliehen, dann auch seine Hofpfalzgrafen, soweit sie die große Komitive besaßen. Indem aber der Kaiser diese Eigenschaft Reichsständen dauernd verlieh, führte es sich ein, daß die Reichsstände überhaupt nobilitierten, und endlich taten das sogar Reichsstände mit Besitzungen außerhalb des Reiches, wie der König von Preußen. Diese Erweiterung des Nobilitierungsrechts führte nun zum raschen Emporwachsen eines Titulaturadels, der schließlich so ziemlich alle hervorragenderen Gelehrten und Gebildeten umfaßte, mochten sie nun aus bürgerlichem oder sogar auch aus bäuerlichem Stande hervorgegangen sein; und gehörten diese nicht dem Titularadel an, so doch meist dem

neuen Beamtenadel. In beiderlei Sinn wohl hatte schon der Stifter des Palmenordens, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (1579—1650), ausführen können, die Gelehrten seien von wegen der freien Künste auch edel. Nun wurde freilich dieser Zusammenhang für die Teilnahme der bäuerlichen Kreise allmählich bestritten. Noch Colerus[1] hatte im Jahre 1607 den Bauern raten können:

Tu deine Söhne erst probieren,
Ob einer Lust hat zum Studieren:
Dazu sollst du ihm helfen gern,
Dazu kein Geld noch Gut erspar'n,
Denn oft ein armes Bauerkind
Zu großen hohen Ehren kömbt.

Im 18. Jahrhundert dagegen finden sich Vorschriften, daß Kinder unbemittelter Eltern, vornehmlich von Bauern, zu den gelehrten Studien nicht zugelassen werden sollen, es sei denn bei besonders hoher Begabung. So verbot z. B. eine hessische Verordnung von 1721, „Bürgern oder Bauern und herrschaftlichen Livreebedienten, ihre Kinder von den gemeinen Hantierungen ab und zum Studieren oder in dem Stande der sogenannten Honoratioren zu erziehen, er habe denn vorher hinlängliche Attestate von deren Fähigkeiten beigebracht und gnädigste Einwilligung dazu erhalten". Es sind Versuche des gesteigerten Absolutismus, den starren Kastencharakter der Stände vornehmlich der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in dem Augenblicke aufrechtzuerhalten, da, vermöge des Emporkommens eines neuen Bürgerstandes, dessen letztes Stündlein zu schlagen begann.

Allein einstweilen lag doch die merkwürdige Tendenz vor, alles, was hervorragende Bildung und Gelehrsamkeit besaß, in dieser oder jener Form, sei es als Berufsadel, sei es als Tituladel, dem alten Stande des niederen Adels anzugliedern oder einzuverleiben. Es ist eine Richtung, die der Kultur der

[1] Calend. perpet. II, 7 ff.; zit. Großmann S. 49.

Zeit einen steigend aristokratischen Charakter aufdrückte und, bei dem bestehenden Zusammenhange zwischen Hofkultur und Adelskultur, zum Wachstum des französischen Einflusses ständig beitragen mußte: an Stelle der alten deutsch-bürgerlichen trat eine französisch-deutsch-adlige Bildung.

Aber damit nicht genug. Der Wechsel bedeutete zugleich eine Umformung des Begriffes und Umfanges der deutschen Bildung von heute noch fortwirkender Dauer. Die ältere deutsch-bürgerliche Bildung hatte keinen ausschließlichen Berufscharakter getragen; selbst auf humanistischem Boden hatten neben den Berufsgelehrten deutsche Bürger, ein Peutinger, ein Pirckheimer, geglänzt und geschaffen. Der Charakter der Bildung war ähnlich gewesen wie etwa der der heutigen englischen Kultur: im ganzen gleichmäßig von Berufs wie von nicht Berufs wegen hatte man sich am Genusse wie an der Erzeugung geistiger Güter beteiligt.

Aber nun war dies alte Bürgertum im Laufe des 16. Jahrhunderts gesunken, ja in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vielfach fast zugrunde gegangen; und dennoch galt es, den Stand der Bildung zu erhalten und wo möglich zu mehren. Es war eine Aufgabe, die jetzt viel ausschließlicher den gelehrten Berufen zufiel und, indem diese dem Adel angeschlossen wurden, fast durchaus aristokratischen Charakter erhielt. Das bedeutete nun sehr bald eine Ausschließlichkeit der Bildung, wie sie weder Niederländer noch Franzosen noch gar Engländer jemals gekannt haben: nur der höher Stehende, wo möglich mit einem Berufe ausgestattete gelehrt Erzogene erschien als gebildet; an einen verhältnismäßig geringen Bestandteil der Nation von engen Lebensinteressen ging ein immer enger umschriebenes Bildungsideal über. Es ist einer der Gründe dafür, daß man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Literatur als schöne Wissenschaften bezeichnen konnte, daß ein Literatenstand voraussetzungsloser Herkunft bei uns erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat anfangen können zu gedeihen, daß sich die Presse nur mühsam

soziale Achtung errungen hat, und daß man sich noch heute in Deutschland Wissenschaft nur schwer anders als berufsmäßig betrieben vorstellen kann und im allgemeinen Bildungsideal die Momente gelehrter Bildung noch ständig festhält. Erst die gewaltige Entfaltung eines neuen Bürgertums seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hat hier angefangen, einigen Wandel zu schaffen: bis durch die Bildung des neuesten deutschen Bürgertums seit 1870 und 1880 die alte Konstruktion in Gefahr geraten ist, zu zerfallen.

In diesen Wechseln aber trat ein Stand, der im Mittelalter durchaus der erste gewesen war, immer mehr zurück: der der Geistlichkeit. Schon das erste große Bürgertum und der Humanismus hatten ihn im 15. Jahrhundert und in den Anfängen des 16. Jahrhunderts zu überholen gedroht; aber noch einmal war die Gefahr mit der Besiegung der feindlichen Kräfte durch die Reformation vorübergegangen: noch immer hatten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts protestantische Geistlichkeit und katholischer Klerus geherrscht. Jetzt dagegen änderte sich, wenigstens auf protestantischem Gebiete, die Lage. Mit dem Adel und dem Fürstentum trat das Laientum wieder hervor: wie einst im 12. Jahrhundert wurde die Ecclesia von neuem von der Frou Werlt überholt. Die neuen Bildungsideale waren ihren einheimischen wie fremden Bestandteilen nach durchaus weltlich; und mehr: sie standen der Kirche nicht einmal feindlich, sondern beinahe gleichgültig gegenüber. Jetzt konnte Karl Ludwig von der Pfalz über dem Grabe seiner Geliebten eine Kirche zum paritätischen Gebrauche der drei christlichen Bekenntnisse erbauen lassen und der lutherische Protestant Leibniz im Dienste des Mainzer Erzbischofs stehen sowie des Konvertiten Johann Friedrich von Hannover. Gerade diese Indifferenz gegenüber den Konfessionen und zum guten Teile gegenüber speziell kirchlichen Interessen überhaupt sicherte der neuen adligen Bildung die Einheit, die durch konfessionelle Rücksichten so leicht hätte gestört werden können, und gewährleistete ihr mit diejenige Summe von Macht,

4*

die es ihr gestattete, sich schließlich alle wichtigeren Vertreter der älteren bürgerlichen Bildung zu unterzwingen.

In der Tat zeigen die dem Adel angeschlossenen bürgerlichen Kreise bald alle Vorteile, leider aber auch alle die großen Schattenseiten der Erziehung des adligen Weltmanns. Sie werden freier und würdevoller, später munterer und eleganter, aber auch gemessener und pedantischer und ausgelassener und frivoler als diese. Und sie bringen gewiß auf dieser Grundlage einen Pufendorf und Leibniz im 17., einen Hagedorn und Gellert im 18. Jahrhundert hervor. Aber im ganzen überwiegen doch die schlimmeren Einflüsse: übertriebene Galanterie, Strebertum, Schwulst wiederholen sich jetzt stärker in den höfischen Kreisen der Bürgerlichen, ja bald darüber hinaus im Bürgertum überhaupt. So weiß man sich nicht zu lassen vor Titulaturen: ein simpler Liebhaber redet seinen Schatz wohl mit „Hochedelgeborene, großehrenreiche Jungfrau“, „schönste und hochtugendseligste Jungfrau“ an, unterschreibt als „meines hochwertesten Trosts ewig getreuer Diener“ und stiehlt im übrigen, soweit die eigene Phantasie den Unsinn nicht hergibt, den Inhalt seines Briefes aus galanten Romanen und galanten Briefstellern zusammen. Und die Gelehrsamkeit gerät nicht minder in Schwulst; der lateinische Stil wird dunkel; das Muster bietet nicht mehr Cicero, sondern etwa Tacitus und die geschraubte Sprache der afrikanischen Kirchenväter; dazu kommt der unsägliche Prunk der Widmungen, in denen sich Schmeichelei und Streberei ekelhaft vermischen: ein so prosaisches Ding wie das „Steuerbuch“ des Nationalökonomen Kaspar Klock († 1655) ist schon von acht, sein „Schatzbuch“ gar von zwanzig Dichtern lateinisch angesungen worden. Verhängnisvoller aber als der Schwulst war auch in diesem Zusammenhange noch die Streberei, die selbst ein Leibniz mit den schönen Worten umschreibt: Hauptmittel, heutzutage vorwärtszukommen, sei der Erwerb der Bekanntschaft und der Zuneigung großer Männer; mit tausend kriechenden Grußschreiben, Dedikations- und Widmungsbriefen, Gratulationsepisteln und devotesten Suppliken und Rekommendationen suchte man sich vorwärtszuschieben, obgleich

jedermann den Sinn dieses Geschreibsels einsah: „der Fuchsschwanz gucket doch herfür.“ Am bezeichnendsten endlich war die egoistische, meist sehr plump aufs unmittelbar Sinnliche gerichtete, in sich unwahre Galanterie gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Die Wirkung schildert Christian Weise: „Wenn die Weibsbilder ihr vierzehntes Jahr erreichen, so werden sie allerwärts demütig bedient und schöne Gebieterin genannt. Darum, weil sie hierdurch auf den Gedanken gebracht werden, gleich als wären sie nur der Liebeshändel wegen geboren, so fangen sie an, stutzen sich und meinen, ihr ganzer Zierat bestehe in dem, daß sie den Mann an sich locken können. So machen wir die gebrechlichen Werkzeuge, die Personen deterioris sexus zu großen Göttinnen, als wenn wir ihnen die Herrschaft gleichsam durch unsere Huldigung bestätigen wollten.“

Man sieht an diesen Worten: gegenüber dem Ideal einer dem deutschen Charakter fremden Form der Galanterie fehlte es nicht an Widerspruch. Viel energischer äußert ihn Thomasius: „Wie zertrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfrau oder an deren Statt die Magd oder die Katze zu grüßen! Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehn Romanen zusammengesucht hat, und die mit viel flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Herzen bemalet sind, werden da abgeschicket, gleich als ob man des guten Kindes Affektion damit bombardieren wollte!“ Auch sonst fehlte es nicht an Reaktion gegen das neue Lebensideal; aber da sie im Grunde nur aus den Kreisen der Beteiligten hervorging, so blieb sie schließlich erfolglos, ja verlief vielfach in den Denk- und Gefühlsformen der neuen Bildung selbst. Nichts ist in dieser Hinsicht bezeichnender, als der gesuchte schäferliche Naturalismus, jener bekannte Versuch, sich von ungesunder Unnatur auf dem ungesunderen Wege ländlich-schäferlicher Allegorien zu befreien. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann das galante Schäfertum alles zu durchdringen: bereits Spee hat in langen Gedichten, für unseren Geschmack fast blasphemisch, Christus

unter der Verkleidung eines alamodischen Schäfers gefeiert. Zunehmend trat dann dieser gegenstandslose Widerspruch gegen gekünstelte Pedanterie und geschraubtes Hofleben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf; aber er reichte noch weit ins 18. Jahrhundert hinein; in dieser Zeit hat Adriaen von der Werff in seinen geleckten bukolischen Bildern, jenen hochbusigen Schäferinnen im Atlashemd, noch in verhältnismäßig deutsch gebliebener Malerei einen seiner besten künstlerischen Ausdrücke geschaffen; damals hat sich noch der alte Goethe mit seiner Familie zur Zeit, da sein großer Sohn noch ein Knabe war, im Schäferkostüm malen lassen. Und erst Empfindsamkeit und Sturm und Drang haben dem Unwesen Abbruch getan. Aber selbst ein Günther erinnert sich noch „der vorigen Zeiten und guten Freunde unter einem Schäfergedichte", und in der Landschaftsmalerei, der Porzellanplastik und dem musikalischen Liederspiele haben sich Reste der alten Liebelei bis ins 19. Jahrhundert hinein gerettet.

Inzwischen aber war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine noch viel wunderlichere Form der Selbstironie und ungefährlichen Reaktion gegen das eigene Selbst aufgetreten: die Chinoiserie. Bei ihr handelt es sich nicht um eine Hochflut des Hinabtauchens in die Natur, sondern um den Eintritt in die Vorstellungen einer Kultur, die man sich als besonders hoch entwickelt und in sich beruhigt vorstellte. Denn den oberen Zehntausend erschien damals China, das man teils durch die glänzende wissenschaftliche Literatur der Jesuiten, mehr aber noch durch die Erzählungen und Importe holländischer Kaufleute gründlichst glaubte kennen gelernt zu haben, als das Land vollendeter Weisheit und Güte. Dort, an den Wassern des abgewandten Ozeans, lebte eine Nation gleichsam von Kong-fu-tses; bei ihnen war die Vernunft, dieser der Natur entgegengesetzte Pol der Entwicklung, verwirklicht und das Ideal der intellektualistischen Kultur des 16. bis 18. Jahrhunderts mindestens nahe herbei-

gekommen. Wie sollte man darum dies Volk nicht geschätzt haben, zumal der strenge Abschluß seiner Kasten so ganz eigenen sozialen Idealen und die Erzeugnisse seiner Kunst so ganz der emporstrebenden Formenwelt des Rokokos entsprachen? Und so trat neben das Schäferleben die Chinoiserie, und der Kreis der Möglichkeiten vollendete sich, in denen das höfische Alamodetum sich im eigenen Bereiche vermöge eigener Kraft zu bessern suchte.

---

## Drittes Kapitel.

# Weitere Entwicklung des Intellektualismus: Höhezeit und Grenzen des rationalistischen Denkens.

---

### I.

Überschauen wir die gesellschaftliche Entwicklung des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, soweit sie auf die geistige unmittelbar Einfluß gewann, so kann das Ergebnis weder als einfach noch als im Sinne klarer nationaler Entwicklung besonders günstig bezeichnet werden.

Die Kultur des 16. Jahrhunderts und allenfalls auch noch der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte eine vollkommen ausgebildete und unzweifelhafte soziale Grundlage gehabt; sie war eine Kultur des deutschen Bürgertums gewesen trotz mancher anders gearteter Einflüsse benachbarter Nationen, ja trotz der großen humanistischen Renaissance. Eines so einheitlichen gesellschaftlichen Unterbaues erfreute sich die Kultur des Jahrhunderts von 1650 bis 1750 nicht: sie war zwar fürstlich-adlig charakterisiert, aber dieser Charakter erhielt durch den langsamen Eintritt gewisser Kreise des Bürgertums in die neue geistig-soziale Kombination eine besondere Schattierung, die in keinem Jahrzehnt dieselbe blieb. Außerdem aber war die neue Kultur so stark von außen her beeinflußt, daß es schwer hält und nur beim Eintreten in die detaillierteste Darstellung völlig möglich ist, die im einzelnen Falle vorhandene Mischung verschiedener heimischer und fremder Elemente befriedigend darzustellen.

Dennoch läßt sich in der Flucht so mannigfaltiger Erscheinungen eine Tendenz erkennen, durch deren stetig zunehmende Betonung die soziale Schichtung, soweit Teile von ihr als führend in Betracht kamen, sich dem allgemeinen seelischen Verlaufe des Zeitalters, wie er seit dem 16. Jahrhundert gegeben war, immer mehr annäherte. Es ist die Tendenz zur Durchbildung der gelehrten Berufe und zur Nobilitierung gleichsam der Gelehrsamkeit auch in denjenigen führenden Berufen, die als gelehrte ohne weiteres nicht zu bezeichnen waren. Es war eine soziale Fortbildung gleichsam nach dem Prinzip intellektualistischer Durchsäuerung; und so konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß sie auch wiederum der fortschreitenden Intellektualisierung des Geisteslebens wesentlichsten Vorschub leisten mußte.

In der Tat kann man die Fortschritte des seelischen Lebens der Nation vom 17. zum 18. Jahrhundert der Hauptsache nach als eine Erweiterung der psychischen Kräfte nach der verstandesmäßigen Seite hin bezeichnen.

Welches aber waren nun die Vorgänge, in denen diese Entwicklung sich abspielte? Eine Arena ungemein weittragender und in sich verwickelter Beziehungen eröffnet sich unseren Blicken; und wir werden zu ihrem tieferen Verständnisse gut tun, deren Verhältnisse zunächst einmal mehr allgemein und von außen her, nach ihrer noch halb sozialen Richtung hin kennen zu lernen, ehe wir zum Kerne der Entwicklung vordringen.

In den Anfängen des hier zu betrachtenden Zeitraumes, die bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts zurückreichen, war das wissenschaftliche Denken noch nicht entfernt so diszipliniert, wie heutzutage. Was die wissenschaftlich tätigen Köpfe damals bei der Ausdehnung der bestehenden Erfahrung zu gegenseitiger Unterstützung zunächst zusammenführte, waren daher nicht so sehr bestimmte Probleme oder ein absolut verwandter methodischer Zug des Denkens, sondern weit mehr das allgemeine Bedürfnis gemeinsamen Daseins in einer den Wissenschaften zu-, dem Dogmatismus und der Scholastik abgewandten Weltanschauung, gleichviel, ob diese sich speziell politisch-national

oder dichterisch oder im engeren Sinne des Wortes wissenschaftlich äußerte. Die ersten Versuche, durch solch einen Zusammenschluß und durch gemeinsames Arbeiten zur Ausdehnung der Erfahrung zu gelangen, fanden daher in Vergesellschaftungen statt, die, weil sie gemeinsame Lebensanschauung voraussetzten, eigentlich noch die ganze Persönlichkeit in Anspruch nahmen und, weil sie die ganze Person umfaßten, im Grunde auch noch einen halb mittelalterlichen Charakter trugen.

Gemeinschaften dieser Art waren in Deutschland die nach italienischem Muster, doch mit mancher Anlehnung an deutschen Zunftbrauch begründeten Gesellschaften der sogenannten Naturphilosophen: in ihnen fanden sich Anhänger der neu empordringenden intellektualistischen Weltanschauung zusammen, bald mit einer Neigung mehr zu den Naturwissenschaften, bald mit besonderen geisteswissenschaftlichen Zielen, immer aber praktisch gewandt und mit einem lebhaften Drange nach ernster Betätigung persönlicher Sittlichkeit und Religiosität und mit einer Vorliebe für das Nationale, insbesondere für die Bewahrung und Besserung der deutschen Sprache. Die ältesten und wichtigsten dieser Gesellschaften gehörten dabei geisteswissenschaftlichen, ja teilweis noch vorwiegend dichterischen Bestrebungen an; und sie umfaßten mit ihren Verbindungen, die sie gern mit dem Schleier eines harmlosen Geheimnisses umgaben, namentlich anfangs hohe, vor allem fürstliche Kreise. Hierher gehört in gewissem Sinne schon die von Ludwig von Anhalt-Köthen mit einigen Freunden im Jahre 1617 zu Weimar begründete „Deutsche Gesellschaft des Palmbaums“, auch „Fruchtbringende Gesellschaft“ genannt, von der später, in der Geschichte der Dichtung, noch mehr die Rede sein wird; ihr gehörten zuerst acht Fürsten und Adlige an, und sie hatte als praktischen Zweck vornehmlich auch die Betonung des Nationalen in den aristokratischen Kreisen und hat, entsprechend ihrem Ursprungsorte, vornehmlich in Mitteldeutschland mit Ausnahme von Kursachsen und in Brandenburg Fuß gefaßt. Durchaus in den geschilderten Zusammenhang gehören dann das um 1620 von Joachim Jungius zu Rostock gestiftete „Collegium philosophicum“

und weitere etwa gleichzeitig zu Danzig, Hamburg, Erfurt und Nürnberg, sowie im Haag und in Amsterdam aufblühende Gesellschaften, die sich namentlich die Pflege der Naturwissenschaften zum Ziele setzten. Aus späteren Jahren nahmen, zumeist unter Betonung mehr der literarischen Aufgaben, an verwandten Zielen teil die „Aufrichtige Gesellschaft von der Tanne“ in Straßburg, die von Philipp von Zesen und anderen gegründete „Hamburgische Gesellschaft“ von 1643, der „Pegnesische Blumenorden“ zu Nürnberg, von Philipp Harsdörffer 1644 gestiftet, und eine von 1664 an bestehende alchimische Rosenkreuzergesellschaft, deren Mitglied 1667 Leibniz geworden ist, sowie der um 1660 blühende „Schwanenorden an der Elbe“, eine Stiftung Johann Rists, des bekannten Dichters und Pfarrers in Wedel bei Altona.

Diese ganze Bewegung, in deren einzelnen Mittelpunkten noch eine ganze Summe von nach unseren Begriffen sehr verschiedenartigen Zielen zugleich verfolgt wurde, machte dann seit Schluß des 17. Jahrhunderts langsam einer anderen Strömung Platz, die in den westeuropäischen Ländern schon viel lebhafter um sich gegriffen hatte und auf Begründung von Akademien als ausschließlichen Arbeitsvereinigungen zur Ausdehnung zunächst der wissenschaftlichen Erfahrung gerichtet war. So war in Paris schon im Jahre 1634 eine der Sprache im allgemeinsten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Dichtkunst gewidmete Akademie entstanden, während in London aus der freieren Academia Londinensis im Jahre 1662 die Royal Society mit vornehmlich naturwissenschaftlichen Zielen hervorgegangen war; ihnen folgte im Jahre 1700, ein Ergebnis der weitverzweigten Propaganda Leibnizens für den akademischen Gedanken, die Berliner „Königliche Sozietät der Wissenschaften“, in der sich anfangs eine Anzahl Gelehrter zusammenfand, die bisher freien Gesellschaften angehört hatten; und die Begründung der Berliner Akademie wurde dann für verwandte Bestrebungen auf deutschem Boden überhaupt vorbildlich.

Inzwischen hatte sich neben der gelehrten Gesellschaft auch der schriftliche Gedankenaustausch wissenschaftlichen Charakters

zu einer festen Form gelehrter Betätigung entwickelt. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wie wir ihn auf dem Gebiete des politischen und kommerziellen Meinungsaustausches kennen gelernt haben[1]: dem Briefe folgte, wie dort die Zeitung, so hier die Zeitschrift. Dabei hat im 17. Jahrhundert der gelehrte Briefwechsel noch eine außerordentliche Ausdehnung gehabt: noch Leibniz war einer der unermüdlichsten Briefschreiber; das Verzeichnis seiner Korrespondenz in Hannover weist 1054 Namen auf. Aber im ganzen begann doch seit etwa dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts schon die gelehrte Zeitschrift die Korrespondenz zu entlasten und abzulösen; und mit der Öffentlichkeit der Erörterung und des Nachrichtendienstes trat zugleich eine wesentliche Erhöhung der Sachlichkeit und eine zweckgemäße Verschärfung des Urteils ein.

Indem nun aber die Wissenschaft sich auf diese Weise eigene Heimstätten und Einrichtungen zu ihrer Vertiefung und Ausdehnung schuf, wuchs zugleich, als wesentlichste Bürgschaft größerer Zukunft, eine stärkere Arbeitsteilung der gelehrten Forschung heran. Ein Mann wie Isaak Vossius (1618—1689) war noch hervorragender Philologe und Naturforscher zugleich gewesen; und nicht selten wechselten zu seiner Zeit einzelne Gelehrte bei der Vertretung eines Universitätslehrfaches noch zwischen naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Fächern. Im 18. Jahrhundert dagegen wurde die Verbindung weit voneinander abgelegener wissenschaftlicher Fächer schon seltener; wenigstens die Gebiete der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften erschienen im allgemeinen als getrennt; und wenn in den Naturwissenschaften auch noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Professor Physices an den Universitäten Vorlesungen von einem Umfange des Inhalts zu halten pflegte, in den sich heutzutage vielleicht ein Dutzend von ordentlichen Professoren der Naturwissenschaften teilt, so war doch die Richtung auf Arbeitsteilung gerade auch auf diesem Gebiete unverkennbar.

---

[1] S. Bd. VI, S. 7 ff.

Nicht ganz so günstig stand es auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften. Hier war an rationeller und intensiver Arbeit noch verhältnismäßig wenig geleistet worden, und darum erschöpfte sich alles im extensiven Heranschleppen eines wüsten und im Grunde nur äußerlich geordneten Stoffes. Der Sammeleifer, ja die Sammelwut war auf diesen Gebieten allgemein; man gab die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit wie die klassischen Autoren fast Dutzende von Malen in mehr oder minder umfassenden Sammlungen heraus; man brachte Bücher, Briefe, Münzen, Antiquitäten, Gemälde und Statuen zusammen, und nur wenn man bescheiden war, begnügte man sich wohl auch mit einzelnen sogenannten raren Stücken, wie etwa des seligen Herrn Dr. Martin Luthers Originalbrillenfutter. Und dem zumeist unkritischen Sammeleifer entsprach eine unbehilfliche, im Grunde immer nur in rein beschreibenden Kategorien der Darstellung aufgehende Polyhistorie, eine der Plagen geradezu des Zeitalters. So kam es auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften bald dahin, daß Vielwissen und Gelehrtsein als identisch galt; und erst das folgende Zeitalter des Subjektivismus ist deutlicher und folgenreicher zu den wirklichen Problemen geisteswissenschaftlicher Erkenntnis vorgedrungen.

Auf naturwissenschaftlichem Gebiete dagegen vollzog man klar und immer klarer den entscheidenden Schritt aus der Anhäufung der Erfahrung zu ihrer begrifflichen Beherrschung. Und auf diesem Wege gelangte man bald zu den Anfängen einer unverbrüchlichen und unabänderlichen Ökonomie und Autonomie des Denkens.

Von Bedeutung war es in dieser Hinsicht, daß man im 16. Jahrhundert einen vollen Rausch naturphilosophischer Betrachtung erlebt hatte[1]. Es ist der Anfang aller intensiveren Naturbetrachtung überhaupt. Denn das menschliche Denken ist nicht so geartet, daß es sich der Erkenntnis der Dinge zunächst aus dem Einzelnen her näherte. Vielmehr werden die komplexen

[1] S. Bd. VI, S. 115 ff.

Erscheinungen anfangs von der Oberfläche her im ganzen erfaßt und ein besonders augenscheinlicher Faktor des Gesamtinhalts oder auch eine Gruppe solcher für den Charakter und das Wesen des Ganzen als maßgebend betrachtet und gleichsam verantwortlich gemacht. In diesem Sinne hat alle Metaphysik philosophiert, von den Eleaten bis auf Hegel und Hartmann.

Allein dieses Denken ist nicht in der Konstruktion der seelischen Fähigkeiten des Menschen unabänderlich gegeben. Es ist vielmehr nur der Ausdruck des Unvermögens gewisser Zeiten ungeheurer Stofferweiterung, auf eine intensivere, schon das Detail betrachtende und vom Detail her das Ganze auflösende Betrachtung so viel Muße und geistige Kraft zu verwenden, als hierzu nötig ist — oder aber der Ausdruck des Wunsches, in Zeiten, in denen dieser intensiv arbeitende Aufröselungsprozeß aus dem Detail schon begonnen hat, aber noch nicht vollendet ist, gleichwohl aus dem gefundenen Einzelnen her in Richtlinien, die über die Erfahrung hinausgehen, bereits das Ganze zu konstruieren. In beiden Fällen handelt es sich um allgemeine, mehr oder minder passende, mehr oder minder geniale Hypothesen, denen die Erfahrung als ein anderes Produkt menschlichen Denkens und Forschens entgegentritt. Dabei ist der ungeheure Wert solcher Hypothesen für die Förderung auch der Erfahrung in keiner Weise zu verkennen: Hypothesen und also auch Metaphysiken sind jedem fortschreitenden Empirismus unentbehrlich und entsprechen der einen Seite untersuchenden Verfahrens auch gegenüber jeder Kleinigkeit, das immer aus induktiven und deduktiven Elementen gemischt ist. Gleichwohl bedeutete es einen wesentlichen Fortschritt der Erkenntnis, als neben den Versuch, dem Charakter der Außenwelt als einem Ganzen vornehmlich, ja fast allein durch Hypothesen gerecht zu werden, der Versuch trat, sich des Einzelnen dieser Erscheinungswelt zunächst auf naturwissenschaftlichem Wege rein empirisch zu bemächtigen.

Zu diesem Versuche war die Welt reif, als sich seit dem 15. und 16. Jahrhundert die Möglichkeit gelehrter Berufsstände und somit die für die Lösung notwendige Summe

geistiger Muße, sowie im Verlaufe des 17. Jahrhunderts die soeben[1] geschilderte soziale Entwicklung im Sinne einer allgemeinen Verschärfung der gelehrten Tendenzen ergeben hatte, und als eine letzte, größte, scheinbar aus dem Vollsten gewonnene Hypothese, die des Pandynamismus, sich dennoch als ungenügend herauszustellen begann.

Freilich blieb daneben noch immer ein Moment bestehen, das eine rein voraussetzungslose Betrachtung der anorganischen Natur — und um diese als das anscheinend leichter zu lösende Rätsel, nicht um Leben und Geist handelte es sich zunächst — zu hindern schien: der christliche Offenbarungsglaube. Und er kam mit einem Moment in Betracht, das auch sonst, aus allgemeinen Voraussetzungen her, aufs tiefste im Denken der Zeit verankert war, dem teleologischen. Im ursprünglichen Bewußtsein spielt der Zweckbegriff eine ganz überwiegende Rolle, denn er ist aufs Praktische angelegt. So wird in primitiven Kulturen alles Geschehene teleologisch, und zwar nach Analogie menschlichen Tuns, beurteilt: hinter die Naturerscheinungen treten die Götter. Es ist gleichsam die Einverleibung des menschlichen Verstandes in die Natur: die Natur schafft zu bestimmten, nach menschlichem Denken definierten Zwecken. Mit dem christlichen Denken war diese Auffassung nun in der Art in Verbindung getreten, daß man hinter der Natur den Christengott in bestimmter Richtung schaffend sah und diese Richtung vornehmlich dadurch bestimmt fand, daß alles Schaffen dem Menschen als der Krone der Schöpfung zugute komme. Es ist die Ansicht schon der Schöpfungsgeschichte der Genesis; noch mehr hat sie in allen dogmatischen Fixierungen der christlichen Lehre und auch noch in den physiko-theologischen Systemen des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus eine Rolle gespielt.

Was widersprach nun in dieser Anschauung einem rein empirischen Denken? Am unmittelbarsten doch wohl der

[1] S. oben S. 48 ff.

anthropozentrische Standpunkt. Denn wie war reine Erkenntnis möglich, bezog man von vornherein jedes Ding und jeden Vorgang auf menschliches Sein und wo möglich Wohlsein? Der in diesem Sinne der Natur untergelegte Verstand mußte vertrieben werden. Sah man dagegen hinter dem Gesamtgeschehen, das man in den nächsten, menschlichen Beziehungen als zwecklos betrachtete, des weiteren noch einen einzigen, allmächtigen geistigen Trieb, so stand der Annahme eines solchen Triebes eigentlich nichts entgegen, wenn sein Wirken gesetzmäßig erschien und als solches erkannt wurde: denn sehr wohl konnte sich dieser Trieb in ewigen, selbstgesetzten Normen auswirken. Ausgeschlossen blieb allein die Willkür, blieb das Wunder.

Nach alledem war klar, welcher Voraussetzungen ein neues, rein empirisches Erkennen zunächst auf dem Gebiete der anorganischen Natur, dann aber auch auf dem der Lebenswelt und der seelischen Vorgänge bedurfte: des energischen Eindringens in das Einzelne der Erscheinungen, der Abstraktion vom anthropozentrischen Standpunkte, der Zulassung einer urgewaltigen, absoluten, göttlichen Triebkraft nur in dem Sinne gesetzmäßiger Auswirkung.

Von diesen Voraussetzungen war die erste durch Schaffung geistiger Muße und sozialer Achtung für die gelehrten Berufsarten erfüllt, die zweite wenigstens stark vorbereitet durch die Verschiebung der Weltkenntnis seit dem Zeitalter der Entdeckungen und der Hypothese des Koppernikus, die dritte endlich ihren allgemeinen Zügen nach durch den Pandynamismus des 16. Jahrhunderts näher gelegt, als früher, und in unmittelbarem Widerspruch befindlich nur noch mit dem Wunderglauben der Kirche, nicht dagegen mit dem Glauben an Gott. Es war eine Lage, die immerhin schon die Entwicklung einer voraussetzungslosen mechanischen Naturwissenschaft zuließ; und wie deren Anfänge denn in der Tat alsbald in den Forschungen eines Stevinus, Galilei, Newton auftraten, wird binnen kurzem zu erzählen sein.

Indem sich aber diese Wendung ergab, und indem sich zugleich das natürliche Denken auf dem Gebiete der praktischen Geisteswissenschaften, wie es schon im 16. Jahrhundert stark und stärker eingesetzt hatte, immer weiter verbreitete und für das Recht und den Staat, für die Sitte und die Religion Anschauungen zu schaffen bestrebt war, die der Zeit als Korrelat zur mechanistischen Auffassung der Natur erschienen[1], je verbreiteter mithin die Denkweise eines ganz neuen natürlichen Systems wurde und je mehr sich auf seiner intellektualistischen Grundlage die einzelnen Disziplinen der Wissenschaft, von verwandtem Geiste erfüllt, dem abgerundeten Ganzen einer rationalen Universalwissenschaft zu nähern schienen: um so mehr mußte der Gedanke nahetreten, auf diesen Errungenschaften und dem Boden ihrer konvergierenden Entwicklung eine allgemeine Weltanschauung aufzubauen.

Es ist die geistige Grundlage der großen metaphysischen Systeme des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Man sieht: sie brauchten nach Lage der Dinge noch nicht vom Christentum abzugehen, wenn es nur rationalisiert und der Wunder möglichst entkleidet wurde. Und in der Tat: wie noch die ganze niederländische Literatur des 17. Jahrhunderts, die fortgeschrittenste auf deutschem Boden, von kindlich-frommem christlichem Sinne beherrscht war, und wie ein Althus, Grotius, Kepler an den Hauptdogmen des Christentums festhielten, so haben sich auch Descartes und Leibniz nicht antichristlich verhalten, wenn sie auch ihre tiefsten religiösen Geheimnisse in stiller Brust bewahrten. Daß aber der neuen Philosophie objektiv gleichwohl eine gegen den Offenbarungsglauben gerichtete Tendenz innewohnte, läßt sich nicht leugnen. Zwar hielt man durchaus an der Bearbeitung des großen, von der Reformation für das Christentum aufgestellten Gegensatzes, Gott und Individuum, fest: Individualität und Gottesbewußtsein irgendwie, sei es mystisch, sei es rational, zu verknüpfen, blieb eines der wesentlichsten Bedürfnisse. Aber war denn diese Formulierung

[1] S. zum Teil schon Bd. VI, S. 146 ff.

so durchaus nur christlich-reformatorisch? War sie nicht vielmehr tiefstes Moment des Zeitbewußtseins überhaupt, das unter anderm auch die neuen Formen des Christentums mit bestimmt hatte? Und wenn diese neue Weltanschauung im Grunde den Offenbarungscharakter des Christentums leugnen mußte, da sie bei konsequentem Denken das Wunder schlechthin zu verwerfen gezwungen war: hob sie damit nicht eigentlich dennoch das Christentum auf, mindestens in dem Sinne, in dem es bisher verstanden worden war und noch von den meisten verstanden wurde? Unvereinbar waren schließlich geschichtlich gegebenes Christentum und neue Weltanschauung: wenn auch nicht in unmittelbar scharfer Betonung, so doch dem Kerne nach traten jetzt zum ersten Male zwiespältige Weltanschauungen die Herrschaft über die Geister der Nation an; neben das Christentum stellte sich eine unchristliche Philosophie, und nur das gemeinsame Ausgehen von den Polen des Individuellen und des Absoluten war es, das sie annoch vereinte.

Dabei war aber die neue Weltanschauung im Grunde weit mehr von der Naturwissenschaft getragen als von den Geisteswissenschaften. Gewiß entnahm sie der Forschung der historischen Wissenschaften manchen Inhalt antiken Denkens, und gewiß hatte sie auch Fühlung mit dem Naturrecht, der Naturreligion und der Wissenschaft natürlicher Sitte. Indem diese Wissenschaften indes sich auf die menschliche Vernunft als etwas Natürliches bezogen und eben in der Natur selbst zu wurzeln vorgaben, wenn sie sie auch auf rein intellektualistische Momente reduzierten, verwiesen sie ihrerseits wiederum auf das Erkennen der Natur als auch ihre Grundlage. Wie also hätte man bei dieser Entwicklung einer allgemeinen Weltanschauung ein genaueres Eingehen auf sie anders als einen Umweg betrachten sollen? Weit mehr als Grundlage der Geisteswissenschaften daher denn als ihre Folge erschien der Zeit das philosophische Denken.

Indem aber die neue Weltanschauung so durchaus auf rationalen, vornehmlich naturwissenschaftlichen Grundlagen erbaut wurde, entsprach sie in jeder Hinsicht dem intellektualistischen

Grundzuge des Zeitalters, der so oft schon betont worden ist. Gewiß trägt jede Metaphysik als Gedankendichtung in sich schon ein ästhetisches, ja dichterisches Element, und dies findet sich auch in den großen metaphysischen Systemen des 17. und 18. Jahrhunderts. Dennoch erscheinen sie verhältnismäßig nüchtern gegenüber den Systemen eines Weigel oder Böhme, eines Fichte oder Schelling oder Hegel, von denen sie zeitlich umrahmt sind.

## II.

1. Wir haben die Entwicklung des Intellektualismus im Verlaufe des Jahrhunderts nach dem großen Kriege jetzt bis zu seiner höchsten Höhe verfolgt: bis zur Bildung selbständiger Weltanschauungen, in denen er am Ende aus Mangel an abschließender Erfahrung — denn Wissen ist Stückwerk — in sein Gegenteil, die Ahnung neuer und die phantasiereiche Vorstellung eines letzten Zusammenhanges, umschlug. Es war eins der Momente, in deren Verlaufe schließlich dem rationalistischen Ausgange des individualistischen Zeitalters der enthusiastische Anfang eines höheren Seelenlebens folgen mußte; und früh schon erhielt dies Moment in der Philosophie Leibnizens eine höchst bezeichnende Ausprägung. Jetzt aber gilt es, den bisher nur im allgemeinen skizzierten Weg der vollen Durchbildung des individualistischen Intellektualismus im einzelnen zu durchmessen. Und da bedarf es wohl kaum noch der näheren Ausführung, daß dieser Weg mit Erfolg nur von der Geschichte der Naturwissenschaften aus eingeschlagen werden kann. Auf diesem Gebiete aber wiederum handelt es sich an erster Stelle um die Entwicklung der wissenschaftlichen Grundlage aller modernen Naturwissenschaft, um die Entwicklung der Mechanik.

Da hatten sich nun schon die Alten der elementarsten Theorien namentlich der Statik, der Lehre vom Gleichgewicht. ziemlich eingehend bemächtigt; hier liegen vor allem die Verdienste des Archimedes. Dagegen waren sie der Lehre von der Bewegung der Körper, der Dynamik, ziemlich ferngeblieben.

Allein ihre Kenntnisse, die dem Zeitalter des Humanismus auf dem Wege der schriftlichen Überlieferung langsam wieder erschlossen wurden, blieben im 16. und 17. Jahrhundert ohne tiefere Wirkung, weil die Art ihrer Tradition in rein deduktiven Beweissätzen, wie sie dem Wesen der antiken Mathematik entsprach, einen Einblick in die Vorgänge, welche zu den behaupteten Ergebnissen geführt hatten, fast völlig ausschloß.

Neben der wiedererwachenden Überlieferung der Alten aber bestand im 16. und 17. Jahrhundert schon vom Mittelalter her ein gewisses Maß praktischer mechanischer Kenntnisse, besonders hinsichtlich der bei Bauten, Befestigungswerken und Schiffsarbeiten angewandten Mittel zur Bewegung schwerer Lasten; doch waren diese Kenntnisse während des Mittelalters niemals auf grundsätzliche Anschauungen zurückgeführt worden.

Im ganzen konnte man daher am Schlusse des 15. Jahrhunderts sagen, daß die Mechanik in den anderthalb Jahrtausenden seit Archimedes grundsätzliche Fortschritte nicht gemacht habe. Um diese Zeit aber begannen nun allenthalben schüchterne Versuche, aus der praktischen Kenntnis zu den ihr zugrunde liegenden Gesetzen vorzudringen und aus der Beobachtung eines Falles die Regel für tausend andere derselben Art zu entwickeln. Zuerst taucht hier als richtunggebend der erlauchte Name Lionardo da Vincis (1452—1519) auf; Lionardo kannte schon das Bewegungsgesetz auf der schiefen Ebene und hatte zutreffende Vorstellungen vom stetigen Wachsen der Geschwindigkeiten beim Fallen der Körper. Allein was ihm und verwandten Denkern im 16. Jahrhundert noch fehlte, das war eine so genaue Beschreibung der Phänomene, daß es möglich gewesen wäre, von den ihnen zugrunde liegenden Momenten in einfachen Formeln zu reden.

Hier brachte erst das 17. Jahrhundert die Lösung. Im Jahre 1605 erschienen die „Hypomnemata mathematica“ des niederländischen Mathematikers Simon Stevin, des hochgemuten, schon für die Muttersprache als Gelehrtensprache eintretenden Ingenieurs des Prinzen Moritz von Oranien: sie leiteten das Gesetz der schiefen Ebene aus der Betrachtung einer

über sie gleitenden, in regelmäßigen Zwischenräumen mit Kugeln versehenen Schnur ab. Außerdem aber beschrieb Stevin auch schon den Satz vom Parallelogramm der Kräfte in seinen einfachsten Anwendungsformen und stellte einige Gesetze der Hydrostatik mit genügender Genauigkeit auf. Gleichwohl: was wollten diese Arbeiten besagen gegenüber denen Galileis! Nach den „Dialoghi intorno ai due massimi sistemi del mondo“, die 1632, ein Jahr vor dem Tode Stevins, erschienen, brachten die „Discorsi“ des Jahres 1638 die Aufstellung der wichtigsten dynamischen Grundlagen aller Mechanik.

Galilei war beim Falle von Körpern von induktiven Beobachtungen allgemeiner Art ausgegangen, die ihm, wie schon Lionardo, die Vorstellung einer gleichförmig beschleunigten Bewegung dieser Körper erweckten. Aber er beruhigte sich bei dieser ungefähren Vorstellung nicht. Er wünschte die Art dieser Bewegung genauer beschreiben zu können. Und zu diesem Zwecke ging er deduktiv von physikalisch-mathematischen Spekulationen aus vor. Er glaubte in der Geschwindigkeit das Anzeichen einer Kraft sehen zu dürfen, und so betrachtete er die Geschwindigkeitsmomente in der Fallbewegung als elementare Äußerungen dieser Kraft. Die Zeit aber während des Verlaufs der Bewegung erschien ihm in ihrer Gleichmäßigkeit als diejenige Form der Hinzufügung von Element zu Element, in der die einfachsten Teilbetätigungen einer Kraft vor sich gehen müßten. Auf diese Weise gelangte er zu einer Vorstellung, nach der die Wirkung der Kraft in der Zeit durch die aufeinanderfolgende, den Zeitteilen proportionale Hervorbringung von Geschwindigkeiten vergegenwärtigt wird[1]. Diese Vorstellung, in mathematische Form übersetzt, ergab dann das Gesetz, daß die Fallräume wie die Quadrate der Zeiten wachsen.

Mit dem Fallgesetz war das Grundelement für die weitere Entwicklung der Dynamik gewonnen: vorausgesetzt, daß die Erwägungen Galileis den natürlichen Vorgängen wirklich gerecht wurden. Das ließ sich natürlich nur induktiv durch Experimente

[1] Dühring, Mechanik, S. 36.

dartun, die beliebiger Wiederholung und Prüfung zugänglich sein und stets den Beweis des Gesetzes erbringen mußten. Galilei ist, nach vielen Schwierigkeiten, auch des experimentellen Beweises Herr geworden.

Darauf ließ sich aus dem Fallgesetz her auch eine Anzahl anderer Erscheinungen auf gesetzmäßige Vorgänge reduzieren und aus diesem Gesetze ableiten: für das Gesetz der schiefen Ebene wurde eine andere als die Stevinsche Beweisform versucht; die einfachsten Gesetze der Pendelschwingungen wurden aufgestellt; vor allem gelang die Bestimmung der Parabel des Wurfes. Es waren Ergebnisse, die Galilei mit gerechtem Stolze erfüllten. Man fühlt ihm nach, wenn man in den „Discorsi" die Worte liest: „Einiges von geringerer Bedeutung ist bisher angemerkt worden, wie z. B. daß die natürliche Bewegung der herabfallenden schweren Körper fortwährend beschleunigt werde. Nach welchem Verhältnis aber die Beschleunigung geschehe, ist bisher nicht kundgegeben worden ... Auch hat man wohl beobachtet, daß die Geschosse der geworfenen Körper irgendeine krumme Linie beschreiben; daß dieselbe jedoch eine Parabel sei, hat niemand kundgetan. Die Richtigkeit dieser Sätze und vieles andere Wissenswerte wird von mir bewiesen werden, und es wird, was, wie ich glaube, höher anzuschlagen ist, der Zugang zu einer höchst umfassenden und vorzüglichen Wissenschaft erschlossen werden, für welche diese unsere Arbeiten die Elemente bilden müssen, und in welcher tiefer dringende Geister das Verborgenere und Entlegenere bemeistern werden."

In der Tat mochte dieser hohe Geist, dem die Enthüllung der Natur mit ihrem scheinbar bunten Gewirre strebender Kräfte an einer Stelle gelungen war, weit mehr Probleme sehen, als er zu lösen die Möglichkeit fand. Den wesentlichsten Grund dafür, daß er nicht weiter gelangte, hat man in der Ausbildung der zeitgenössischen Mathematik zu suchen. Noch waren die Infinitesimalrechnung wie überhaupt die Verfahren nicht gefunden, welche gestattet hätten, das stetige Verhältnis gewisser gleichförmiger Bewegungen zueinander auf den Ausdruck einer einfachen mathematischen Formel zu bringen. Galilei

hat sich in Fällen, wo Beweis und gesetzmäßiger Ausdruck bestehender komplizierter Tatsachen mit den Methoden der höheren Mathematik heute leicht zu erreichen sind, vielfach mit der Heranziehung einfachster geometrischer Vorstellungen und Konstruktionen begnügen müssen, deren wissenschaftliche Kapazität dann bei weiterer Spannung der Probleme versagte. So führt sogar schon die Grundfrage des Fallgesetzes: was nämlich aus einer Größe werde, die derartig wächst, daß die zuwachsenden Elemente stets sofort der Grund neuen Wachstums werden, schließlich zu Problemen, die nur mit den Verfahrungsweisen der höheren Mathematik zu bearbeiten sind.

Unter diesen Umständen hat Galilei wohl die großen Elemente der Mechanik aufgedeckt und auf eine Anzahl wichtigster Grundannahmen zurückgeführt: auf das Beharrungsvermögen, auf den Grundsatz der Zusammensetzung der Kräftewirkungen, auf den Grundsatz endlich der Basierung des Gleichgewichts der Kräfte auf die Gleichheit ihrer virtuellen Momente. Aber es fehlten ihm auf diesem Gebiete gleichwohl noch der treffendste Ausdruck und die klarste Anschauung, und der mathematische Ausbau vieler Einzelprobleme konnte erst mit der mathematischen Vertiefung der Folgezeit, vor allem durch die Erfindung der Infinitesimal(Differential-)rechnung durch Newton und Leibniz erreicht werden[1], wenngleich auch jetzt noch die beste Lösung und vor allem die Vereinfachung vieler Probleme dem 18. und 19. Jahrhundert vorbehalten blieben.

Die Arbeit der auf Galilei zunächst folgenden Generationen vollzog sich, insofern sie von allgemeiner Bedeutung geworden ist, vornehmlich in zwei Richtungen. Einmal griff Newton (1642—1727) das schon von Galilei bearbeitete Wurfproblem auf. Galilei hatte die parabolische Wurfbahn aus der Kombination des Beharrungsvermögens des geworfenen Körpers und der Schwerkraft erklärt; Newton erweiterte jetzt die Probleme, die sich hier aufdrängten, zu einer allgemeinen Theorie der krummlinigen Bewegungen und der sie erzeugenden Kräfte.

[1] Vgl. dazu Bd. VI, S. 139 ff.

Diese Theorie ist durch die Anwendung, die Newton von ihr zur Aufhellung der kosmischen Vorgänge machte, zu allgemeinster geschichtlicher Wichtigkeit gelangt. Anderseits aber wurden die schwierigen Vorgänge weiter verfolgt, in denen Bewegungen an ein statisches Element gebunden sind. Das Hauptproblem war hier das des zusammengesetzten Pendels. Seiner Lösung hat besonders der holländische Mathematiker Huyghens (1629—1695) große Mühe gewidmet. Sein „Horologium oscillatorium" (1673) stellte vor allem den Grundsatz auf, daß der gemeinsame Schwerpunkt einer Gruppe von Körpern, die unter dem Einfluß der Schwere um eine horizontale Achse oszilliert, bis zu seiner ursprünglichen Höhe, aber niemals weiter steige. Es ist der Kern des Prinzips der Erhaltung der lebendigen Kraft, das Leibniz 1686 allgemeiner formuliert hat, und aus dem schließlich, indem man es ganz allgemein auf alle Kräfteerscheinungen der Natur übertrug, der Satz von der Erhaltung der Energie hervorgegangen ist. Außerdem aber waren die Untersuchungen von solchen Vorgängen, welche die Kombination statischer und dynamischer Elemente aufweisen, überaus wichtig für die Erklärung und den verständigen Bau vorhandener wie für die rationelle Erfindung neuer Maschinen: es bedurfte ihres vollen Abschlusses wie freilich zugleich gewisser sozialer Umwälzungen, ehe sich die seit Mitte des 18. Jahrhunderts rasch steigende Maschinentechnik des subjektivistischen Zeitalters entwickeln konnte[1].

In der Entwicklung der mechanischen Wissenschaft aber kam es nach der Lösung all der zahlreichen Einzelprobleme nun vornehmlich noch darauf an, die Einzelprinzipien, für deren jedes bisher ein besonderer Beweis und eine besondere Methode der Anschauung bereit stand, auf eine gemeinsame Grundanschauung, einen gemeinsamen Nenner gleichsam zurückzuführen: die Ausbildung einer Fundamentaltheorie wurde notwendig.

---

[1] Vgl. dazu den Wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Ergänzungsband S. 84 ff.

Es lag in der Natur der Sache, daß diese Ausbildung zunächst auf mathematischem Wege, vermöge der höheren Analysis, versucht ward. Auf diesem Gebiete hat, unter erheblichster Bereicherung der allgemeinen analytischen Methoden, mit am frühesten der deutsche Mathematiker Euler gearbeitet; im Jahre 1736 erschien zu Petersburg seine „Mechanica sive motus scientia analytice exposita“. Ihr folgte später d'Alemberts „Traité de dynamique“ (1743); und ihren Abschluß fand diese Richtung in dem formell höchst vollendeten Werke Lagranges, der „Mécanique analytique“, die 1788 zuerst erschienen ist. Lagrange brachte es, indem er das Gleichgewicht als einen Grenzfall der Bewegung ansah, so weit, jedes statische Problem auf ein dynamisches zurückzuführen, zugleich aber den Nachweis der Ableitbarkeit aller Probleme aus dem Prinzipe der virtuellen Geschwindigkeiten zu versuchen.

Allein bei dem immer weitergreifenden Zurückgehen auf die Grundbegriffe konnte es nicht fehlen, daß sich außer den Mathematikern auch die Philosophen der einschlagenden Fragen bemächtigten. Die Ergebnisse dieser Mitarbeit, die sich namentlich an den Leibnizschen Streit über die Art knüpfte, wie eigentlich die Erhaltung der Kraft zu denken sei, waren schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an sich gering und wurden später um so geringer, je mehr den Philosophen jene mathematische Bildung zu fehlen begann, deren sie sich im 17. Jahrhundert noch fast ohne Ausnahme hatten rühmen können.

Dennoch war das Eintreten der Philosophie in diese Erörterung von wesentlicher Bedeutung. Wenn nämlich schon die weitere Entwicklung der Infinitesimalmethode über das bloße Gebiet der empirischen Mechanik hinauszuweisen begann, so wurde eine Richtung des Denkens in diesem Sinne durch die philosophischen Untersuchungen über den Ursprung der Erfahrung, wie sie durch Kant einen gewissen Abschluß erhielten, sehr begünstigt. In der Tat entwickelte sich, wie eine reine Mathematik entstanden war[1], eine reine Mechanik als Lehre von

[1] S. Bd. VI, S. 146.

örtlich verschieden arrangierten Massen, an denen Kräfte, d. h. Ursachen von Bewegungserscheinungen oder Bewegungshemmungen, als in bestimmten einfachen Entwicklungsformen wirkend angenommen wurden. Es ist klar, daß mit dieser Umformung, wie sie seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts langsam eintrat, der Unterschied von Statik und Dynamik nicht minder wegzufallen begann, wie sich in dem parallelen Entwicklungsprozeß der Mathematik der Unterschied zwischen Arithmetik und Geometrie verflüchtigte: die Mechanik wurde gleich der Mathematik eine allgemeine Größenlehre, doch unter der Voraussetzung der Körperhaftigkeit, d. h. der Massigkeit und Schwere, dieser Größen.

In dieser Entwicklung galt die Mechanik dann, wenigstens insofern sie für das Gebiet der Wissenschaften in Betracht kam, längere Zeit als eine eigentlich abgeschlossene Wissenschaft: bis ihr vielleicht schon die Rotationstheorie Poinsots (1834), gewiß aber die Wärmetheorie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neues Feld empirischer Anregungen und Aussichten eröffnete.

2. Wie früher die Mathematik, so haben wir jetzt die Mechanik in ihrer Entwicklung noch über das Zeitalter des Individualismus hinaus verfolgt. Jetzt aber gilt es ins 17. Jahrhundert zurückzukehren und an den Wirkungen der neuen Wissenschaft zu erkennen, was sie der Zeit denn im Grunde war. Es ist das auf verschiedenen Gebieten möglich, auch schon auf dem der Physik und allenfalls der Chemie. Indes handelt es sich da doch erst um Anfänge, deren Tragweite nur im Zusammenhange mit späteren größeren Erscheinungen leicht zu ermessen ist. In einer Wissenschaft dagegen wurden noch im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts die ungeheuren Folgen der Entwicklung der Mechanik völlig klar und leicht verständlich gezogen: in der Astronomie. Wir verfolgen diese Seite der Entwicklung hier um so lieber, da der Verlauf der astronomischen Wissenschaft auch sonst mehr als

der irgendeiner anderen Disziplin tiefe Einblicke in den allgemeinen Fortschritt des Denkens während der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert gestattet. Das fundamentale Problem, um das es sich in diesem Zusammenhange handelt, war bekanntlich das des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Deduktion und Induktion[1]. Während das wissenschaftliche Denken des Mittelalters ganz überwiegend deduktiv gewesen war, indem es von den christlichen Offenbarungstatsachen als einem unverbrüchlich gegebenen System der Metaphysik ausging und in der Richtung auf die Induktion, entsprechend seinem geringen Erfahrungshorizonte, fast nur den Analogieschluß kannte und im weitesten Sinne anwandte, hatte das 15. Jahrhundert, dieses Jahrhundert gewaltigster Wende der Zeiten, bereits die leisere Fortbildung zum solideren Induktionsschluß gebracht. Und im 16. Jahrhundert war dann das induktive Element in der ganzen Bedeutung, die es für die moderne Erfahrungswissenschaft besitzt, erkannt, ja gelegentlich recht enthusiastisch überschätzt worden. Demgegenüber ist nun die eigentlich geschichtliche Frage die, wie weit denn dieses neue Element in der wissenschaftlichen Praxis zur Anwendung gelangte? Und diese Frage läßt sich kaum auf irgendeinem Gebiete besser beantworten, als auf dem der Geschichte der Astronomie.

Während des Mittelalters hatte die Astronomie irgendwelche größere Fortschritte nicht gemacht; dagegen war sie gegen Schluß dieses Zeitraums in der Form der Astrologie immer mehr in die phantastische Weltanschauung des Pandynamismus, dieser systematischen und letzten Durchbildung des selbständigen mittelalterlichen Denkens[2] hineingezogen worden.

Um so mehr muß es auf den ersten Blick überraschen, noch im vollen Verlaufe der Periode des Pandynamismus auf astronomischem Gebiete der gewaltigsten, scheinbar nur eingehendster Induktion möglichen Umwälzung zu begegnen: der Aufstellung des koppernikanischen Weltsystems (1543), der Ab-

---

[1] S. Bd. VI, S. 80 ff.

[2] S. Bd. VI, S. 125 ff.

lösung der geozentrischen Vorstellung des Altertums und besonders des Ptolemäus durch eine heliozentrische. Diese Überraschung verschwindet indes bei genauerer Betrachtung der koppernikanischen Beweisformen. Koppernikus ist noch weit davon entfernt, zu einer Zeit, da die systematische Entwicklung der Induktion soeben erst begonnen hatte, ein vornehmlich induktiv verfahrender Kopf zu sein. Induktionsbeweise hat er nur für die Kugelgestalt der Erde erbracht, ferner für die Tatsache, daß die Erde nicht den Mittelpunkt der Planetenbahnen bilden könne, und endlich dafür, daß die Größe der Erde im Verhältnis zu ihrer Entfernung von den Fixsternen verschwindend klein sein müsse. Im übrigen aber und grundsätzlich war seine Methode durchaus noch deduktiv. Der Satz, von dem er ausging, war der, daß die Einfachheit überall ein Zeichen reiner Natur sei, daß aber die Natur nirgends anders als rationell habe schaffen können. Es ist eine Auffassung im Grunde teleologisch-rationalistischen Charakters, die für das ganze Zeitalter des Individualismus bezeichnend und auch heute noch keineswegs völlig verschwunden ist. Indem Koppernikus nun mit diesem Axiom an das ptolemäische Weltsystem herantrat, fand er, daß es nicht die einfachste mögliche Vermutung für das Verständnis der bekannten Himmelserscheinungen darbiete, und setzte an seine Stelle ein anderes, eben das der Heliozentrik.

Es war, hatte man sie einmal in der Hand, eine überaus einfache Lösung, und auch ihre Darlegung leuchtete alsbald in hohem Grade ein — eben weil sie deduktiv gewonnen war. Man begreift daher, daß daraufhin die deduktive Methode in der Astronomie noch ziemlich lange und verhältnismäßig stark beibehalten wurde, wenn auch neben ihr, neue deduktive Schlußfolgerungen vorbereitend, eine immer entschiedenere Induktion zur Geltung gelangte. Ja die nächsten und wichtigsten Fortschritte sind doch schon im Grunde wesentlich induktiv gewonnen worden. Während Tycho de Brahe durch Erweiterung der Beobachtungsmittel die einfache Beobachtung auf eine früher nicht gekannte Höhe hob, verfuhr Kepler auch schon in der Aufstellung bestimmter astronomischer Gesetze wesentlich induktiv;

denn er entnahm die Gesetze der planetarischen Laufbahnen erst nach sehr genauer Beobachtung den mannigfachen Berechnungen der Möglichkeiten, die nach dem Charakter der beobachteten Erscheinungen in Betracht kamen.

Ein ganz entschiedener Umschwung aber zugunsten einer wesentlich induktiven Methode begann doch erst durch die Entwicklung der Dynamik einzutreten, die neben allen Berechnungen vornehmlich mit auf Experimenten beruht. Hatte hier Galilei die Gesetze der irdischen Wurfparabel gefunden und die Entstehung der Kurve aus dem Ineinanderwirken des Beharrungsvermögens des vorwärts getriebenen Körpers und der Anziehungskraft der Erde erklärt, und hatte weiter Huyghens die ersten Theorien der Zentralbewegung um einen festen Punkt entwickelt, so lag es nahe genug, diese für die irdische Welt aufgestellten Gesetze auch auf die kosmischen Vorgänge anzuwenden. In der Tat hat auch schon Huyghens in diesem Sinne gearbeitet. Allein ein Hindernis, das einen raschen Fortschritt auszuschließen schien, trat doch noch ein, trotz der Tatsache, daß schon Kepler die Gesetze der kosmischen Kurven aufgestellt hatte. Wollte man nämlich ganz sicher gehen, so mußte erst der Galileische Fall der Wurfparabel verallgemeinert und in dieser verallgemeinerten Form mit der Huyghensschen Theorie der Zentralbewegung in Zusammenhang gebracht werden: mußte mit anderen Worten eine Theorie aufgestellt werden derjenigen krummlinigen Bewegungen, welche entstehen, wenn sich die Beharrungsgeschwindigkeit irgendeines Körpers mit den Wirkungen der Anziehungskraft, also den Wirkungen des freien Falles kombiniert. Es war eine Aufgabe, die nur mit den Mitteln der Infinitesimalrechnung glatt gelöst werden konnte. Und so hat sich denn ihrer erst einer der Erfinder dieser Rechnung, Newton, mit Erfolg annehmen können.

Im Jahre 1687 erschien Newtons Buch „Philosophiae naturalis principia mathematica". Es stellte die gewünschte Theorie der krummlinigen Bewegungen auf; es entnahm den Forschungen Keplers den Nachweis, daß diese krummlinigen

Bewegungen eben die der Himmelskörper seien: es übertrug damit, übrigens einem schon bei Kepler, ja bei Koppernikus hervortretenden Ideengang folgend, die Vorstellung von den Wirkungen der Anziehungskraft der Erde auf das Weltensystem, begründete auf diese Weise den allgemeinen Begriff der Schwerkraft und eröffnete so die weitesten Perspektiven auf eine grundsätzliche Gleichheit kosmischer Bewegungen und kosmischer Stoffe. Es erschütterte damit eigentlich auch schon das heliozentrische System des Koppernikus; denn dieses erschien nun bereits als zu begrenzt: als eine Unendlichkeit von Welten, die durch einfache Gesetze der Gravitation und Eigenbewegungen zusammengehalten wurden, ergab sich das Weltall.

Welch ungeheure Veränderung des kosmischen Horizontes im Verlaufe von noch nicht zwei Jahrhunderten! Wie schrumpfte da der vom geozentrischen Horizont so abhängige anthropozentrische Standpunkt vollends zusammen! Was war das Menschenkind noch, daß man seiner gedächte?

Als Newton hochbetagt im Jahre 1727 starb, begann seine Lehre Gemeingut der europäischen Kultur zu werden; in wissenschaftlichen Kreisen trat Maupertuis (1698—1759), gegen Ende seines Lebens Präsident der Berliner Akademie, als ihr Vorkämpfer auf, in den weiten Kreisen der Gebildeten Voltaire (Lettres sur les Anglais, 1734; Éléments de la philosophie de Newton, 1740 und 1741).

Mit den Lehren Newtons schließt das ältere Zeitalter der Astronomie. Das 18. Jahrhundert hat dann nur noch ausgebaut, was es im vollsten Erblühen vorgefunden hatte, indem es die Übereinstimmung zwischen der Rechnung und den bisherigen Beobachtungen vervollständigte — also Induktion und Deduktion, beide als gleichberechtigt vorausgesetzt, einander näherte — und namentlich die nachweisbaren Störungen berechnete, die sich aus der Konkurrenz der einfachsten Gesetze ergeben mußten. Auf diesem Gebiete liegen die Verdienste Eulers und Clairauts, Laplaces und Lagranges, auch das des deutschen Astronomen Tobias Mayer, der 1762 die Bewegungen des Mondes der praktischen Ausnutzung des Seemanns zu-

gänglich gemacht hat. Erst im 19. Jahrhundert hat dann die Astronomie durch die Entwicklung der Spektralanalyse und die darauf begründete Astrophysik eine außerordentliche und grundsätzliche Erweiterung des Gebietes erfahren.

III.

1. Wenden wir uns jetzt noch einmal rückwärts und übersehen wir den Verlauf der naturwissenschaftlichen Forschung zunächst bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, so werden wir ohne weiteres der generell und entwicklungsgeschichtlich wichtigen Frage zugeführt, zu welchen Fortschritten des Denkens er denn im allgemeinen geführt habe.

Da ist denn zunächst klar, daß das naturwissenschaftliche Denken je länger je mehr jeglichen Animismus, jeden Pandynamismus im Sinne von persönlich wirkenden Kräften, jede auch noch so entfernte Erinnerung an das Wunder abgelehnt hat. Gerade den Wunderglauben als den charakteristischsten Ausdruck des alten Pandynamismus aufs entschiedenste zu verbannen, hat sie damals als eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen; die Schrift des Stevinus über das Gesetz der schiefen Ebene trägt das Motto: „Wonder en is gheen Wonder“: auch was wunderbar erscheint, ist es nicht wirklich.

Gegenüber dem phantastischen, bloß deduktiven Denken erhob damit die Naturwissenschaft den Satz: „Vere scire est per causas scire“ zu ihrem Wahlspruch: erst die Aufdeckung des kausalen Zusammenhanges befriedigte sie. Und indem sie die Schwierigkeit erkannte, die im Vorhandensein etwa auch anderer als rein physisch-kausaler Momente in den biologischen Seiten des Naturreichs einstweilen zu liegen schien, wandte sie sich vornehmlich den mechanischen und den hieran anschließenden bezw. ihnen als Spezialfälle vorausgehenden physikalischen und astronomischen Problemen zu.

Allein wurden die außerordentlichen Ergebnisse, zu denen sie auf diesem Gebiete gelangte, nun etwa ausschließlich der neuen Art des Denkens, die sich erst im individualistischen

Zeitalter folgerichtig und reich zu entfalten begann, der Induktion, verdankt? Keineswegs! Gewiß nahmen die induktiven Elemente in dem Beweisverfahren immer mehr zu; Kepler vor allem macht in dieser Richtung Epoche. Aber daneben bleiben deduktive Elemente bestehen, in der Form einfacher Axiome, wie jenes des Koppernikus von der Einfachheit der Natur, später wenigstens in der fortwährenden Verallgemeinerung des induktiv gesicherten Wissens bis zur Aufstellung neuer Probleme auf dem Wege der Mathematik, deren deduktiver Charakter den Zeitgenossen als gänzlich zweifellos feststand. So läßt sich wohl sagen, daß die Induktion, nunmehr als eines der beiden denkbaren Beweismomente anerkannt, rasche und inhaltreiche Fortschritte gemacht habe, aber die Deduktion verharrte neben ihr als gleichberechtigt, ja überlegen; und die höchste Gewißheit schien da gegeben, wo Erfahrung und reine Deduktion übereinstimmten: Newton hat in seinen Prinzipien der Naturphilosophie die erkenntnistheoretischen Erfahrungen seines Zeitalters ausdrücklich in diesem Satze zusammengefaßt.

War das nun der Standpunkt der wissenschaftlichen Praxis, die mithin in ihrem Beweisverfahren fortwährend zwischen induktiven und deduktiven Momenten unter besonderer und noch entscheidender Hochachtung des deduktiven hin und her ging, so trat grundsätzlich doch immer mehr die wichtige Frage auf, wie man sich denn das Verhältnis von Induktion und Deduktion an sich, rein erkenntnistheoretisch also, zu denken habe. Wollte man in dieser Hinsicht etwa auf der enthusiastischen Lösung eines Nikolaus von Kues verharren, der ihr gegenseitiges Übereintreffen in einer mystischen Verzückung gelehrt hatte? Oder hatte man den Eindruck, daß man sich mit einer solchen Lehre zurück auf den verlassenen Standpunkt des Pandynamismus begebe? Verließ man ihn aber, welche andere theoretische Lösung erschien dann denkbar?

Es war der Punkt, in dem die Praxis der Naturwissenschaft überging in die Denkoperationen der Philosophie. Aber die Philosophie hat sich der Frage keineswegs klar und in zentraler Betrachtung genähert. Vielmehr wurde für sie der

Gegensatz zwischen Induktion und Deduktion zunächst nur genau in derselben Weise wirksam wie für die Naturwissenschaften und auch die Mathematik, deren deduktive Methode im Laufe des 17. Jahrhunderts zur halb induktionsmäßigen, genetisch verfahrenden höheren Analysis umgebildet worden war[1]: sie wurde ihrer Materie selbst nach gleichsam unbewußt und objektiv aus den treibenden seelischen Kräften des Zeitalters heraus von der induktiven Methode ergriffen. Es geschah, indem rein empirische Untersuchungen über den menschlichen Verstand aufgenommen wurden, indem mithin neben die Metaphysik selbständig die zunächst noch unter sich eng verquickten Anfänge der modernen Psychologie und Erkenntnistheorie traten; und die Heimat dieser ersten Versuche war England.

Wie glücklich hat sich nicht England gegenüber Deutschland vom 16. Jahrhundert ab entwickelt! Wirtschaftlich schritt es, durch die Gunst der Weltlage sogar noch mehr gehoben als Holland, von Geschlecht zu Geschlecht fort bis zu einem Reichtum der Gegenwart, der seine Söhne gleichwohl nicht verweichlicht, da die Grundbedingungen des Daseins im harten Kampfe mit fremden Weltteilen täglich neu errungen und gesichert werden müssen. Geistig pflückte es all die Früchte der Reformation, die der mittlerweile entwicklungsgeschichtlich so zurückgebliebenen Heimat eines Luther zu genießen nicht vergönnt war. Denn aus den zunehmend günstigeren materiellen Verhältnissen erhob sich eine Freiheit des Denkens, die sich schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zur voraussetzungslosen Betrachtung der Welt aufschwang, indem sie den Glauben, die religiöse Überzeugung der besonderen, Beweisen unzugänglichen Domäne des Gemütes zuzuweisen begann. Und als dann mit dem 17. Jahrhundert das Zeitalter der großen Revolution über das Land hingefahren war, um allem stillen Denken zeitweis ein Ziel zu setzen: da war doch als sein wertvollster Niederschlag eine gesellschaftliche Ordnung der Dinge geblieben, welche

[1] S. Bd. VI, S. 187 ff.

die kontinentalen Errungenschaften der großen französischen Revolution vorwegnahm, und zwar nicht in schroff-systematischer, sondern in praktisch-politischer Formulierung.

Wie hätte unter diesen Umständen das Land nicht auch früher geistiger Emanzipation entgegengehen sollen? In England sind zuerst die Gedanken der Aufklärung und des Konstitutionalismus gedacht worden.

Auf philosophischem Gebiete aber kam zu alledem die ausgesprochene praktische Begabung des Volkes, um die Frage nach der Voraussetzung alles Erkennens, nach dem Wesen unseres Denkens, schon früh zu einer besonders brennenden zu machen. Indem man sie aber ergriff, geschah das zunächst grade von dem Punkte aus, in dem der wesentliche Fortschritt des Denkens seit dem Zeitalter des Individualismus gelegen hatte, nämlich vom Gesichtspunkte des Problems, den Charakter und den erkenntnistheoretischen Wert der Induktion festzustellen.

Den entscheidenden Anfang auf diesem Gebiete machte das „Novum organum" Lord Bacons vom Jahre 1620. Man hat wohl früher gemeint, Lord Bacon habe die Induktion „erfunden". Es ist, wie wenn man — was bekanntlich seitens der älteren Geschichtswissenschaft auch geschehen — Kaiser Karl dem Großen die „Erfindung" der Dreifelderwirtschaft zuschreiben wollte. Die Entwicklung der Induktion aus dem Analogieschluß bedeutet die Entwicklung des modernen Denkens; sie vollzieht sich in unzähligen kleinsten Etappen; und praktisch hatte schon Lionardo, wie vor ihm der Kardinal von Kues, eine richtige Vorstellung von ihr als einer Methode begründeteren Wissens gehabt. Aber Bacon bleibt das Verdienst, die Bedeutung der neuen Methode erst vollkommen grundsätzlich erkannt — freilich zugleich auch enthusiastisch übertrieben zu haben. Er stellte bis ins kleinste hinein — doch mehr im Sinne der induktiv-vergleichenden als der induktiv-experimentellen Methode — die Bedingungen fest, unter denen sie sich zu vollziehen habe; er forderte dabei, einem Irrtum des Aristoteles folgend, eine absolute Induktion, die alle Fälle der zu beweisenden Erscheinung umfassen sollte, wie sie doch niemals möglich sein

wird; und indem er so die Induktion einer nirgends abgeschlossenen Erfahrung entreißen und einer absoluten zuführen zu können glaubte, sah er in ihr die Verkündigerin nicht bloß begrenzter empirischer, sondern absoluter uud notwendiger Wahrheiten und erhoffte von ihrer energischen Anwendung den vollständigen Abschluß und die unverbrüchliche Sicherheit des Wissens.

Es sind Erwartungen einer merkwürdig positiv gewandten Phantasie, die wo möglich keinerlei Deduktion bestehen lassen wollte; es ist der übertriebene Optimismus einer ersten systematischen Einsicht in den spezifischen Charakter des modernen Denkens. Bacon hat mit seiner Lehre lange Zeit hindurch Bewunderung gefunden; auf die Entwicklung der praktischen Induktion in den einzelnen Wissenschaften gewirkt hat er wenig oder gar nicht.

Aber auf Bacon folgte Hobbes (1588—1679). Hobbes, von Descartes angeregt[1], zeigte in seinen in den vierziger und fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts veröffentlichten Schriften, daß ein vollendeter Beweis niemals bloß induktiven Charakters sein könne, daß sich mit ihm vielmehr deduktive Elemente vereinigen müßten: erst so sei den Beweismomenten der Charakter des Allgemeinen und Notwendigen gesichert. Die Deduktion aber hielt er für vollendet, wenn es gelänge, die Wirkungen, die uns die Erfahrung der Induktion zeigt, auf ihre Ursachen so weit zurückzuführen, daß die Einsicht in den kausalen Zusammenhang des natürlichen Geschehens vollkommen hergestellt sei. Auf diesem Wege kam Hobbes zum Begriffe der Kausalität als eines für die Deduktion entscheidenden Momentes.

Lag nun aber die Kausalität in den Dingen selbst? War sie ein objektives Moment, das die Verbindung der Erscheinungen durch Ursache und Wirkung herbeiführte? Oder war sie nicht vielmehr nur eine subjektive Art unseres Denkens? Hobbes begriff, daß solche Fragen eine Untersuchung über die Art notwendig machten, wie wir zum Denken und vor dem Denken

[1] Vgl. dazu Bd. VI, S. 190 ff.

zum Vorstellen gelangen. Und da proklamierte er nun die subjektivistische Auffassung aller Wahrnehmungstätigkeit: wir kennen nicht die Dinge selbst, sondern nur unsere Vorstellungen von ihnen. Es ist der Fundamentalsatz der nun beginnenden erkenntnistheoretischen Forschung; oft genug schon vor Hobbes geahnt und auch ausgesprochen, ist er doch erst seit ihm Grundlage unablässig fortschreitender Untersuchung über die Natur unserer intellektuellen Funktionen geworden.

Was war aber mit alledem erreicht? Untersuchungen über den erkenntnistheoretischen Charakter der Induktion hatten zu den Fragen der Erkennistheorie überhaupt geführt: alsbald war das schwierige Problem des Zusammenhangs zwischen induktiven und deduktiven, empirischen und apriorischen Elementen auf diesem Gebiete aufgetreten; und schon war begriffen, daß seine Lösung nicht in irgendwelchen mystischen, metaphysischen Annahmen etwa nach der Weise des Kardinals von Kues gefunden werden könne, sondern nur in rein empirischer Untersuchung der menschlichen Verstandestätigkeit.

Den damit gewiesenen Weg ist der dritte große englische Denker dieser Zeit gegangen, Locke (1632—1704); sein „Essay concerning human understanding“ ist im Jahre 1690 erschienen.

Locke glaubte dem Problem, in welchen Grenzen der Mensch überhaupt erkenntnisfähig sei, direkt zu Leibe zu gehen, indem er dem Ursprunge der menschlichen Vorstellungen nachging. Und da fand er denn einen Hauptunterschied: die Vorstellungen schienen ihm ihrem Ursprunge nach entweder einfach zu sein oder zusammengesetzt. Einfache Vorstellungen waren ihm diejenigen, in denen wir unsere eigenen seelischen Zustände erfahren, Vorstellungen mithin, die gar keinen anderen Inhalt als diese Zustände haben; und ihre Wahrnehmung nannte Locke Reflexion. Zusammengesetzt aber erschienen ihm Vorstellungen, die uns durch sinnliche Wahrnehmung, durch Sensation aus der verworrenen Außenwelt vermittelt werden, und deren Zerlegung und Ordnung erst durch die reflektierende Tätigkeit erfolgt.

Es ist der erste, noch überaus ursprüngliche Zerlegungsversuch dessen, was Descartes als Selbstbewußtsein bezeichnet hatte, der vornehmlich intellektuell gedachten Psyche des 16. bis 18. Jahrhunderts. Ein für das Zeitalter gefährliches Verfangen! Denn da diese Psyche in sich gleichartig und einheitlich, nämlich eben im Grunde rein intellektuell vorgestellt wurde, so konnte ein erstes Unternehmen, diese Einheit zu untersuchen und das heißt zu sprengen, einen Schritt über das Zeitalter selbst hinaus bedeuten, hinein in die Auffassung der kommenden, subjektivistischen Zeit, der die Anschauung der Seele als eines Zusammengesetzten, in ewiger Aktualität Befindlichen früh geläufig ward.

Allein Locke war weit entfernt, aus seiner Lehre Folgerungen in dieser Richtung zu ziehen. Für ihn ergab sich, nach dem geistigen Charakter seines Zeitalters, nur die Aufgabe, aus den gefundenen Unterschieden her den Weg des Erkennens zu beleuchten. Und da war für ihn ebensowenig wie schon früher für Descartes ein Zweifel, daß die Sicherheit des inneren Erfahrens, der einfachen Vorstellungen eine weit höhere, ja eigentlich die einzig wirkliche sei. Die Wahrnehmungen der äußeren Sinne unterlagen nach ihm dagegen all den Täuschungen, die Hobbes, ja teilweis schon Descartes aufgedeckt hatte; sie standen ihm unter den nur menschlichen Kategorien des Raumes und der Zeit; sie waren ihm nur Zustände der erfahrenden Seele: wer wußte, inwiefern sie dem Wesen der Dinge entsprachen? Eine Zuflucht gegenüber ihrer Sicherheit aber bot die innere Erfahrung: sie allein gewährt ein richtiges Abbild der Welt; daran darf man nicht zweifeln, oder man verfällt dem ödesten Skeptizismus.

Nun hat Locke allerdings den Inhalt dieser inneren Erfahrung und die Möglichkeiten seiner Entstehung anders vorgestellt und konstruiert als Descartes; er machte in dieser Hinsicht einer diesseitigen Auffassung der Dinge schon einige Zugeständnisse. Aber im ganzen ist es nach dem bisher Ausgeführten klar, daß er, soweit es sich um die Frage der Induktion und Deduktion handelte, doch auf dem Standpunkte des

Descartes verharrte. Wie konnte es auch anders sein? Ein Zeitalter, das unter den seelischen Eigenschaften das intellektuelle Element je länger, um so ausschließlicher betonte, bedurfte zu seiner Metaphysik erkenntnistheoretischer Anschauungen, in denen dem deduktiven Element noch ein möglichst weiter Spielraum erhalten blieb. Das deduktive Element aber war bei Locke im Bereiche der einfachen Vorstellungen zu suchen.

Nicht die Philosophie hat mithin im 16. bis 18. Jahrhundert dem induktiven Denken nnd damit der rationellen Empirie zu größerem Durchbruch verholfen, sondern im Grunde doch vor allem die Naturwissenschaft. Gewiß konnte sich auch die Philosophie dem induktiven Denken so wenig entziehen, wie sogar die Mathematik: sie nahm die erkenntnistheoretischen Untersuchungen auf. Allein indem sie sie für die Aufgabe einer elementaren Zerlegung der Verstandestätigkeit durchzuführen suchte, kehrte sie selbst bei dem fortgeschrittensten Denker des 17. Jahrhunderts auf diesem Gebiete, bei Locke, auf einer höheren Stufe der Darlegung alsbald und möglichst vollkommen wieder zu der alten, rein deduktiven Methode etwa des Descartes zurück. Es geschah ihr wie der Mathematik: während auf den mehr hilfswissenschaftlichen Gebieten dieser beiden höchsten Integrationen der Wissenschaften, in der Analysis wie in der psychologischen Fundamentierung der Erkenntnistheorie, Zugeständnisse an die Induktion gemacht wurden, verharrte man für den Oberbau noch in der Annahme absoluter Grundlagen und demgemäß in der Methode reiner Deduktion. Es war eine geistige Haltung, die gegenüber dem 16. Jahrhundert gewiß einen Fortschritt bedeutete, anderseits aber dem Verfahren der Naturwissenschaften gegenüber noch konservativ genug war, um noch ein letztes großes rein deduktives System der Metaphysik mit dem allgemein zugegebenen Anspruch auf objektive Gültigkeit zuzulassen. Dieses System war ein deutsches, und sein Autor war Leibniz.

2. Betrachtet man die großen Gegensätze der Methoden des Erkennens, wie sie für das 17. bis 18. Jahrhundert mit den Worten „Induktion" und „Deduktion" bezeichnet werden konnten, unter anderem Gesichtspunkte, so fallen sie mit dem Gegensatze von Empirismus und Rationalismus zusammen, und bestimmt man den Begriff des Rationalismus in diesem Zusammenhange seinem Gehalte für das individualistische Zeitalter nach genauer, so bedeutet er Abhängigkeit des deduktiven Denkens von dem sozialgeschichtlich aufs tiefste gegebenen und alles beherrschenden metaphysischen Gegensatze von Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein, und Abhängigkeit namentlich vom Gottesbewußtsein als dem in diesem Gegensatze überwiegenden Momente.

Aus diesen Zusammenhängen begreift sich, daß die Metaphysik des Zeitalters entweder vom Empirischen ausgehen konnte und dann, bei der Unvollkommenheit noch der bestehenden Induktion, die eigentlich erst die mechanischen Beziehungen der anorganischen Natur eingehender erschlossen hatte, im Materialismus enden mußte: das ist der Weg, den schon Bacon mit dem metaphysischen Ausbau einer Atomlehre gezeigt hatte, der in den materialistischeu Neigungen der englischen Philosophie immer und immer wieder sichtbar wurde, und der gegen Schluß des Zeitalters in Frankreich geradezu zu materialistischen Systemen geführt hat. Oder aber man zog rein deduktiv des rationalistischen Weges, der den Vorteil bot, daß er bei dem entschiedenen Gottesbewußtsein der Zeit und einer immerhin starken, wenn auch nicht klaren Psychologie des Selbstbewußtseins zu sehr ausgesprochenen und charakteristischen Systembildungen spiritualistischen Charakters führen mußte: dann ergab sich die Metaphysik eines Spinoza und Malebranche.

Ließ sich nicht aber auch eine Vereinigung jener großen Gegensätze des Materialismus und Spiritualismus, der Empirie und Ratio eben auf dem Grunde des gegenseitigen Verhältnisses denken, in dem, etwa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Induktion und Deduktion zueinander standen, derart,

daß bei aller Anerkennung der Wichtigkeit des deduktiven Elementes im einzelnen dessen Gesamtergebnisse von da ab, wo die Möglichkeit induktiven Schlusses aufzuhören begann, unter die Direktive und den Schutz gleichsam einer höheren rationalen Deduktion genommen wurden? Es war eine Integration gleichsam der bisher entwickelten, noch in teilweis unklaren, weil unbewußten Gegensätzen zueinander stehenden Zeitformen des Denkens und seines Gehaltes; und es mußte zugleich, da diese Gegensätze schon zu der höchsten innerhalb des Individualismus denkbaren Entwicklung gelangt waren, der Abschluß der individualistischen Metaphysik überhaupt sein.

Dem binnenländischen Deutschland war es vorbehalten, den Denker hervorzubringen, der dieser Integration, soweit sie möglich war, Herr wurde.

Das innere Deutschland hatte an der Entwicklung der erkenntnistheoretischen Forschungen bisher so gut wie gar nicht und an der praktischen Förderung der Denkmethoden wenig teilgenommen. Gewiß hatte es philosophische Köpfe erzeugt, wie Johann Christoph Sturm (1635—1793) oder Friedrich Wilhelm Stosch („Concordia rationis et fidei", 1692) oder Pankratius Wolff („Cogitationes medico-legales", 1697). Aber bei dem allgemeinen Tiefstande des Geisteslebens ihrer Umgebung war es begreiflich gewesen, daß diese sich selten rein erkenntnistheoretischen Fragen oder auch nur größeren wissenschaftlichen Problemen zuwandten; es hatte genügen müssen, wenn sie nur das Verständnis, gelegentlich auch den Weiterbau oder die Kritik der großen metaphysischen Systeme des Westens zu förden suchten. Unter diesen Umständen begreift es sich denn auch, daß ihr Einfluß gering war: im ganzen lebte man im inneren Deutschland aphilosophisch und den allgemeinen spiritualistischen Voraussetzungen der christlichen Lehre getreu dahin.

Aber grade diese Kombination ergab eine passende Umwelt für den Philosophen einer Synthese der mechanisch-empirischen und rational-spiritualistischen Weltanschauungselemente der Zeit

unter den Auspizien christlichen Gottesbewußtseins, denn sie bot dieses Gottesbewußtsein als fundamentales Element ohne weiteres, und sie präjudizierte, nach dieser Richtung hin jedes Ausbaues völlig bar, in keiner Weise irgendeiner Stellungnahme zu den positiven Errungenschaften des naturwissenschaftlichen Empirismus. Der Philosoph dieser Synthese aber war Leibniz.

Gottfried Wilhelm Leibniz ist als Sohn eines Leipziger Universitätsprofessors am 21. Juni 1646 geboren worden. Frühreif habilitierte er sich in Leipzig, gab aber die akademische Laufbahn bald auf und trat 1668 in die politischen Dienste des Mainzer Kurfürsten Joseph Philipp von Schönborn. Von hier aus lernte er Paris und London kennen, überall schon gefeiert und weiter lernend, übrigens zeitweis mit dem Entschluß, sich dauernd in Paris niederzulassen. Doch nahm er schließlich, einem Rufe des Herzogs von Hannover folgend, eine Stelle als Rat-Bibliothekar an diesem Hofe an. Und hier entfaltete er nun seine von jeher unglaublich vielseitige Tätigkeit zu höchstem Gelingen. Er erfand und veröffentlichte 1684 die Differentialrechnung, er war als Chemiker in der Darstellung des Phosphors tätig, er machte seine geognostischen Kenntnisse dem Bergbau des Herzogtums dienstbar. Er begann als Historiker eine kritische Geschichte des Welfenhauses und gab als Jurist große Sammelwerke heraus. Er war endlich als politischer Publizist wie praktischer Staatsmann tätig und ereiferte sich aufs lebhafteste für eine allgemeine Vereinigung der christlichen Bekenntnisse. Gegen Ende des Jahrhunderts am Welfenhofe nicht mehr in alter Weise gelitten, übertrug er einen großen Teil seiner Tätigkeit nach Berlin, wo er eine philosophische Schülerin, die geistreiche hannöversche Prinzessin Charlotte, als Gemahlin des letzten kurfürstlichen und ersten königlichen Hohenzollern wiederfand. So kam es im Jahre 1700 zur Begründung der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident Leibniz wurde. Und von diesem festen Punke aus zur Begründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften, sowie zu Versuchen, auch in Wien und

Dresden wissenschaftliche Gesellschaften zu begründen[1]. Es waren Leibnizens letzte große Errungenschaften. Nach allen Seiten tätig, hatte er doch grade von der Stelle aus, wo er am meisten gewirkt hatte, von Hannover und dem hannoversch-englischen Königshause her, schwere Zurücksetzungen zu erfahren, die teilweis mit dem unglückseligen Prioritätsstreit zusammenhingen, den er mit Newton wegen der Erfindung der Differentialrechnung führte; und äußeren Ehrungen nicht unzugänglich, daher durch deren Vorenthaltung schwer gekränkt, ist er am 14. November 1716 zu Hannover gestorben.

Auf dem Gebiete der Philosophie verdankt das Denken Leibnizens, wie schon ausgeführt, seinen Ursprung dem Bedürfnisse, sich in den großen Gegensätzen der herrschenden metaphysischen Systeme zurechtzufinden und durch eine neue Hypothese wo möglich deren Widerspruch zugunsten einer höheren Einheit zu beseitigen. Dementsprechend geht Leibniz von vornherein nicht auf neue oder gesichertere Methoden der Erkenntnis aus, sondern begnügt sich zunächst und im wesentlichen mit der Anwendung der bekannten.

Auf dem Gebiete der Metaphysik aber sprang zu seiner Zeit besonders jener soeben geschilderte Gegensatz zwischen Materialismus und Spiritualismus und zwischen Empirismus und Rationalismus in die Augen: von der rationalistischen Philosophie des Descartes war man einerseits zur Verflüchtigung aller Wirkungsfähigkeit der Substanz in Gott fortgeschritten, während vom Empirismus und von der Erweiterung der mechanischen Naturerklärung her anderseits die Gefahr einer vollständigen Entgottung der Materie drohte.

Beiden Anschauungen gegenüber griff Leibniz auf einen vermittelnden Gedanken, auf den aristotelischen Begriff der Entelechie zurück; wie er sich selbst als eine Persönlichkeit von unvergleichlicher Lebendigkeit fühlte, so erschien ihm die Welt in ihren unendlich verschiedenartigen Wesensgründen als ein

[1] Vgl. dazu oben S. 58 ff.

System von Kräften, die sich in der Form von Sondersubstanzen auswirken. Jede beseelte immaterielle Substanz der Welt, jede Monade eine Kraft: das ist darum der Grundgedanke seiner Lehre. War die cartesianische Seele ein mit der Eigenschaft des Denkens begabtes materielles Atom gewesen, das mit körperlichen Substanzen sogar in mechanischen Wechselwirkungen stehen sollte, so vergeistigte jetzt Leibniz in seiner Monade diese Materie, und der zentrale Begriff der Monade wurde die Kraft. Kraft aber, als Grundfunktion des immateriellen Lebens, hieß ihm Vorstellung. Die Monaden bestehen darum, indem sie den Trieb des Vorstellens besitzen. Wie aber können sie für sich diesen in dem Sinne ausüben, daß jener einheitliche Zusammenhang der Dinge zustande kommt, den wir alle, und jeder in wesentlich gleicher Weise, vor uns sehen? Offenbar nur dadurch, daß jede Monade in sich das Ganze außer sich vorstellt, daß sie ein Spiegel ist der Welt. Indem so alle Monaden nur in sich leben, aber zugleich alle dasselbe leben, scheint es, als ob sie stetig aufeinander wirkten. Diese unbeeinflußte Koexistenz der Monaden in ewigem Einklang ist freilich an sich nicht weiter zu erklären; sie weist vielmehr zurück auf eine einmalige uranfängliche harmonische Regelung und damit auf einen Gott als den Setzer dieser prästabilierten Harmonie.

Trägt nun aber auch jede Monade in ihren Vorstellungen das Ganze der Welt in sich, so kommt doch nicht jeder Monade dies Weltganze zum Bewußtsein. Vielmehr in unendlicher Stufenfolge, wie sie die Mannigfaltigkeit der Dinge aufweist, erstreckt sich das Bewußtsein des Vorgestellten vom kleinsten Umfang und der geringsten Deutlichkeit bei tiefstehenden Monaden bis hinauf zur vollendetsten Ausdehnung und eminentesten Klarheit der Vorstellung in der Zentralmonade, in Gott. Die tieferstehenden Monaden aber, in denen das Bewußtsein ihrer Vorstellungen kaum oder gar nicht lebt, bilden das, was man Materie zu nennen pflegt; sie sind bewußteren Monaden zu gewissen Systemen angegliedert, indem diese sie in sich klarer und deutlicher vorstellen: so werden sie mit den bewußteren Monaden durch ein substantielles Band geeinigt und erscheinen

als Körper. Jeder Körper ist mithin ein Organismus. Und einer dieser Organismen wiederum ist der Mensch. Der Mensch steht daher als ein Subjekt teils bewußter, teils unbewußter Vorstellungen unter den Wirkungen der prästabilierten Harmonie; er ist in seinem Willen determiniert; er ist eingereiht in eine unendlich vom Tiefsten zum Höchsten sich entfaltende Welt von Monaden und monadischen Systemen; er steht mit seinem Sein unter dem Gesetze des ununterbrochenen Zusammenhanges alles Seienden.

Halten wir hier zum Zwecke der Orientierung einen Augenblick inne, so ist zunächst klar, daß der Ausgangspunkt des metaphysischen Nachdenkens bei Leibniz ganz in seiner Zeit gelegen war. Er will einerseits allerdings hinaus über die Gegensätze, die sich in der Entwicklung der Philosophie seit Bacon und Descartes ausgebildet hatten. Aber er steht mit diesem Bestreben anderseits doch zugleich wieder unter den tiefsten geistigen Lebensbedingungen seiner Zeit. Seine Monaden sind Individuen nach dem Persönlichkeitsbegriffe seines Zeitalters, — nicht Summationen ständig aktueller geistiger Funktionen, sondern für sich stehende, „fensterlose", allein in sich lebende, ohne gegenseitige Beeinflussungsfähigkeit gedachte und darum nur mit Vorstellungs-, nicht mit Willensleben ausgestattete Kräfte, — nicht Organismen im Sinne eines Zoon politikon, sondern in gegenseitiger Absperrung lebende individuale Mikrokosmen. Darum verlangt es nach ihm der Begriff der Substantialität, „daß jede Substanz etwas in sich Einheitliches und Abgeschlossenes sei, welches keinerlei Bestimmung von den übrigen Substanzen in der Äußerung seiner Kraftwirkung erfährt." Darum gewinnt er auch, entgegen überwiegenden Konsequenzen seines Systems, schließlich durch ein intrikates Gewirr von Folgerungen die Unsterblichkeit der Individualseele, freilich zugleich unter der notwendigen Annahme ihrer Präexistenz.

Hier also, in der Auffassung der Monade und ebenso in dem Aufbau der allgemeinen Bedingungen, unter denen die Monade lebt, soweit in deren Konstruktion sich deutlich rationale

wie empirische Elemente des philosophischen Gottesbewußtseins erkennen lassen, hält sich Leibniz durchaus innerhalb der Schranken des Individualismus.

Anderseits aber: wie weit greift er doch schon über seine Zeit, ja sein Zeitalter hinaus, ein Prophet subjektivistischer Zukunft! Er schränkt das Prinzip der mechanischen Naturerklärung, diese fast am meisten bewunderte Errungenschaft des 17. Jahrhunderts, ein, wenn er es auch nicht aufhebt; er behauptet die Existenz eines unbewußten Seelenlebens, durchbricht somit die reguläre Voraussetzung aller Philosophie des 16. bis 18. Jahrhunderts, daß der menschliche Geist nur so viel in sich berge, als er wisse, und entwickelt so eins der wichtigsten Fermente der späteren subjektivistischen Psychologie; er ordnet den Menschen in das Ganze der Natur ein und bedroht damit wenigstens nach gewissen Richtungen hin die anthropozentrische Stellung, die auch noch der spätere und späteste Individualismus ihm anwies; er kennt überhaupt schon wie für das Einzelne der Welt den Begriff des Organismus so für ihr Ganzes den Begriff der Entwicklung, wenn auch ohne spezielle Betonung der Begriffsnüance des zeitlichen Auseinanderhervorgehens, und arbeitet in dieser Hinsicht den ebenfalls noch unvollkommenen Entwicklungsbegriffen der Identitätsphilosophie des subjektivischen Zeitalters ebenso gewaltig vor wie den noch moderneren, an sich auch noch keineswegs vollendeten Entwicklungsbegriffen Darwins und der von diesem angeregten Denker. —

Leibniz hat sein System niemals rein ausgearbeitet. Nur auf äußere Anlässe hin hat er gelegentlich einen Bau nach weiterem Aufrisse versucht; viele seiner wichtigsten Ideen hat er gelegentlich in Briefen und Unterredungen zuerst geltend gemacht, wenn nicht gar zuerst geschaffen. Sein System pulsierte in ihm; nicht widerspruchslos gewiß, aber um so lebendiger. Und so war es notwendig, daß auch seine Meinung über die Methode und Sicherheit begrifflichen Denkens, daß auch seine Erkenntnistheorie von ihm beeinflußt wurde. Es war der umgekehrte Weg gegenüber dem von der englischen

Philosophie des Zeitalters sonst eingeschlagenen, an sich gewiß auch nicht der methodisch richtigere.

Erkenntnistheoretisch fand Leibniz zwei große Denkrichtungen der cartesianischen und der baconischen Philosophie unversöhnt nebeneinander vor: den mathematischen Rationalismus Descartes', der die Wirklichkeit denkend durch logische Ableitungen aus dem obersten Satze des menschlichen Selbstbewußtseins begreifen wollte, wie dieses entwicklungsgeschichtlich ein Korrelat des Gottesbewußtseins und ein Erzeugnis des Individualismus war, — und den Empirismus Bacons mit seinem Ausgang von einer Erfahrung, die noch als durch reine Induktion erreichbar gedacht wurde.

Leibniz verschrieb sich, seinem metaphysischen Standpunkte entsprechend und von diesem her orientiert, keinem dieser Prinzipien; und sein konziliatorischer Geist war von vornherein von ihrer beiderseitigen Notwendigkeit gleich überzeugt. So forderte er mit Descartes die Zurückführung aller zu beweisenden Sätze wenn nicht auf einen, so doch auf wenige höchste Sätze. Anderseits aber verschloß er sich den empiristischen Theorien nicht. Nur glaubte er beweisen zu können, daß die Erfahrungserkenntnis schließlich nach den Prinzipien des Rationalismus beurteilt werden müsse. Es ist ein Gang des Denkens, der, durch die Entwicklung der englischen Philosophie präformiert und auch teilweis beeinflußt, schließlich zu Kant hinüberleitet.

Leibniz nahm nämlich im einzelnen, entsprechend der Vorstellung von einem doppelten Ursprung des menschlichen Wissens aus Empirie und vernünftigem Denken, zwei Gruppen von Wahrheiten an: die ewigen oder metaphysischen Wahrheiten, welche der Methode Descartes', und die tatsächlichen Wahrheiten, welche der Methode Bacons verdankt werden. Von ihnen beruhte ihm der Charakter der ewigen Wahrheiten darauf, daß sie bis zur Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegenteils demonstriert werden könnten, so z. B. der Satz, daß die Summe der Winkel eines Dreiecks gleich zwei rechten Winkeln sei: ihr Prinzip ist der Satz des Widerspruchs. Die

tatsächlichen Wahrheiten dagegen, empirisch abgeleitet, beruhen ihm auf dem Nachweis kausalen Zusammenhanges mit anderen Tatsachen: ihr Prinzip ist mithin das des zureichenden Grundes.

Indes dieser Unterschied gilt nun nach Leibniz nur für uns Sterbliche, nicht dagegen auch für die Gottheit, die vielmehr imstande sein müsse, eine unendliche Analysis auszuführen, in deren Verlauf sich auch die vollkommene logische Notwendigkeit und damit ewige Wahrheit der tatsächlichen Wahrheiten ergäbe. Damit haben denn also auch die tatsächlichen Wahrheiten schließlich und an sich den Wert einer unbedingten Notwendigkeit; nur uns sterblichen Menschen erscheinen sie zunächst bloß bedingt notwendig und damit zufällig.

Es ist, wie man sieht, schließlich doch die Auflösung aller empirischen Erfahrung in Denknotwendigkeiten: es ist am Ende der Sieg noch des Rationalismus und des Individualismus. Denn die ewigen Wahrheiten wiederum sind ja nur insofern unbedingt notwendig, als sie gedacht werden müssen, und zwar innerhalb des Rahmens der obersten intellektualistischen Postulate des individualistischen Zeitalters; ihre Notwendigkeit ist also eine begriffliche, und sie werden zu Wirklichkeiten nur durch Hypostasierung der zu der Zeit gegebenen Formen des Denkens.

Aber in diese Auffassung der Dinge griffen nun bei Leibniz doch wiederum erkenntnistheoretische Erwägungen ein, die von neuem an seine metaphysische Gedankenwelt anknüpften. Und da erfolgte schließlich eine letzte Lösung des erkenntnistheoretischen Problems, die weit über die rationalistische Gedankenwelt des Individualismus hinausgeht.

Leibniz identifizierte nämlich die Welt der sinnlichen Erfahrung mit den unbewußten Vorstellungen des menschlichen Monadensystems, die Welt der ewigen Wahrheiten dagegen mit denjenigen klaren und deutlichen Begriffen, die sich in der menschlichen Zentralmonade, der Seele, vorfänden: die Zwischenstellung also, die in seinem metaphysischen System der Mensch

zwischen der allbewußten Gottheit und der unbewußten Materie einnahm, benutzte er zur Projektion der Doppelrichtung, in der sich ihm bisher die erkenntnistheoretischen Probleme entwickelt hatten, auf die menschliche Seele.

Damit war für diese Doppelrichtung eine Unterlage gewonnen, welche deren Auflösung in eine höhere psychologische Einheit gestattete. Der vollkommenere Zustand einer Monade vor der anderen bestand nach dem metaphysischen Gedankengange Leibnizens darin, daß sie von der unbewußten Vorstellungswelt, die zunächst ihr Leben ausmachte, sich verhältnismäßig mehr zu klarem und deutlichem Bewußtsein brachte, wie Leibniz es nannte: mehr apperzipierte, als die andere. Danach mußte die menschliche Vervollkommnung darin ihren Ausdruck finden, daß ein Teil der zunächst in uns unbewußten Vorstellungswelt apperzipiert zu werden begann. Geschah das nun zum ersten Male, gleichsam in erster Potenz, so erhoben sich nach Leibniz aus dem Unbewußten die sinnlichen Erfahrungen: es ist die Erkenntnistätigkeit des Empirismus. Geschah es darauf nochmals in erhöhter Potenz, so entstanden die ewigen Wahrheiten: es ist das rationelle Erkennen. So waren also Rationalismus und Empirismus dem höheren Begriffe monadischer Apperzeption unterstellt, und es fragte sich nun bloß noch, durch welche Mittel denn die höhere, die rationale Apperzeption zustande komme.

Hier liegen nun bei Leibniz die Beobachtungen vor, die sein Denken unmittelbar dem Kants annähern. Er fand nämlich, daß die Beziehungsbegriffe, welche die Zusammenziehung empirischer Erfahrungen unter dem Begriffe ewiger Wahrheiten gestatten, Substantialität und Kausalität, nicht den Dingen selbst innewohnen könnten, sondern vielmehr Kategorien des intensiveren Vorstellungslebens der menschlichen Monade, mithin menschliche Vorstellungen sein müßten. Wie er es ausdrückte: der Lockesche Satz: „Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu“ sei falsch, er erhalte denn den Zusatz: „nisi intellectus ipse“.

Leibniz hat diese Lehren, die zugleich den Begriff der Vervollkommnung der menschlichen Monade enthielten, also eine begrenzt evolutionistische Tendenz in sich trugen, in ganzer Reife nur in den „Nouveaux essais“ vorgetragen, in jenem seiner Werke, das erst im Jahre 1765 erschienen ist. Sie sind mithin seinen Zeitgenossen und deren nächsten Nachfahren unbekannt geblieben, während sie sich in der Zeit, in der sie publiziert wurden, aufs engste mit den Darstellungen Kants über die Gesetze des Intellekts berührten, die in der Dissertation von 1770 veröffentlicht worden sind. Für sein Zeitalter dagegen blieb Leibniz als Erkenntnistheoretiker der bewunderte größte Vertreter eines vorwiegend noch rationalistischen und individualistischen Denkens.

Ganz in dieser Richtung liegen auch die Wirkungen, welche die Philosophie Leibnizens auf den wichtigen Gebieten der Ethik und der Religionsphilosophie zunächst ausübte.

In der Ethik war für Leibniz nach der ganzen geistigen Haltung des individualistischen Zeitalters die Vorstellung und das Selbstbewußtsein, nicht der Wille, die bestimmende Kraft. Frei ist, wer vernünftig ist, tüchtig, wer klare und deutliche Erkenntnis hat; Weisheit und Tugend fallen zusammen. Denn indem ein aufgeklärter Geist sieht, daß das eigene Wohl in dem Wohle aller beschlossen liegt, entwickelt er aus dieser Betrachtung her den Trieb, den Egoismus zu unterdrücken und die Menschen zu lieben ohne Unterschied. So wird Leibniz zum Apostel des liebenswürdigen, aber, weil vom Willen nur sekundär befruchtet, untätigen kosmopolitischen Humanitätsideals der vollendeten Aufklärung des 18. Jahrhunderts.

Nicht minder gewaltig war Leibnizens Einfluß auf dem Gebiete philosophischer Betrachtung der Religion; und grade auf diesem Gebiete, das zugleich die Auseinandersetzung mit dem Christentum bringen mußte, bewegten sich wie die Gedanken seines Zeitalters so auch die seinigen am liebsten. Hier war nun für ihn, wie für seine ganze Zeit, die Vereinbarkeit der religiösen Wahrheit, welche dem Christentum zugrunde lag, mit

dem vernünftigen Denken, das heißt dem geläuterten Selbstbewußtsein des individualen Menschen, oberstes Gesetz: Gott und Unsterblichkeit der Seele galt es vernunftgemäß zu beweisen; ein Erfolg auf diesem Gebiete erschien als höchstes Ziel aller Wissenschaft und vornehmlich der Philosophie. Wir wissen, inwiefern Leibniz dieser Aufgabe für die Unsterblichkeit gerecht zu werden suchte. Als Gegenstück zu seinen Bestrebungen auf diesem Gebiete führte er aber auch alle bislang für das Dasein Gottes aufgestellten Beweise noch genauer aus, vornehmlich den physiko-theologischen Beweis Newtons, den er mit all den einschmeichelnden Nuancen seiner Theorie von der prästabilierten Harmonie der Welt bedachte. Damit aber war für ihn als rationalistischen Philosophen das religiöse Interesse eigentlich auch erschöpft; die Aufklärung über Gott und Unsterblichkeit ist ihm an sich die Religion; indem die Menschenmonade Gott und ihre eigene Welt deutlich erkennt, folgt für sie daraus ohne weiteres die Liebe wie zum eigenen Geschlecht so zu Gott im Sinne eines dankbaren Gefühls gegenüber der Weltordnung; und Leibniz wäre nicht ein Sohn zugleich der pietistischen Zeit gewesen, wenn er nicht das dürre Gerüst dieser Konstruktion mit innigem Empfinden schließlich sinnvoll umkleidet hätte.

Aber anderseits bedurfte es doch einer Klärung der Verhältnisse dieser Vernunftreligion zu den überlieferten religiösen Anschauungen. Leibniz ist grade dieser Frage mit regstem Gefühle nachgegangen. Da war es nun zunächst leicht, die Offenbarungstatsachen des Christentums der religiösen Aufklärung einzuordnen. Ihre Wunder und ihre persönlichen Traditionen erschienen geschichtlich wohlbeglaubigt, sie standen nicht in Widerspruch mit den metaphysischen Tatsachen des Gottesdaseins und der Unsterblichkeit; und wurden sie von Leugnern als widernatürlich gekennzeichnet, so fand Leibniz von seinem monadischen System aus leicht die Möglichkeit, sie vielmehr als nur übernatürlich zu bezeichnen.

Doch erschien ihm dabei trotzdem das geschichtliche Christentum gegenüber den erhabenen Gegebenheiten der Aufklärungsreligion als zufällige Wahrheit und darum als untergeordnet;

und eben von diesem Standpunkte aus hat er sein eifrigstes Bemühen an einen Ausgleich der ihm indifferent erscheinenden Abweichungen der verschiedenen Bekenntnisse des Christentums gesetzt.

Nur mit einer Tatsache der christlichen wie aller großen Religionen wußte er sich von diesem Standpunkte aus nicht abzufinden: mit dem Heilsbedürfnis. Was hatte eine intellektualistische Lösung der religiösen Fragen vom Standpunkte des souveränen menschlichen Selbstbewußtseins aus, vorausgesetzt, daß sie den Gottesbegriff gewonnen hatte, mit der Erlösung der sündigen Menschenseele zu tun? Wie war überhaupt für sie das Dasein des Bösen verständlich? Sie mußte optimistischen Charakters sein.

Aber gleichwohl drängte sich das Problem des Bösen auf, und sein Dasein bedurfte der Rechtfertigung. Leibniz wäre der letzte gewesen, der sich der Beantwortung dieser Frage hätte entziehen wollen; in immer wiederholten Lehren einer ausführlichen Theodicee ist er ihr nahegetreten. Er führte da aus: Im Grunde gebe es kein Übel in der Welt, sondern nur Unvollkommenheit: die niedere Monade mit einem weniger ausgebreiteten Bewußtseinskreise erscheine unvollkommener als die höher organisierte. Diese Unvollkommenheit sei mithin metaphysisch begründet. Vom metaphysischen Standpunkte aus aber handle es sich nicht um die Einzelmonade, sondern nur um das monadische System als Ganzes: jede individuelle Betrachtung zeige unter allen Umständen Mängel, die sich vielleicht eben als universale Vorteile herauszustellen imstande seien; allein die Frage also, ob dies ganze System als solches vollkommen sei, könne aufgeworfen werden. Diese Frage aber trägt Leibniz kein Bedenken mit der Behauptung zu beantworten, daß die bestehende Welt als die unter allen möglichen Welten beste zu betrachten sei. Und für diese Behauptung erbietet er auch den Beweis. Er knüpft dabei an an den Gegensatz von Universalismus und Individualismus. Das Endliche, das Individuelle sei an sich, eben weil es endlich sei, notwendig unvollkommen. Da nun die Welt aus endlichen

Wesen bestehe, so müsse sie, wie auch immer sie gestaltet sei, notwendig Unvollkommenheiten bergen. Seien nun aber verschiedene, wenn auch immer unvollkommene Welten denkmöglich, so folge aus der Allweisheit und Allgüte Gottes, daß durch diesen nur diejenige dieser möglichen Welten verwirklicht worden sein könne, die die verhältnismäßig beste sei.

Es ist ein Beweis, der sich durchweg auf intellektualistischem Gebiete bewegt, der auf Denkmöglichkeiten hinausläuft und aus deren Hypostasierung die Wirklichkeit hervorgehen läßt. Es ist ein Beweis spezifisch rationalistischen Denkens. Hier, auf dem für das zeitgenössische Empfinden vielleicht dringlichsten Gebiete philosophischer Aufklärung zeigt sich Leibniz noch einmal als ein Denker durchaus nur eben seiner Zeit. Grade auf religiösem Gebiete bleibt ihm das Individuum die Monas, die abgeschlossene Einheit, die starr in und mit dem All geschaffen ist, und die bei aller intellektualen Liebe zu einem weltschöpferischen Wesen dennoch nicht Hilfe noch Trost gegenüber einem als metaphysisch unabweislich betrachteten Gefühl der Unvollkommenheit finden kann, sondern sich damit zu begnügen hat, die relativen Vollkommenheiten der besten aller möglichen Welten enthusiastisch zu betrachten.

## IV.

1. War nun alsbald ein bedeutender Einfluß des Leibnizschen Denkens als eines Ganzen auf den Einzelbetrieb der Wissenschaften zu erwarten? Nur jemand, der mit der Geschichte der Wissenschaften weniger vertraut ist, könnte es erwarten.

Die Naturwissenschaften hatten in der Zeit, da sich langsam eine weiter verbreitete Vorstellung der Gesamtauffassung Leibnizens herausbildete, das erste große Zeitalter ihrer mechanischen Entwicklung schon hinter sich; insofern sie aber noch weiter blühten, waren sie weit davon entfernt, sich durch die Bedenken und Einwände Leibnizens von dem einmal betretenen Wege mechanischer Interpretation abschrecken zu lassen. Ja

wie vielen der kleineren Arbeiter, die schon in irgendeinem Spezialgebiete tätig waren, mochte es gegenwärtig sein, daß sie in der Ausübung ihrer Methode überhaupt von irgendeinem der großen Denker jüngst verflossener Zeit abhängig sein müßten! Glauben doch noch heute die Mikrologen, gänzlich voraussetzungslos exakt zu sein, während grade sie, ohne weitere Ansicht, Aussicht und Umsicht, besonders eng gefesselt an dem Gängelbande irgendeines Theoretikers dahinzuwandeln pflegen. Die einzelnen tüchtigen Arbeiter aber, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bei abflauender allgemeiner Bewegung, in den Naturwissenschaften tätig waren, bewegten sich bewußt noch immer in den von Descartes etwa und Newton eingefahrenen Geleisen; und selbst Kant hat sich in seinen naturwissenschaftlichen Schriften noch stark von Newton beeinflußt gezeigt.

Naturwissenschaftlich wirksam wurden die Ideen Leibnizens erst in einem ganz anderen Zusammenhange. „Mich dünkt,“ äußerte Herder später in seinen „Ideen“, „wir gehen einer neuen Welt von Kenntnissen entgegen, wenn sich die Beobachtungen, die Boyle, Boerhave, Hales, Gravesand, Franklin, Priestley, Black, Crawford, Wilson, Achard u. a. über Hitze und Kälte, Elektrizität und Luftarten, samt anderen chemischen Wesen, und ihren Einflüssen ins Erd- und Pflanzenreich, in Tiere und Menschen gemacht haben, zu *einem* Natursystem sammeln werden.“ In der Zeit, da Herder diese Worte schrieb, war eine solche Sammlung schon stark im Werke, und eben Herder hat nicht wenig an ihr teilgenommen. Denn diejenigen, welche mit dieser neuen Synthese begannen, waren, vom Standpunkte beruflichen Betriebes gerechnet, Laien; Goethe unter anderen gehörte zu ihnen; ihr erster Vollender aber in mannigfachem Sinne war Schelling, und erst nach diesem ist die sogenannte Naturphilosophie, die sich in der bisher geschilderten Art seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelt hatte, von Fachleuten aufgenommen und etwa zwei Jahrzehnte betrieben worden. Innerhalb dieser Naturphilosophie sind nun auch Gedanken und Anregungen Leibnizens vielfach

außerordentlich fruchtbar geworden. Aber verdankten sie das dem Ganzen des Systems, innerhalb dessen sie standen? Keineswegs! Die Ideen, welche aufgenommen wurden, waren eben jene, die aus dem Systeme hinaus auf eine sozialpsychisch höhere Zukunft hinwiesen, die Idee der Kontinuität zum Beispiel und die der Entwicklung: d. h. Ideen, welche das subjektivistische Zeitalter psychologisch notwendig aus sich hätte entwickeln müssen, nun aber schon bei Leibniz einigermaßen präformiert vorzufinden besonders erfreut war.

Aber auch auf die Geisteswissenschaften hat das System Leibnizens nicht unmittelbar eingewirkt, von wie außerordentlicher Bedeutung es auch hier später, im subjektivistischen Zeitalter, und wiederum vom Standpunkte seiner gedanklichen Protuberanzen in dieses hinein, geworden ist. Wie eine Einwirkung seiner rationalen und darum schlechthin zeitgemäßen Elemente auf zeitgenössisch-geisteswissenschaftlichem Gebiete hätte verlaufen können, läßt sich freilich immerhin aus einzelnen praktischen Beispielen ermessen. So z. B. auf dem Gebiete der Sprache. Hier brachte es die bei Leibniz ausgeprägte rationalistische Vorstellung, daß das Wesentliche in der Welt die durch Worte bezeichneten Begriffe oder Ideen seien, mit sich, daß man diese Begriffe oder Ideen für im Grunde bei allen Menschen identisch hielt: verschieden seien nur die sprachlichen Zeichen. Und von diesem Standpunkte aus kam schon Leibniz selbst zu der praktischen Forderung wo möglich nur einer Sprache: gäbe es diese, so gewänne das Menschengeschlecht ein Drittel seiner Lebenszeit, das es jetzt auf Spracherlernung verwenden müsse.

Allein auch von der ausgesprochenen und spontanen Aufnahme solcher klar durchdachter und ausgefeilter philosophisch-rationaler Elemente waren die Geisteswissenschaften der Zeit Leibnizens noch weit entfernt. Will man diesen Standpunkt verstehen, so muß man bedenken, mit welcher Belastung aus einer langen Vergangenheit her, mit welchem Gepäck gleichsam der Jahrhunderte die Geisteswissenschaften nach Eintritt der

Freiheiten individualistischen Denkens des Weges unkundig ihren Marsch in eine unsichere Zukunft angetreten hatten.

Im Mittelalter war die Kirche Quelle und Behüterin zugleich der Erkenntnis gewesen. Dementsprechend war die Hauptaufgabe der mittelalterlichen Wissenschaft, wenn wir unter diesen Umständen von einer solchen sprechen wollen, die gewesen, etwa noch streitige Fragen auf Grund anerkannter Wahrheiten zu entscheiden. Und Mittel zur Entscheidung war dabei die Erörterung gewesen, sei es in Schriften, sei es in mündlicher Disputation, woher sich die große Bedeutung der letzteren ohne weiteres erklärt: es war wie ein Rechtsstreit, in dem auf Grund einer untrüglichen Kodifikation Urteil gefällt werden kann.

Dieser glückselige Zustand hatte natürlich aufgehört, sobald sich irgendwie stärkere Regungen selbständigen individuellen Denkens zahlreicher, als Anfang schon einer sozialpsychischen Erscheinung, eingestellt hatten. Es war bereits zur Zeit der entschiedeneren Entwicklung des Nominalismus geschehen. Nun zerriß die Einheit zwischen Religion und Erkenntnis: und Friede zwischen Dogma und Wissenschaft konnte von diesem Augenblicke an gerechnet erst dann wieder eintreten, wenn es zum Gemeingut des Denkens geworden war, daß die Funktionen des Erkenntnisvermögens außerhalb des Glaubensbereiches der Religion lägen.

Aber trat dieser Moment so bald ein? Erst das Zeitalter des Subjektivismus hat ihn bringen können, aus Gründen und Zusammenhängen heraus, die wir später genauer kennen lernen werden; vom 15. bis zum 18. Jahrhundert aber machte die Religion, machten die Bekenntnisse noch entschiedenen Anspruch auf die Beherrschung des Denkens. Und während es ihnen gegenüber den Naturwissenschaften weniger gelang, diesen Anspruch durchzusetzen, da diese sich zumeist und immer mehr auf Gebieten bewegten, für die es ein von kirchlicher Seite her entwickeltes kanonisches Wissen nicht gab, fügten sich die Geisteswissenschaften, mit ihrem Stoffe fast ganz im Bereiche kirchlichen Denkens gelegen, zumeist noch ihrem Befehle. Natürlich mußte

das einen fortwährenden Vorrang, wenn nicht gar eine weitere ungebrochene Herrschaft der Theologie bedeuten.

In dieser Hinsicht ist es zunächst für das innere Deutschland bezeichnend, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege unter den Universitäten des protestantischen Nordens — und dieser fast allein kommt für die Geschichte der Wissenschaften in Betracht — anfangs Helmstedt führend war und danach, in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, Halle. Beide noch infolge ihres Verhältnisses zur Theologie: von Helmstedt ging damals durch Georg Calixt und seine Schüler eine erste neue Regung kraftvoller Betätigung auf kirchlichem Gebiete aus; in Halle gaben die Pietisten den Ton an, neben ihnen freilich der Rationalismus, der aber schließlich dem Pietismus zu weichen hatte. Und erst Göttingen, 1734 gegründet, war eine von der Herrschaft der Theologie ganz freie Universität; erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts, mit dem Eintritte subjektivistischer Strömungen, hat eben diese Universität die Führung in der Entwicklung der deutschen Geisteswissenschaften angetreten.

Vorher aber, seit dem 16. Jahrhundert, hatten sich unter den soeben geschilderten Verhältnissen fast nur auf reformiertem Boden, und hier wieder vornehmlich nur in den Niederlanden, die Bedingungen ergeben, unter denen, bei allmählicher Befreiung aus dem Gängelbande des christlichen Dogmas, eine zeitgemäße Richtung auf die selbständige Entwicklung der Geisteswissenschaften und damit bei deren vielfach noch praktischem Charakter auf die Begründung einer natürlichen Religion, eines natürlichen Rechts, einer natürlichen Sittenlehre genommen werden konnte[1]. Dabei waren es gleichsam noch unbewußte Bestrebungen gewesen; es war die naive Emanzipationszeit moderner Geisteswissenschaft. Unklar vielfach und gärend waren daher die einzelnen Erscheinungen charakterisiert gewesen; es hatte sich geltend gemacht, daß ein einheitliches, etwa gar schon psychologisches Prinzip der Reduktion für die

[1] S. Bd. VI, S. 68 ff.

Geisteswissenschaften noch längst nicht gefunden war. Und so hatten sich höhere geisteswissenschaftliche Bestrebungen vornehmlich im Praktischen erschöpft: Erziehungslehre, Umbildung der Konfessionsverhältnisse, Neuordnung des Staatswesens waren langsam in den Horizont ihrer Betätigung getreten[1].

Zudem waren aber auch für sie die Prinzipien nicht völlig schon aus eigener Kraft des individualistischen Zeitalters gewonnen worden. Vielmehr war es die Antike mit ihren philosophischen, namentlich stoischen Überlieferungen gewesen, die den Grundgedanken einer natürlichen, d. h. vom Dogma freien Wissenschaft darbot und seine Auswirkung auf den wichtigsten praktischen Gebieten mächtig förderte. War dies nun anfangs gewiß ein Vorteil, so ließ sich doch nicht verkennen, daß sich aus dieser Unterstützung leicht eine neue Herrschaft, eine Vormundschaft zur Seite des Dogmas entwickeln konnte und gegen Schluß des 16. Jahrhunderts schon teilweis entwickelt hatte.

In diese Verhältnisse hinein brachte nun die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts wenigstens auf niederländischem Boden wesentliche Wandlungen. Um diese Zeit hatte, ganz abgesehen von Dogma und Antike, der autonome Intellekt als die leitende seelische Funktion des Zeitalters wenigstens auf einem Gebiete tatsächlich schon die Herrschaft anzutreten begonnen: auf dem der Mathematik und der Mechanik. Und von hier übertrug man nun den Verstand als oberstes Werkzeug der Forschung entschiedener als bisher auch auf das Geistesleben; und indem man dies tat, erschien sehr bald auch das Geistesleben selbst als wesentlich, wenn nicht ausschließlich intellektuell. Es war eine Auffassung, die seit Descartes systematisch und metaphysisch gewendet vorlag: Begrenzung des individualen Seelenlebens rein auf sich selbst, Scheidung desselben von allem inneren Zusammenhang mit der Außenwelt mittels des Merkmals der Einheit, diese Einheit aber vorhanden nur in der

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 168 ff.

Funktion des Verstandes: das sind die klaren und gemeinverständlichen Prinzipien, unter deren Herrschaft sich von nun ab die Geisteswissenschaften ein Jahrhundert hindurch entwickelt haben.

Waren aber damit die Geisteswissenschaften auch da, wo sie sich an sich äußerlich ungestört aus sich selbst entwickeln konnten, wirklich schon auf sich selbst gestellt? Keineswegs! Auch hier hatten die schützenden und bevormundenden Mächte der bisherigen geisteswissenschaftlichen Entwicklung noch nicht ihren Aufgaben und Ansprüchen entsagt, geschweige denn daß sie zugrunde gegangen wären. Dogma und Antike bestanden noch, und nur langsam konnten sie aus ihrer einflußreichen Stellung verdrängt werden.

Verhältnismäßig noch am leichtesten gelang das begreiflicherweise mit der Antike. Der alte Humanismus als Gesamtprinzip der Lebensführung war eigentlich schon durch die Reformation gebrochen worden, wenigstens für die lutherischen Lande. Zwar hatte Luther niemals vergessen, daß er seinen Glauben philologischem Forschen in der Bibel verdankte, und so hat er im großen und ganzen nie den Standpunkt einer gewissen Ausgleichung theologischer und philologischer Interessen verlassen. Allein nach seinem Tode wurde seine Lehre immer antirationalistischer und damit antihumanistischer dogmatisiert; die Konkordienformel vom Jahre 1580 bezeichnet etwa den Abschluß dieser Bewegung. Damit wurden denn auch die humanistischen Studien immer mehr verdächtigt; es galt als gar schwer zu erkennen, was bei den heidnischen Skribenten dem Christentum entgegen sei, „dieweil das Gift so heimlich darin verborgen steckt und oftmals einen Schein herrlicher Tugenden von sich gibt“ [1], und so erklärten die Weiseren unter den Theologen alle „heidnischen“ Bücher kurzweg als bedenklich. Freilich: war mit alledem einer freien Geisteswissenschaft Bahn gebrochen? Verdrängt war die Antike, aber zugunsten um so ausschließlicherer Herrschaft des Dogmas.

[1] Statius Büscher bei Paulsen, Gel. Unterr., S. 304, Anm.

Da stand es am Ende in den reformierten Gebieten noch besser. Hier, vornehmlich in den Niederlanden, blühte die klassische Philologie noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch[1] und hielt dem Dogma den Widerpart. Aber grade hier erhob sich dann der junge Rationalismus frisch und sieghaft gegen die Antike, nachdem er das weite Eroberungsgebiet der Naturwissenschaften überschaut hatte. Wie Bacon den Menschen den Rat gegeben hatte, die Augen aufzumachen, wenn sie etwas von den Dingen erfahren wollten, und nicht die Bücher, so hat Descartes wohl auf ein Skelett gezeigt und gesagt: „Das sind meine Bücher!" Eine allgemeine Verachtung dessen, was Herder später einmal das „blinde Herkommen" genannt hat, und darunter vor allem der Antike, trat ein auf lange Zeiten, und noch Haller, der sonst den Alten schon wieder näher stand, sang:

O Meßkunst, Zaum der Phantasie!
Wer dir will folgen, irret nie;
Wer ohne dich will gehn, der gleitet.

Aber dieser zunächst naturwissenschaftliche Rationalismus hatte den Vorteil, sich nicht nur gegen die Antike zu wenden, sondern zugleich auch wenn nicht gegen das Dogma, so doch gegen die Theologie. Gewiß hatte die Theologie schon durch ihre innerliche dogmatische Verknöcherung inzwischen selbst den Anspruch darauf verwirkt, noch weiter Königin der Wissenschaften zu heißen: um vom Katholizismus zu schweigen, so war innerhalb des Protestantismus eine Scholastik emporgewuchert schlimmer fast als die des 14. und 15. Jahrhunderts; man stritt sich um subtile Probleme, wie die, ob Christus auch im verklärten Leibe allgegenwärtig sei, oder ob der Mensch sein Heil, falls es ihm beliebt, zurückstoßen könne, u. dgl.; an einigen Universitäten wurden eigens Professuren für protestantische Polemik errichtet; die einfache philologische Erklärung der biblischen Bücher verfiel; in den Vorlesungs-

[1] Vgl. Bd. VI, S. 57 ff.

verzeichnissen der Universität Jena z. B. sind für die Jahre 1656, 1688, 1689, 1690, 1695 keine exegetischen Kollegia angekündigt. Und dieser Ruin war nicht bloß in den Gebieten des Luthertums eingetreten, sondern nicht minder in denen des reformierten Bekenntnisses. Aber die rationalistische Richtung, nun immer mehr auch in die geisteswissenschaftlichen Probleme eintretend, begnügte sich nicht mit der Feststellung des Ruins. Sie sah vielmehr in ihm mindestens einen der wichtigsten Beweise für die Erscheinung, daß, entsprechend der rationalistischen Tendenz auf eine einzige, natürliche Religion, der Unterschied wenigstens der Konfessionen, wenn nicht gar der Religionen hinfällig geworden sei, und sie zog daraus die praktische Folgerung, zunächst auf eine Vereinigung wenigstens der Konfessionen hinzuarbeiten.

Man sieht alsbald, wie sehr diese Absicht von der Tendenz der Religionsgespräche verschieden war, jener Versuche des 16. Jahrhunderts, die sich freilich auch noch durch das 17. Jahrhundert hinzogen, zwischen Katholiken und Protestanten eine Einigung in dem Sinne herzustellen, daß den Protestanten der Rücktritt in die alte allgemeine Kirche ermöglicht werde. Hier handelte es sich nicht um Reunionsbestrebungen, sondern um einen Ausgleich der Bekenntnisse in einer höheren, über allen Bekenntnissen stehenden, mehr oder minder rational gedachten Anschauung.

Praktische Versuche eines solchen Ausgleichs begannen nun schon sehr früh im reformierten Gebiete, in den Niederlanden, in Frankreich. In Utrecht hielt um die Wende des 16. Jahrhunderts Hubert Duifhuis, Pfarrer zu St. Jakob, in seiner Kirche zweierlei Gottesdienst, katholischen und reformierten; wenn er das Ite, missa est gesprochen hatte, machten die Katholiken den Reformierten Platz, die nun ihren Gesang anstimmten: „Erheb das Herz, tu auf den Mund“[1]. Und zur selben Zeit etwa schrieb Bodinus sein „Heptaplomeres“ betiteltes Gespräch, das die Verwandtschaft aller Religionen zu

[1] Dilthey, Archiv V, S. 493–4.

erweisen vorhatte: denn in allen fände sich monotheistischer Glaube, ein sittliches Bewußtsein im Sinne der Zehn Gebote, Bewußtsein der Freiheit, der Unsterblichkeit und der jenseitigen Vergeltung. So bilden denn nach Bodinus alle Religionen zusammen eine friedliche Familie, in der jeder die Besonderheiten der Einzelreligion durch die Heiligkeit seines Wandels zu rechtfertigen habe: und ihnen allen zugrunde liege die universale Idee eines natürlich gegebenen Theismus.

Wie nun hier, auf reformiertem Boden, vom Gedanken der natürlichen Religion aus vor allem die Einheit der christlichen Konfessionen, ja aller Religionen betont worden war in der praktischen Absicht, diese Einheit womöglich tatsächlich herbeizuführen, so wurde dieser Gedanke auch im Innern Deutschlands verfolgt und bildete da die bewegende Kraft einer Strömung, die von der zweiten Hälfte des 16. bis zu den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts immer mehr anschwoll. Und wie mußte er, ganz abgesehen von dem allgemeinen geistigen Hintergrund, aus dem er hervortrat, weitere Verbreitung und Zustimmung finden in einem Zeitalter und in Ländern, in denen noch das Beil des Henkers auf ketzerische Köpfe herniederfiel, und die vor allem der Ruhe und des Friedens Gottes bedurften nach dem unaufhörlichen Drange des gewaltigsten aller Religionskriege!

Die Bestrebungen im inneren Deutschland wurden in gewissem Sinne zunächst eingeleitet durch die im Westfälischen Frieden, freilich noch im Geiste des 16. Jahrhunderts, ausgedrückte Erwartung, es werde dem staatlichen und bürgerlichen Frieden auch eine Wiedervereinigung der Konfessionen folgen. Dann wurden sie, soweit Katholizismus und Luthertum in Betracht kam, von dem Kurfürst-Erzbischof von Mainz Johann Philipp von Schönborn in den Jahren 1661 bis 1673 aufgenommen: und nachdem Papst Innozenz XI. von 1675 bis 1679 eine Reunion der Protestanten im alten katholisch-propagandistischen Sinne versucht hatte, vertrat schließlich Leibniz diese Sache, wobei ihm im Jahre 1684 tatsächlich zunächst auf dem Gebiete diplomatischer Verhandlungen

ein Erfolg zu winken schien, als ein Wechsel der politischen Konstellation alles, und nun für immer, wieder ins Ungewisse stellte. Nicht minder scheiterten Verhandlungen wegen einer Vereinigung zwischen Lutherischen und Reformierten, die sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts über ein Jahrzehnt hinzogen, wie verwandte, weniger hartnäckige Versuche noch in den beiden ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.

Gleichwohl war, ganz allgemein betrachtet, das Ergebnis dieser Bemühungen nicht gering. Zunächst war der Gedanke, daß die katholische Kirche die Mutter aller Konfessionen sei, die darum zu ihr heimzukehren hätten, im Laufe der Einigungsversuche ganz zurückgetreten: gleichberechtigt standen jetzt die Konfessionen in der Meinung der Zeitgenossen nebeneinander. Des weiteren aber ergab sich, da sich diese Gleichberechtigung nicht mehr aus der Welt schaffen ließ, aus der Tatsache an sich und somit nicht mehr allein vom rationalen Standpunkte aus der Grundsatz der Toleranz, der religiösen Duldung. Nun hat es zwar noch geraume Zeit gedauert, ehe dieser Grundsatz auch wirklich zur Lebensmaxime selbst nur der edleren Geister wurde[1] — man weiß, wie sich noch Paul Gerhardt gegenüber den Toleranzbefehlen des Großen Kurfürsten gesträubt hat —: allein ein Anfang der Duldung war doch gefunden. Und schon war diese zunächst vom Rationalismus ausgegangene Strömung von einer anderen Seite her ziemlich unerwarteterweise gestärkt und begünstigt worden. Der Pietismus, von dem später genauer zu reden sein wird, jene Frömmigkeitsbewegung, die gern Kirchenstreit und kirchliche Formalien aufgab und übersah zugunsten der Unmittelbarkeit des religiösen Erlebnisses, konnte, selbst auf kirchliche Duldung angewiesen, der alten Intoleranz keinen Geschmack abgewinnen: leise schon streckte er sich jenem Ideal der Duldung des subjektivistischen Zeitalters entgegen, in dem wissenschaftliches Denken und religiöses Erlebnis grundsätzlich voneinander geschieden wurden.

[1] Vgl. dazu auch Bd. VI, S. 55 ff.

Fassen wir nun alle diese Momente zusammen: die gemeinsame Stellungnahme von Rationalismus und Pietismus gegen das eifernde Kirchentum, das Aufkommen der Toleranz, die andauernden Versuche der Kirchenvereinigung, den Verfall endlich der orthodoxen Theologie, so begreift sich, daß jetzt wie von der Antike, so auch vom Christentum in seiner herrschenden Ausgestaltung wenigstens einiger, wenn auch schon keineswegs völlig freier Raum gelassen werden mußte für eine selbständigere Entfaltung der Geisteswissenschaften, insofern sie auf dem Vernunftprinzip bestanden.

2. Es lag aber in der Natur der inzwischen vielfach veränderten allgemeinen Verhältnisse, daß auf dieser höheren Fortbildungsstufe der Geisteswissenschaften keineswegs alle die Anfänge natürlicher Auffassung, die schon der früheren Periode des 16. Jahrhunderts namentlich in den Niederlanden, verdankt wurden[1], nun in gleicher Weise weiter gepflegt wurden. Zunächst traten von den Bestrebungen auf ein natürliches Religionssystem hin, auf ein Naturrecht in Staat und Gesellschaft und eine natürliche Sittenlehre die ersten und die letzten mehr oder minder zurück. Sehr begreiflich: die Tendenz zur Begründung einer natürlichen Religion hatte im 16. Jahrhundert dem freieren Betriebe der Geisteswissenschaften erst Zugang eröffnen müssen; jetzt war eine solche Aufgabe nicht mehr zu erfüllen, während man gleichzeitig zum Kampfe gegen das dogmatische Christentum als solches noch nicht weit genug gekräftigt schien; und die Sittenlehre war noch viel zu sehr mit der Theologie verknüpft, als daß sie ohne Fortführung der natürlichen Religionswissenschaft allein hätte in Frage kommen können. Religion und Sitte traten daher in dem Jahrhundert nach dem großen Kriege im wissenschaftlichen Betriebe mehr in den Hintergrund, um dann freilich nach dieser Zeit, seit

[1] Vgl. Bd. VI, S. 168 ff.

spätestens der Mitte des 18. Jahrhunderts, nach dem Siege der Aufklärungswissenschaften auf den anderen Gebieten um so lebhafter wieder gepflegt zu werden: seit dieser Zeit bildete die Auseinandersetzung mit ihnen die Hauptaufgabe und zugleich das höchste und letzte Ziel des rationalen wissenschaftlichen Betriebes.

Das alles schloß freilich nicht aus, daß der im besonderen Sinne praktische Teil der ethischen und theologischen Wissenschaften, die Erziehungslehre, dennoch eifrig gepflegt wurde. Und hier setzten sich denn in der Tat die rationalen Prinzipien in energischen Fortschritten gegen die Antike, langsamer gegen die Theologie schließlich durch. Das war um so wichtiger, als sich Melanchthon, der Praeceptor Germaniae des 16. Jahrhunderts, um die elementaren Fragen der Erziehung eigentlich wenig gekümmert hatte. Er hatte in seiner akademischen Lehrtätigkeit gelebt und gewebt; man hat das Wort von ihm, außer der Universität sei überhaupt kein Leben. Jetzt dagegen erkannte man bei näherem und intensiverem Zusehen die Bedeutung des elementaren Unterrichts für das Schicksal der Nation und begann in dieser Richtung zu denken und zu wirken. Die frühesten erlauchten Namen, die auf diesem Gebiete begegnen, sind die des genialen Wolfgang Ratichius (1571—1635) und des Johann Amos Comenius (1592—1671). Theoretiker und Praktiker zugleich, fanden beide bei Fürstinnen und Fürsten ihrer Zeit Wohlwollen und Unterstützung, Ratichius in Anhalt, Thüringen, Hessen und in der Pfalz, Comenius vornehmlich in Thüringen; Herzog Ernst der Fromme von Gotha (1601—1675) war einer der ersten Fürsten, der comenianische Erziehungsgrundsätze in seinem Lande einführte.

Die rationalistischen Pädagogen wandten sich nun zwar nicht unmittelbar gegen alles, was das Leben antirationalistisch noch band, gegen Dogma vornehmlich und Humanismus. Sie hielten z. B. vom Humanismus durchaus wenigstens noch das Latein fest: ja dies sollte sogar als Sprache der Wissenschaft noch allgemeiner verbreitet und deshalb nach einer möglichst

einfachen Methode gelernt werden. Aber fern standen sie doch jeder humanistischen Begeisterung; das Wort „Ratio vicit, vetustas cessit“ findet sich als Motto der Lehrbücher des Ratichius; die alten Sprachen sollten nur noch als Mittel zu nationalen und vernünftigen Zwecken dienen. Und diese Zwecke wurden zwar vorläufig noch nicht in Widerspruch zum Luthertum, zum neuen Evangelium gesetzt; Amos Comenius selbst ist letzter Bischof der mährischen Brüder gewesen; sein Hauptwerk, die „Didactica magna“, ist biblisch fromm und wütet mit dem Fanatismus eines mittelalterlichen Asketen gegen den heidnischen Geist der Antike. Aber allmählich verliert sich doch, soweit das in der elementaren Pädagogik möglich ist, die religiöse und die speziell christlich-konfessionelle Färbung. Schon die auf Ratichius und Comenius folgende Generation der Neuerer ist von ihr nicht mehr gleich abhängig; bereits Balthasar Schuppius, der Hamburger Pfarrer, sucht vielmehr den Zusammenhang mit den höfischen Bildungsidealen; er will die Erziehung des „Weltmanns“. Und mit dieser Tendenz etwa hat die Strömung dann neben einer neuen pietistisch-pädagogischen Richtung fortgedauert, bis sie am Ende der Tage der Aufklärung durch Basedow und seine Anhänger noch einmal, aber schon unter mancher Veränderung durch neuere Ingredienzien, stärker und vor allem lauter hervortrat.

Im übrigen aber galt, wie gesagt, für die Entwicklung der Geisteswissenschaften von etwa 1650 bis 1750 eine verhältnismäßig geringe Beachtung der Theologie und der empirischen Ethik. In den Vordergrund trat damit ohne weiteres die Ausbildung einer rationalen Staats- und Gesellschaftswissenschaft. Und hier war der Gang der Dinge der, daß, wenn auch noch unter großem Lärm der Theologen, je länger je mehr die rein weltlichen und deduktiven Elemente in den Vordergrund traten. Es ist daher bezeichnend, daß die Nationalökonomie, diejenige Gesellschaftswissenschaft, die anfangs nur schwer ohne starke Anwendung der induktiven Methode

gedeihen kann, in keiner Weise weitergebildet wurde, ja, soweit sie bisher bestanden hatte, vielmehr zugrunde ging. Hatte im 16. Jahrhundert die theoretische Weisheit auf diesem Gebiete vornehmlich in der Wiederholung der Lehren der Alten und in der Heranziehung biblischer Meinungen und Beispiele bestanden — wie denn von den Monopolien selten gesprochen wurde, ohne des ägyptischen Kornhauses Josephs zu gedenken —, so sank man jetzt noch unter dieses Niveau. Eine unglaubliche Verwilderung des Denkens trat namentlich während des Dreißigjährigen Krieges und nach diesem zutage. Wie tief steht z. B. ein Maximilian Faust mit seinen „Consilia pro aerario civili" (1641) oder ein Gottlieb Warmund mit seinem „Geldmangel in Deutschland" (1664) unter den Gedanken der unmittelbaren Vorfahren, eines Bornitz etwa oder Besold! Man arbeitet gänzlich unsystematisch und unhistorisch und ist dabei von widerlichster Eitelkeit erfüllt und von charlatanistischer Reklame. Erst in unmittelbarer Beziehung zur staatlichen Praxis hat sich die deutsche Nationalökonomie später zu den Anfängen einer wahren Wissenschaft entwickelt.

Um so mehr war es der allgemeinen Staatswissenschaft gegeben, rationale Lehren in deduktiver Entwicklung vorzutragen[1]. Sie konnte damit unmittelbar an die großen Errungenschaften des Hugo Grotius anknüpfen, freilich ohne sich zu verhehlen, daß diese noch in mancher Hinsicht zu läutern waren. Gewiß hatte Grotius bereits, wie vor ihm schon dem Keime nach Nikolaus Hemming (1566) und Benedikt Winkler (1614), das Recht aus der eingeborenen sittlichen Natur des Menschen und zugleich aus dem menschlichen Geselligkeitstriebe abgeleitet. Aber dabei war diese sittliche Natur doch nicht konsequent als von der göttlichen Offenbarung unbeeinflußt festgehalten worden. Grotius selbst tritt gelegentlich dem Gedanken recht nahe, daß das Naturrecht im Grunde ein Rest der Sündlosigkeit des Menschen vor dem Sündenfalle sei, und sein Völkerrecht ist noch ebenso durch rationale Gründe wie durch

[1] Vgl. zum Folgenden Bd. VI, S. 177 ff.

die Betonung von Forderungen des christlichen Glaubens gestützt.

Demgegenüber machte erst Pufendorf reinen Tisch. Und zugleich drang mit ihm eigentlich erst recht die Idee des Naturrechts in die einflußreichen Kreise des inneren Deutschlands. Im Jahre 1632 zu Flöha in Sachsen geboren, 1661 nach ernster Beschäftigung mit der neuen Wissenschaft des Grotius als Lehrer des Natur- und Völkerrechts nach Heidelberg in die erste für dies Fach begründete deutsche Professur berufen, 1670 nach Lund übergesiedelt, von wo aus er 1672 sein wichtigstes naturrechtliches Werk, „De iure naturae et gentium libri octo", erscheinen ließ, 1686 nach Berlin berufen, um brandenburgische Geschichte unter dem Großen Kurfürsten und dessen Nachfolger zu schreiben, viele Jahre hindurch in literarischem Streit mit schwedischen, sächsischen, thüringischen Vertretern älterer Auffassungen, konnte er schon lange vor seinem 1694 erfolgten Tode als derjenige Vertreter der naturrechtlichen Ideen gelten, der das von Grotius überkommene System völlig aus dem Banne der Theologie befreit und die Anerkennung dieser Befreiung endgültig erzwungen hatte.

Das System selbst freilich hat er so wenig wie sein Mitkämpfer Christian Thomasius, der seit 1681 in Leipzig Vorlesungen im Sinne von Grotius und Pufendorf hielt, wesentlich fortgebildet oder erweitert, wenn er auch hier und da Gedanken von Hobbes aufgenommen hat, der mittlerweile die erste Staats- und Rechtsphilosophie entwickelt hatte, die völlig auf den Grundlagen der mechanistisch-rationalistischen Philosophie des Descartes beruhte[1].

Für den deutschen und auf deutschem Boden, wie er nunmehr einer von christlichen Bestimmungswerten freien Naturrechtslehre bedurfte, kam dann freilich nicht so sehr die Rechtsphilosophie des Hobbes, wie diejenige Spinozas[2] und vor allem Lockes[3]

[1] S. dazu Bd. VI, S. 187 ff., auch oben S. 83 ff.
[2] S. Bd. VI, S. 201 ff.
[3] S. oben S. 84 ff.

in Frage. Spinoza, dessen naturrechtliche Lehren in dem „Tractatus theologico-politicus“ vom Jahre 1670 und in dem unvollendeten, nach seinem Tode im Jahre 1677 herausgegebenen „Tractatus politicus“ niedergelegt sind, ging für die Begründung des Rechtes von der Triebkraft der Selbstliebe aus: Recht ist, was jeder will und kann. Der Zustand, der durch die durcheinander laufenden Strebungen und Kräfte entsteht, ist nach Spinoza im staatlichen Leben nur so weit beschränkt, als es die Sicherheit der Personen und des Eigentums erheischt, und insoweit die Vorteile, welche der einzelne oder die Mehrheit aus der Gemeinschaft schöpft, größer sind als die, welche durch die Staatenbildung aufgegeben werden. Aus diesen allgemeinen Sätzen folgert Spinoza dann als Staatsform eine aristokratische Republik mit dem Grunde und Boden als Staatseigen und einer Miliz als militärischer Gewalt bei ewigem Frieden nach außen, und im einzelnen für das Leben im Staate Freiheit der Person (wenn auch mit Bedenken wegen der Sklaverei), ferner ziemlich unumschränkte Freiheit der Religion, Freizügigkeit, Redefreiheit, akademische Lehrfreiheit und Freiheit des Genusses von Erwerb und Eigentum. Man sieht, es ist das Idealbild eines Staates, der schwerlich irgendwo zu verwirklichen war, und für dessen Programm sich äußere Anknüpfungen auf deutschem Boden nirgends, es sei denn höchstens in den Niederlanden, gefunden hätten. Die Anschauungen Spinozas sind daher ohne weitreichende Wirkung geblieben.

Ganz anders das System von Locke. Ist Locke der Vollender der alten naturrechtlichen Vertragstheorie, wonach der Staat aus der gegenseitigen Vereinbarung freier menschlicher Individuen hervorgegangen ist, so ist er doch weit davon entfernt, für die Entstehung dieses Staates die Normen, wie man bisher getan hatte, paradiesesfernen Urzeiten oder rein abstrakter Betrachtung zu entnehmen; sein Denken erscheint vielmehr angeregt durch die englischen Ereignisse des Jahres 1689, in denen man wirklich einen Staat gleichsam durch Vertrag zwischen Fürst und Untertanen hatte entstehen sehen, sowie

durch die Vorgänge im fernen Amerika, wo sich eine neue Gesellschaft auf jungfräulichem Boden ihre Rechtsbegriffe selbst zu schaffen schien. Indem sich sein Denken so der Zeit und ihren Ereignissen und Bedürfnissen enger anschloß, ist es von größter Bedeutung für die staatswissenschaftlichen Anschauungen des ausgehenden rationalistischen Zeitalters geworden.

Nach Deutschland wurden Lockes Gedanken vornehmlich auf zweierlei Weise gebracht. Einmal unmittelbar durch die staatswissenschaftlichen Werke der jungen Universität Göttingen, die mit ihrer Verteidigung des Lockeschen Systems ebenso zugunsten der englischen Umwälzung des Jahres 1689 kämpfte, wie die Schule der jungen Universität Halle auf Grund der Lehren von Pufendorf und Thomasius für das neue preußische Königtum. Dann aber mittelbar durch Montesquieu, der in seinem „Esprit des lois“ vom Jahre 1749 die englische Verfassung von 1689 auf Grund wesentlich der Anschauungen Lockes als das Ideal jeglicher Staatsform pries.

Aber schon lange vor Montesquieu hatten diese Anschauungen in Deutschland Wurzel gefaßt, und wenn sich auf Grund ihrer Aufnahme und ihres Durchdenkens keine Literatur von allgemeiner Bedeutung erhob, so war das nur die Folge des gänzlich unpolitischen Charakters der gebildeten deutschen Gesellschaft während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wo die Lehren aber zufällig auf einen politischen Kopf trafen, da wurden sie auch in dieser Zeit mit einem Feuer aufgenommen, dessen Lebendigkeit am besten den vollen Sieg der naturrechtlichen Theorien dartut. Und nichts erbringt wohl den Beweis für diesen Zusammenhang besser, als der Charakter der Anschauungen Friedrichs des Großen.

Schon im Antimacchiavell Friedrichs findet sich der Satz: „Es scheint mir, daß, wenn es eine Regierungsweise gibt, deren Weisheit man in unsern Tagen als Muster aufstellen kann, es die englische sei; dort ist das Parlament der Schiedsrichter des Volkes und des Königs, und der König hat alle Macht, gut, aber keine, böse zu handeln.“ Dem entspricht es, wenn Friedrich zeit seines Lebens, den Lehren der Vertragstheorie folgend, die

Berechtigung einer verfassungsmäßigen Volksvertretung offen anerkannt hat: die konstitutionelle Lehre bedurfte für ihn kaum noch des Ausbaues.

Aber freilich stimmte mit diesen Anschauungen des Königs, wie wir in einem späteren Kapitel sehen werden, seine Praxis durchaus nicht überein. Je mehr sich nach dem Westfälischen Frieden die Souveränität der deutschen Landesstaaten ausgebildet hatte, und je entschiedener man den Zeiten des aufgeklärten Despotismus nähergekommen war, um so mehr trennten sich auf deutschem Boden Staatslehre und Staatskunst, indem sich, vielfach übrigens vom Naturrecht befruchtet, ein angewandtes Staats- und Verwaltungsrecht der absoluten Monarchie entfaltete, in dem zwar auch das Verhältnis von Fürst und Volk, aber mit Rücksicht auf die andrängenden konkreten Bedürfnisse ganz anders als im konstitutionellen Staate geregelt erschien. Es war die Richtung der Ideen, der Friedrich der Große in der Praxis folgte.

Wissenschaftlich aber wurde dieser Umschlag von einer sehr merkwürdigen Erscheinung begleitet: die Geschichtswissenschaft, bisher antiquarische Sammlerin oder Nacherzählerin der fast wahllosen Überlieferung, erhielt mit eins den bisher vermißten Mittelpunkt einer bestimmten Auffassung. Indem nämlich die Staatswissenschaft gegen die bisherigen philosophischen Ausführungen des Naturrechts durch konkretes Eingehen auf die bestehenden, geschichtlich gewordenen Zustände einwirkte, nahm sie gleichwohl zu deren Erkenntnis die systematischen Gedanken der Rechtsphilosophie mit und kam dadurch zu einem Begreifen und Aussondern des eigentlich politisch Wertvollen, zu einem abgerundeten, systematisch-konkreten Staatsbegriff. Und indem nun die Geschichtswissenschaft diesen Begriff herübernahm, wurde ihr das eigentlich Wichtige in der Masse des Geschehenen die Staatsgeschichte: und um die Staatsgeschichte, freilich noch vornehmlich im Sinne einer Geschichte der Staatsmänner und Kriegshelden, begann sich damit zum ersten Male die geschichtliche Auffassung zu konzentrieren. Dabei ergab sich gegenüber den früheren Leistungen einer unklaren Polyhistorie alsbald ein

Aufschwung der geschichtlichen Betrachtung und ein Steigen der historiographischen, wenngleich immer noch schwerfällig-gelehrt charakterisierten Tätigkeit.

Die alte theologisch-universalistische Einteilung der Geschichte nach den Weltaltern Daniels wurde verlassen und die bisher mehr naiv befolgte nationale Abgrenzung des geschichtlichen Stoffes mit strenger Rücksicht auf den Staat durchgeführt: an die Stelle der Bücher über die vier Monarchien trat die europäische Staatengeschichte, mochte sie nun „teutsche Kayser- und Reichshistorie" sein oder die Geschichte der einzelnen außerdeutschen Staaten und innerdeutschen Länder. Und mit der Begrenzung des Stoffes auf die rein politische und allenfalls noch roh verfassungsgeschichtliche Seite des historischen Lebens wurde zugleich eine intensivere Betrachtung dieses einen Teiles verbunden. Man begann jetzt „pragmatisch" darzustellen, man glaubte die Aufgabe des Geschichtschreibers erst dann gelöst, wenn nicht bloß die politischen Taten und Ereignisse beschrieben, sondern auch ihre innere Verbindung in der Klarlegung der Motive der handelnden Personen ans Licht gebracht waren. Es war eine Entwicklung, die zwar noch nicht den tieferen entwicklungsgeschichtlichen Sinn der Geschichte erschloß, aber doch einen wertvollen Fortschritt zu dessen Entdeckung bedeutete.

Die ersten großen Meister der pragmatischen Staatengeschichte in diesem Sinne sind naturgemäß Männer gewesen, die der naturrechtlichen Bewegung angehörten oder dieser wenigstens nahestanden: so Pufendorf in seiner „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, so jetziger Zeit in Europa sich finden" und in seinen Spezialdarstellungen der neueren schwedischen und brandenburgischen Geschichte, und Leibniz, der größeste vielleicht dieser Reihe, deutscher Territorial- und Landeshistoriker zugleich, dessen Verdienste leider, da sein hervorragendstes Werk, die Reichsgeschichte, erst im 19. Jahrhundert gedruckt worden ist, der weiteren Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft nur teilweis zugute gekommen sind.

Aber auch nach dem Absterben der Geschlechter, denen Leibniz und Pufendorf angehörten, blieb die Durchführung der neueren geschichtlichen Auffassung noch teilweis Juristen anvertraut; an den Universitäten wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Professur der Geschichte gern mit der des Staatsrechts verbunden; Hofhistoriographen waren meist Juristen, und der Jurist Johann Jakob Moser schrieb damals seine vielen Bände deutscher Territorialstaatsgeschichte: aus dieser Richtung ist dann die geschichtliche Durchforschung der alten Reichsverhältnisse, zugleich noch praktischen Zwecken dienend, im Verlaufe des 18. Jahrhunderts zu hoher Blüte gelangt.

Aber daneben griffen doch jetzt auch Gelehrte, die vornehmlich Historiker waren, in die Bewegung ein; und es bildete sich innerhalb der wirklich ernsten Forschung eine Art Arbeitsteilung aus, indem diese, im Unterschied von den meist mit späteren Zeiten beschäftigten Juristen, die Reichs- und Nationalgeschichte der älteren Zeit in Angriff nahmen. Hierzu hatte schon Leibniz den Anfang gemacht; ihm folgten sodann die Reichsgeschichten des Leipziger Professors Mascow, noch eines Juristen, der aber schon rein historisch arbeitete (zuerst die „Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie“, 1726), und des sächsischen Staatsmanns Grafen von Bünau, dessen „Genaue und umständliche teutsche Kayser- und Reichshistorie“ 1728—1743 erschienen ist.

Und schon griff die neue Auffassung auch auf jene Geschichtschreibung über, deren besondere Bedürfnisse und Anschauungen so lange alles geschichtliche Denken beherrscht hatten, auf die Kirchengeschichte. Die Kirchengeschichte als eigentlich geschichtliche Disziplin, nicht mehr im Dienste der Polemik und Apologetik, wie zu den Zeiten der Zenturiatoren und des Flacius' Catalogus testium veritatis[1], ist eigentlich erst eine Schöpfung der Zeit um 1700 und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

---

[1] S. Bd. VI, S. 167.

Da hatte vor allem der Kirchenhistoriker des Pietismus, Gottfried Arnold, den Bruch mit der Polemik gefordert, zuerst in seiner Gießener Rede „De corrupto historiarum studio" vom Jahre 1697; in der Ausführung seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" (seit 1699) hat er sich dann allerdings keineswegs frei von Parteinahme gezeigt. Nach ihm aber hat noch um vieles mehr der größte Kirchenhistoriker der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der 1755 als Kanzler der Universität Göttingen gestorbene von Mosheim, Polemik und bewußte Parteinahme offen aus der Kirchengeschichte verbannen wollen. Freilich war er deshalb dogmatisch keineswegs weitherzig; fest stand er vielmehr zu jedem Titel der lutherischen Lehre, und dogmatisch-polemischen Schwierigkeiten der kirchengeschichtlichen Darstellung entzog er sich nur dadurch, daß er die Entstehung eines kirchlichen Dogmas niemals und nirgends zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat. Dementsprechend stand ihm denn auch die auflösende und zersetzende Kritik der späteren Aufklärung noch völlig fern; treugläubig hielt er es noch mit der vollen Inspirationslehre. Aber gleichwohl sind bei ihm schon Spuren freierer Auffassung vorhanden; durch Hindeutungen auf den Anteil, den die Philosophie an der Bildung der Kirchenlehre gehabt, ist der Weg in das Innere dogmengeschichtlicher Untersuchungen bereits halb eröffnet; und der zahllosen Menge überlieferter Wunder wird das Bedürfnis nach deren Begrenzung entgegengestellt. Namentlich der letztere Punkt ist von Bedeutung. Wie noch ein Leibniz vor ihm und fast alle Zeitgenossen mittleren Ausmaßes mit ihm hält Mosheim an der Möglichkeit übernatürlicher Eingriffe in das menschliche Geschehen noch durchaus fest; aber er stellt daneben den Satz auf, daß Gott nur durch solche Personen Wunder verrichten könne, die in göttlicher und religiöser Hinsicht dieser Gnade wert seien. Damit fallen denn für ihn als guten Lutherischen fast alle mittelalterlichen und neuzeitlichen Wunder hinweg; er beseitigt sie einfach nach den Normen des lutherischen Dogmas; für die Psychologie der Legendenbildung dagegen hat er noch nicht das geringste Verständnis.

Sehr natürlich aber, daß diese Auffassung des Wunders, durch welche das Hereintreten des Übernatürlichen in die Geschichte trotz allem für jeden Augenblick prinzipiell zugelassen wurde, nun auch verhinderte, grundsätzlich ein Kausalnetz über die ganze Fläche des Geschehenden auszubreiten. Und so verblieb Mosheim, wie seine weltlichen Vorgänger, auf dem Gebiete des Pragmas bei der bloßen, noch nicht einmal regelmäßig gehandhabten pragmatischen Verknüpfung der Einzelhandlungen. Die Möglichkeit, unter Beibehaltung der Zulassung des Übernatürlichen gleichwohl größere Tatsachenreihen unter einem Begriff zusammenzufassen, die späterhin in der Lehre von den historischen Ideen durchgebildet wurde, hat Mosheim noch nicht gekannt; doch ist es bezeichnend, daß sich bei ihm schon ein leises Hindrängen zu ihr bemerken läßt.

Wenn aber nun die Kirchengeschichte sich schon leise der Methode des allgemeinen Geschichtsbetriebes einzuordnen begann, so versteht sich, daß sich die alte christliche Geschichtsphilosophie erst recht eine jüngere rationalistische Schwester ihr zur Seite gefallen lassen mußte. Und dieser erschien dann die gesamte Menschheitsgeschichte natürlich als eine geradlinig fortschreitende Vervollkommnung der Vernunft, wobei das Ziel, die schließlich zu erreichende Vollkommenheit, verschieden gedacht wurde: bald als höchste Bildung, Kultur oder Zivilisation, bald als höchste Glückseligkeit, Güte oder Humanität. Es waren im Grunde nur Bezeichnungen desselben Zieles von verschiedenen Standpunkten aus; und immer wurde das Streben der Geschichtsentwicklung nach ihm zu als Auswirkung eines selbstbewußten Gottes oder einer metaphysischen Naturabsicht betrachtet. Von diesen Kräften wurden dann der Theorie nach die großen Individuen zur Durchführung der geschichtlichen Zwecke in die Welt gesetzt. So ist denn auch dieser Geschichtsphilosophie die Geschichte noch ganz das Werk großer Individuen: ja recht eigentlich als individualistisch kann man sie betrachten. Und diese Individuen sind vor allem die der politischen Geschichte: Fürsten, Staatsmänner, Feldherren. Kulturzeitalter, nach denen sich die Persönlichkeit innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft irgendwie

typisch abwandele, sind noch gänzlich unbekannt; und insofern sind, nach heutigen Begriffen, alle handelnden Personen eigentlich geschichtslos: sie sind eben zu allen Zeiten im Grunde die gleichen. Darum können sie denn auch von ihren Handlungen aus in jeder Hinsicht dem Urteil der Gegenwart unterworfen werden: und eine moralisierende Geschichtsbetrachtung von höchster Kühnheit des Absprechens ist die Folge.

Nun liegt auf der Hand, wie sehr diese ganze Konzeption noch von der modernen, der Konzeption des subjektivistischen Zeitalters, abweicht: uns erscheint sie als das Erzeugnis einer Zeit überhaupt unhistorischen Denkens. Gleichwohl bedeutete sie für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Fortschritt. Und dem Fortschritte der Methode lief ein Fortschritt auch der Darstellung parallel. Diese neue Historie wollte nicht bloß der Gelehrsamkeit, sondern auch der Kunst angehören; Mascow, Bünau und Mosheim haben, ohne in der früheren Geschichtschreibung viel Vorbilder zu finden, auch schon deutsch geschrieben, und unverkennbar ist bei ihnen die Rücksicht auf Schönheit und Würde der Sprache.

Und das war überhaupt die Wandlung, die sich langsam im Betriebe der Geisteswissenschaften zu vollziehen begann: die rationale Bewegung, im Naturrecht, später auch in der Geschichtswissenschaft am intensivsten erfaßt, erweiterte sich einerseits über alle Wissenschaften, und begann anderseits, künstlerischen Motiven immer näher tretend, die große Masse der Gebildeten überhaupt als Zuhörerkreis ins Auge zu fassen.

Von dieser letzteren Richtung, der Popularisierung des vollendeten Rationalismus, der Aufklärung, und ihrer Geschichte wird in dem folgenden Abschnitte die Rede sein. Hier verfolgen wir den Vorgang nur noch nach der ersten Richtung ein wenig weiter.

Da sehen wir denn unter seiner Wirkung zunächst die Autorität des klassischen Altertums immer mehr verblassen. Es ist eine Bewegung, die die allerweitesten Kreise zieht; so emanzipiert sich zum Beispiel unter ihrem Fortschritte die Medizin endlich von den Vorschriften des Hippokrates und

Galen: die empirische Beobachtung tritt auf, das Mikroskop erhält Anwendung, Theatra anatomica und botanische Gärten werden begründet, Anatomie und Physiologie beginnen zu erblühen.

Mit der Autorität der Antike stürzt aber auch immer mehr die bisher unbeschränkte und unbezweifelte Herrschaft der kirchlichen Dogmatik. Noch Ende des 17. Jahrhunderts hatte allerdings der Magistereid in Helmstedt und Leipzig zur Verteidigung und Fortpflanzung der aristotelischen Philosophie, und das hieß des aus Aristoteles zurechtgezimmerten Stützwerks der kirchlichen Dogmatik, verpflichtet. Aber in derselben Zeit hatte man anderswo bereits das Bedürfnis gehabt, den Weg Gottes im Verlaufe des Natur- und Geschichtslebens zu rechtfertigen: schon hatte Bossuet in seinem „Discours sur l'histoire universelle" (1681), einem auch in Deutschland vielgelesenen Buche, alles, was Gott getan, geprüft, um es gut zu finden, und bald sollte Leibnizens Rechtfertigung Gottes (Theodicee, 1710) erscheinen. Und wenn Haller später singt:

Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur, —

so setzt das einen menschlichen Standpunkt gegenüber der göttlichen Offenbarung und deren dogmatischer Feststellung voraus, der noch der ersten, ja der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schwerlich bereits zugänglich gewesen sein würde.

Indem aber der rationale Gedanke zunächst in den Wissenschaften aus der theologischen und humanistischen Umhüllung immer siegreicher hervortrat, begann er sich zugleich überall neue Hilfsmittel und Werkzeuge seiner Durchführung zu verschaffen. Die Universitäten fingen an, langsam zu Trägerinnen dieses neuen Lebens zu werden, dessen Anfänge keineswegs von ihnen ausgegangen waren; gelehrte Gesellschaften wurden gestiftet, und besondere literarische und gelehrte Veröffentlichungen, Akta, Annalen, Novellen u. dergl. erschienen, vorweg an den Universitäten Leipzig und Halle.

Die Verkörperung dieser Bestrebungen aber war in früherer Zeit und lange Jahre hindurch Leibniz. Mit unglaublicher

Kraft und unermüdlichem Fleiße schmiedete er Plan um Plan zur Förderung rationaler wissenschaftlicher Bestrebungen und trug diese Pläne den Fürsten, von denen er alles Heil erwartete, vor: zur Organisation der wissenschaftlichen Studien in Gesellschaften, zur Kodifikation des vorhandenen Wissens und der vorhandenen Fertigkeiten, zur Vereinigung der Religionsgemeinschaften, zur Bekehrung der Heiden, ja zur neuen politischen Organisation Deutschlands und Europas. Erreicht hat er freilich nur wenig; von seinen langgehegten Plänen einer Akademiebildung zum Beispiel brachte nur die Denkschrift über die Begründung einer Berliner Akademie (vom Jahre 1700) Erfolg. In gleicher Weise aber verkörperte Leibniz auch den Inhalt der anderen gelehrten Bestrebungen seiner Zeit: in einer Person war er Naturforscher, Historiker, Jurist. Und in diesem Sinne darf man wohl sagen, daß auch sein gesamtes Denken und seine Philosophie, in seinen Handlungen verkörpert, schon seinem Zeitalter zugute gekommen sind.

---

## Viertes Kapitel.

# Aufklärung und Pietismus.

I.

Übersehen wir an dieser Stelle nunmehr in geschwinder Vergegenwärtigung den vollen Verlauf der Entwicklung des Intellektualismus vom Beginn des individualistischen Zeitalters hin bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, so läßt sich etwa folgendes sagen.

Das Jahrhundert nach der Reformation hatte in Deutschland zum ersten Male das Erwachen eines selbständigen Lebens auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften gesehen: neben die Denktätigkeit innerhalb der Schranken und im Schatten der Kirche und des Humanismus hatte sich ein freies Aufmerken und Urteilen über die seelischen Vorgänge, ein „natürliches" wissenschaftliches Streben zu stellen begonnen; und sein Ergebnis war eine erste Vorstellung von einer natürlichen Religion, einem natürlichen Recht, einer natürlichen, nicht mehr von Religion und Christentum durchaus abhängigen Sittlichkeit gewesen. Es war eine Entfaltung freigewordenen individualistischen Geistes, die sich namentlich an die Kreise der reformierten Kirche in Frankreich, England, und auf deutschem Gebiete vor allem in den nördlichen Niederlanden knüpfte.

Dieser Bewegung folgte, während sie für Deutschland zum großen Teile in den Fluten des Dreißigjährigen Krieges untertauchte, eben um diese Zeit, von Italien und den Niederlanden ausgehend, im inneren Deutschland aber fast nur durch einen

großen Forscher, Kepler, vertreten, der erste gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften, vornehmlich der Mathematik und Mechanik. Es war der Sieg des Verstandes gegenüber dem unbelebten Teile der Welt.

Indem von nun ab beide Strömungen, die geisteswissenschaftliche und die naturwissenschaftliche, der rationalen Erfassung ihrer Gebiete zugewandt, nebeneinander standen, war zum ersten Male, wenn auch noch in unvollkommener Weise, der Moment für die Durchbildung einer individualistischen Weltanschauung, die nicht mehr aufs stärkste von den fremden Mächten der Kirche und des Humanismus abhängig war, oder wenigstens einer sie vorbereitenden Philosophie gegeben: das System des Descartes trat auf.

Aber inzwischen gingen die rationalen wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete des Geisteslebens wie der Natur weiter; ein Gebiet nach dem andern ward von ihnen ergriffen, eine intensivere Auffassung nach der anderen gewonnen; neue Forschungsmittel und Anstalten neuer Studien bildeten sich: gelehrte Gesellschaften und Akademien, Sammelwerke und Zeitschriften; man ging der Vollendung der rationalen Wissenschaft des individualistischen Zeitalters entgegen. Und die Studien, anfangs auf den äußersten Westen beschränkt, hatten wenigstens schon auch das binnenländische protestantische Deutschland zum großen Teile ergriffen.

Aus den Feuern dieser fortschreitenden neuen Bildung ging schließlich die Leibnizsche Philosophie hervor: eine höhere Interpretation des rationalistischen Geistes, als die des Descartes, ja ein Abschluß, der mit nicht wenigen Gedankenfackeln halb subjektivistischen Charakters schon hinwegwies über dieses Zeitalter der Wissenschaft, hineinführte in das Denken der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Zugleich aber erbreiterte sich nun auch die geistige Grundlage dieses wissenschaftlichen Betriebes. Wie er, sich nach oben zuspitzend, eine besondere Weltanschauung erzeugt hatte, so erweckte er, immer mehr ins Leichtverständliche getrieben, in den führenden Schichten der Nation den Sinn für Reflexe dieser

Weltanschauung nach unten. Die Zeit der Popularisierung der rationalistischen Wissenschaft und der rationalistischen Philosophie, die Zeit der Aufklärung begann.

Die Wirkungen der Aufklärung haben sich schöpferisch bis etwa gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts, wenn nicht länger, erstreckt; erzieherisch bestehen sie noch heute fort. Soweit sie aber seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts noch zu schaffen waren und nicht bloß sich geltend zu machen brauchten, lassen sich zwei Perioden ihrer Durchbildung unterscheiden, die sich im ganzen und großen mit den beiden Hälften des 18. Jahrhunderts decken, jedenfalls sich ziemlich genau um die Mitte dieses Jahrhunderts scheiden: man kann die erste als die des Thomasianischen und Wolffschen Einflusses, die zweite als die des Einflusses der fremden Aufklärung und der deutschen Popularphilosophen, vornehmlich Mendelssohns, bezeichnen.

Zunächst kam es natürlich darauf an, die Ergebnisse des Denkens von Leibniz, soweit sie dem allgemeinen neueren Fassungsvermögen entsprachen — und das hieß in einer teilweis noch recht wesentlichen Reduktion auf Descartes — dem Denken der Gebildeten der Nation zuzuführen. Diese Aufgabe war um so wichtiger, als Leibniz, wie wir wissen, seine Gedanken vielfach nur aphoristisch ausgeführt hatte und die Form, in der er dies tat, die leichte Diktion seiner oft an sehr vornehme Personen gerichteten „feuilles volantes“ in keiner Weise dem schulmäßigen Ernste entsprach, den das philosophisch interessierte, ja überhaupt das geistig solide deutsche Publikum der Zeit noch von Werken, die Eindruck machen sollten, verlangte. Denn das, was durch die neue rationalistische Weltanschauung in den gebildeten Kreisen verdrängt werden sollte, war die alteinheimische Weisheit der Aristoteles-Häuser: so hießen die vom Organon noch beherrschten, zunächst protestantischen Seminare, in denen die Melanchthonische Scholastik nach wie vor gelehrt wurde. Hierzu bedurfte es gleicher, also ebenfalls schulmäßiger Waffen. Diese mit viel Geschick aus Leibnizens zerstreuten Ausführungen herauskonstruiert zu haben, zugleich

unter Anpassung an das Durchschnittsdenken der Zeit, wie es in ihm selbst verkörpert war, ist das große Verdienst Christian Wolffs. Vor ihm aber ging ein Prophet her, der vom allgemeinen Standpunkte der rationalistischen Wissenschaften und zugleich in starker Anlehnung an Leibniz den Weg mit dem Werkzeuge etwas leichterer und lesbarerer Schriften glücklich bereitete: Christian Thomasius.

Beide, Wolff wie Thomasius, gingen in gewissem Sinne von Leipzig aus, das wir später als eines der Zentren, wenn nicht das Hauptzentrum der literarischen Bewegung dieser Zeit kennen lernen werden; beide hat die in diesem wie in anderen Fällen unduldsame Universität Leipzig, die in den Anfängen der hier geschilderten Bewegung noch auf seiten der theologischen Scholastik stand, an das aufstrebende Halle, die früheste ausgesprochene Pflanzstätte des Neuen, verloren.

Thomasius, der Sohn eines Leipziger Philosophieprofessors, hat von 1655—1728 gelebt. Zunächst der begeisterte Verkünder des neuen wissenschaftlichen Lebens auf dem Gebiete der Jurisprudenz, doch auch schon früh der Philosophie zugewandt, vertrat er mutig deren Sache in der reaktionären Luft der Leipziger Universität. Er suchte da zunächst das Latein aus den Vorlesungen zu verdrängen, nachdem eine deutsche wissenschaftliche Prosa für das Recht schon im 13., für die Naturwissenschaft schon im 14. Jahrhundert ausgebildet worden war; im Jahre 1688 lud er in einem deutschen Programm zu deutschen Vorlesungen ein über die Aphorismen des Gracian, eines weltklugen spanischen Jesuiten. Bald darauf reichte er, nach diesem „unerhörten Greuel", den ersten Teil seiner Vernunftlehre, ebenfalls in deutscher Sprache, der philosophischen Fakultät zur vorschriftsmäßigen Zensur ein. Damit nicht genug, gab er auch noch seit demselben Jahre 1688 die erste deutsch geschriebene Monatsschrift heraus, die „Scherz- und ernsthaften, vernünftigen und einfältigen Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen". Das war für Leipzig schon überwältigend; als Thomasius dann gar noch den

Dresdner Hof mit einigem Spott bedachte, wurde ein Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt, und er mußte nach Halle fliehen (1690). Halle war, zum Ersatz für den bis dahin vielfach in der Stadt residierenden Hof von Magdeburg, nach dem Anfall des alten Erzbistums an Brandenburg (1680) mit einer adligen Bildungsanstalt bedacht worden. Diese wurde nun von Thomasius für seine Neuerungen benutzt; zugleich suchten die Theologen, um das kursächsische Wittenberg auszuscheiden, in Halle eine eigene theologische Fakultät zu erhalten, und namentlich Spener verwandte sich in dieser Richtung. Es waren die Bestrebungen, die 1694 zur Begründung der Universität Halle geführt haben. In Halle hat dann Thomasius den Rest seines Lebens verbracht, nach wie vor die Lehren der Leibnizschen Weltanschauung gemeinverständlich verkündigend.

Im ganzen tat er das nun in einer philosophisch ziemlich rohen Form, aber in lesbarem Deutsch; und so begann damit jenes Überströmen der philosophischen Gedanken des Rationalismus in die schöne Literatur, das noch um die Wende des 18. Jahrhunderts, ja darüber hinaus eine Eigentümlichkeit des deutschen Schrifttums geblieben ist. Thomasius brachte dabei schon fast alle praktischen Seiten der Leibnizschen Lehren an das Publikum: die Unterscheidung zwischen geoffenbarter Religion und Vernunftreligion und die Ansätze eines noch unentwickelten Deismus; die Vorstellung, daß die Vernunfttätigkeit alle übrigen Geistestätigkeiten des Menschen beherrsche und daß mithin Tugend Weisheit sei; die deterministische Willenslehre; endlich und vor allem die Überzeugung, daß die Vernunft im Kampfe gegen Vorurteil und geschichtlich Gewordenes siegen müsse und siegen werde.

Was aber Thomasius den gebildeten Männern seiner Zeit vorgetragen hatte, das lehrte bald darauf, ebenfalls in Halle, Christian Wolff noch viel eindringlicher und systematischer die heranwachsende studentische Jugend. Wolff, 1679 zu Breslau geboren, wurde im Jahre 1706 Professor der Mathematik in Halle, hielt aber vor allem mit außerordentlichem Erfolge deutsche philosophische Vorlesungen. Das Hauptergebnis seines

Lebens war schon gesichert, als er infolge mannigfaltiger, namentlich pietistischer Umtriebe im Jahre 1723 von König Friedrich Wilhelm I. des Landes verwiesen wurde und sich nach Marburg zurückziehen mußte. Zudem ward er von Friedrich dem Großen bald nach dem Thronwechsel nach Halle zurückberufen. Dort ist er, im erneuten Besitze der Professur und eines außerordentlichen akademischen Ansehens, im Jahre 1754 gestorben.

Wolff ist, im wesentlichen auf dem Boden der Ideen Leibnizens, der philosophische Schulmeister der Nation geworden: dem Denken folgte ein für das Ganze der Nation fast nicht minder notwendiges Verarbeiten des Gedachten. Nicht als ob Wolff ein blinder Nachbeter Leibnizscher Lehren gewesen wäre. Vielfach noch Descartes folgend, teilweis auch dessen Lehren eigenartig weiter entwickelnd, streifte er dem Denken Leibnizens ab, was seiner klaren, etwas hausbackenen Art nicht mundete und wofür er instinktiv ein Aufnahmevermögen bei der Masse seiner Schüler nicht voraussetzte; namentlich die Metaphysik Leibnizens hat unter dieser Behandlung zu leiden gehabt: ihr sind die Idee der prästabilierten Harmonie, sowie die Vorstellungen von der Beseeltheit des Alls, von den Monaden als Kräften und von der unbewußten Vorstellungstätigkeit der Seele in der Art, wie Leibniz sie gedacht hatte, so gut wie verloren gegangen. Fiel gleichzeitig Leibnizens spätere Erkenntnistheorie, wie sie in den „Nouveaux essais“ aus seinem metaphysischen Systeme her entwickelt war, schon aus dem Grunde hinweg, weil diese Essays erst in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts gedruckt wurden, so ist dieser von Wolff nicht verschuldete Verlust besonders groß, denn die entwicklungsgeschichtlich wichtige Seite des philosophischen Denkens ist ja vornehmlich die erkenntnistheoretische, während die metaphysischen Systeme nur den Reflex zeigen, den der jeweilige Charakter des Zeitalters mit den jeweils entwickelten erkenntnistheoretischen Mitteln durch Personen, die für konstruierendes Denken besonders begabt sind, auf die Nebel des Welträtsels fallen läßt. Von größerer praktischer Wichtig-

keit pflegen daher nur die Ausläufer dieser Systeme in Ethik, Politik, Religionsphilosophie zu sein: und auf diesen Gebieten hat allerdings auch das Leibnizsche metaphysische System aufs unmittelbarste und zäheste in den Breiten der Nation nachgewirkt. Denn grade diese Gebiete ergriff Wolff und spann hier Leibnizens Ideen zu jenem ausführlichen und platten Kanon der Aufklärung aus, der zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. und auch vielfach noch Friedrichs des Großen männiglich als der Weisheit Schluß aufs leichteste einging.

Die Vollkommenheit des Individuums, des für sich lebenden Einzelmenschen war demnach das höchste Ziel, und da ihm die Seele, in einer außerordentlichen Verkürzung der Leibnizschen Monadenlehre, als vorstellende Substanz etwa im Sinne Descartes' erschien, so glaubte er diese Vollkommenheit in der ausschließlichen Ausbildung der Verstandeskräfte zur Klarheit und Deutlichkeit ihrer Vorstellungen allein gewährleistet. Kultus des Verstandes also vor allem ward darum auch von der Ethik gefordert; und Ausbildung wiederum des Verstandes galt nicht minder als wichtigstes Ziel zur Entwicklung richtiger religiöser Vorstellungen. Dabei wußte sich Wolff zunächst klug von der Diskussion des Lehrinhalts der offenbarten Religionen, des Christentums vor allem, fernzuhalten, indem er sich überzeugt fand, daß dieser mit den Prinzipien der Vernunftreligion im Grunde zusammenfalle: und in der Tat hat sein System wenigstens der protestantischen Kirche des 18. Jahrhunderts als unverdächtig gegolten und darum für die Ausbildung der jungen Theologen den melanchthonischen Scholastizismus wirklich abgelöst.

Im Grunde aber stand Wolff die Vernunftreligion über aller Erörterung; und in der Darlegung ihrer Prinzipien bewegte er sich mit Vorliebe in den Gedanken der Leibnizschen Theodicee. Nur daß er auch hier das scharfsinnige und zugleich erhabene System seines Gewährsmannes dem Niveau nach tiefer legte und ein wenig verwässerte. Nicht als die beste aller Welten schlechthin hat Gott diese Welt ins Dasein gerufen, sondern als die für den Menschen beste. Ihm soll sie

vor allem nützlich sein, ihn erfreuen, ihm dienen. Und dieser enge anthropozentrische Gedanke wurde von Wolff, noch mehr aber von seinen Schülern mit einer des Mittelalters würdigen Naivität durchgeführt: mit Recht haben die Nachmittagspredigtgedanken auf diesem Gebiete den Spott Voltaires und Maupertuis' herausgefordert.

Wie sollte nun Wolff bei solcher Betrachtungsweise besonders schöpferischen Sinn für Gedanken über Staat und Gesellschaft, überhaupt menschliche Kosmen gehabt haben! Auch hier blieb er im Grunde ganz im Ideenkreise des engsten Individualismus. So ist ihm der Staat nur eine Anstalt, die die äußeren Vorbedingungen möglichst vollkommener Ausbildung des einzelnen Individuums zu schaffen hat; und die Gesellschaft erscheint ihm nicht als ein Organismus, sondern als eine sozialpsychisch folgenlose Summe von Einzelpersonen.

Es waren aber Anschauungen, die der politischen Stimmung der Nation im Zeitalter des erblühenden aufgeklärten Absolutismus vollkommen entsprachen. Und es waren sittliche und religiöse Betrachtungen, die um so eher auf fruchtbaren Boden fielen, als sie die Vereinbarkeit der Offenbarung und der Vernunfttätigkeit, für viele schon den Gegenstand banger Zweifel, von neuem zu beweisen schienen. Und alle diese Lehren trug Wolff in einer Form vor, die heute trocken und pedantisch erscheinen mag, die aber den Zeitgenossen überaus mundete. Wie Soldaten der Zopfzeit marschieren die zahllosen Paragraphen seiner dicken Bände auf; und wie jene in Bataillone und Regimenter, so waren diese wiederum hübsch in Abschnitte, Kapitel und Bücher zusammengefaßt; sehr ausführliche Sachregister vermittelten außer genauen Kapitelüberschriften noch weiter den Inhalt: man konnte weder irregehen noch straucheln. Und auch der Text war nicht immer langweilig und umständlich: n unter allen Umständen war auf jene platte Sauberkeit des Denkens und jenen unpersönlichen, jeder Periode an sich eignen Zeitstil der Sprache gehalten, die der Menge als höchste Vereinigung von Korrektheit und Tiefe erscheinen.

So erklärt sich denn der außerordentliche Einfluß Wolffs und seiner Schüler, deren man noch bei seinen Lebzeiten mehr als hundert zählte; Mirabeau hat von ihnen gesagt: ils formèrent ceux qui ont formé par leurs écrits le reste de l'Allemagne. Denn diese Schüler überschwemmten nicht minder wie ihr Meister die deutsche Welt mit Lehrbüchern und nahmen Universitätskatheder ein: bis in die sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts blieb daher Wolffs Lehre fast unerschüttert, zumal sie das Glück hatte, durch die inzwischen einbrechende Aufklärungsliteratur der Franzosen und Engländer, die ihr zwar nicht wesensgleich, doch aber immerhin verwandt war, immer und immer wieder gestützt und nicht selten auch vertieft zu werden.

Man versteht, wie, bei dem allgemeinen Charakter des Zeitalters, unter der Einwirkung der angeführten Momente die Periode einer ersten, durch tausend Mittel und Werkzeuge durchgeführten Popularisierung des Rationalismus heraufkam. In den Vordergrund traten dabei anfangs noch die Universitäten, insofern sie Träger der Bewegung zu werden begannen, sobald sich neben dem Aufschwunge der Naturwissenschaft der Aufschwung rationalistischer Geisteswissenschaften mit nicht mehr zu leugnender Deutlichkeit eingestellt hatte. Den Anfang machte dabei, wie schon erzählt, die Universität Halle. Neben Halle aber begann, seit etwa dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, auch — Leipzig der neuen Richtung zu dienen: jenes Leipzig, das Thomasius und Leibniz von sich gestoßen hatte; und speziell für die Universität hieß es jetzt: adora, quod incendisti! Ja bald wurde, unter Führung Gottscheds, der seit 1734 seiner amtlichen Stellung nach Professor der Logik und Metaphysik, und das heißt der Wolffschen Philosophie, war, und Gellerts, der seit 1744 an der Universität lehrte, eben Leipzig geradezu zur Hochburg der Aufklärung: hier ist die aufklärerische Dichtung entstanden, hier das neue, anfangs noch aufklärerische Theater, hier der aufklärerische Geschmack überhaupt; mit in diesem Zusammenhange wurde die Stadt zu

dem Klein-Paris, das seine Leute bildete[1]. Leipzig aber trat schließlich noch die 1734 begründete neue Universität Göttingen zur Seite und wurde in gewissen Richtungen, namentlich mehr ausschließlicher Gelehrsamkeit, führend, während Halle inzwischen pietistischen Einflüssen unterlegen war. Der Göttinger Geist speziell kann durch nichts besser charakterisiert werden, als durch die Worte, in denen der erste Prorektor der Universität, der geistig vielfach angeregte Freiherr von Münchhausen, die Richtung der theologischen Fakultät bezeichnete: diese Fakultät sei weder mit solchen Männern zu besetzen, deren Lehren zum Atheismus oder Naturalismus leiten oder auch die Articulos fundamentales religionis evangelicae anfechten, noch auch mit solchen, welche ein evangelisches Papsttum behaupten, ihr ganzes System anderen aufdringen, diejenigen, so in gewissen das Fundamentum fidei nicht konzernierenden quaestionibus mit ihnen kein gleiches Sentiment führen, verketzern und die Libertatem conscientiae samt der Toleranz als unleidlich ansehen, wodurch nichts als unnötiger Streit und innerliche Unruhe zu entstehen pflege.

Nachdem aber die Aufklärung auf den damals wichtigsten mitteldeutschen Universitäten Fuß gefaßt hatte, erstarkte sie auch im protestantischen Süden; Erlangen und das 1734 und 1743 neu begründete Tübingen wurden hier ihre Zentren.

Schwieriger verlief die Bewegung im Bereiche der Bildungsanstalten des katholischen Deutschlands. Hier war ihr noch tief bis ins 18. Jahrhundert hinein der Weg durch die Lehrmethode der Jesuiten versperrt, die Mittel- wie Hochschulen noch immer beherrschte. Und auch da, wo dieser Methode die unter dem zunehmenden Reichtum des Ordens immer lässiger geworden und schließlich ganz veraltet war, katholischer Wettbewerb entgegentrat, wie seitens der Piaristen, war damit der Sache der Aufklärung noch nicht gedient. Denn auch die

[1] Über Leipzig s. noch Genaueres unten im zweiten Kapitel dieses Buches, III, 2.

Gegner der Jesuiten wollten von Aufklärung nichts wissen; zudem erreichten sie Erfolge zunächst nur im Mittelschulwesen. So konnte ein Bruch mit dem alten Wesen eigentlich nur vom Staate ausgehen. Und hier läßt sich seit etwa der Mitte des Jahrhunderts vor allem in Österreich im Zusammenhange mit den großen inneren Reformen Maria Theresias überhaupt eine entschiedene Tätigkeit wahrnehmen. Dabei handelte es sich, nachdem im Jahre 1752 zunächst eine allgemeine neue Ordnung der humanistischen und philosophischen Studien aufgestellt worden war, vor allem um die Reorganisation der Wiener Universität. An ihr hatten bisher die Jesuiten etwa zwei Drittel des Lehrkörpers eingenommen, während das letzte Drittel den Augustinern, Minoriten und Weltgeistlichen vorbehalten gewesen war: und Hand in Hand mit dieser Aufteilung war der tiefste Verfall der Wissenschaft eingetreten; namentlich Jurisprudenz und Medizin hatten zu leiden gehabt. Jetzt setzte der Leibarzt der Kaiserin, Gerhard van Swieten (1700—1773), ein Holländer, der 1745 von Leiden gekommen war, zunächst eine Reorganisation der medizinischen Fakultät durch; dann wurden auch die übrigen Fakultäten gebessert. Und mit der Reform zogen die Wissenschaften der Aufklärung ein: Geschichte, Naturrecht, Cameralia, von denen namentlich die letzteren durch Joseph von Sonnenfels (seit 1763) ausgezeichnet vertreten waren.

Damit aber nicht genug; die Universitätsreform war von einer solchen des Mittelschulunterrichts begleitet: auch hier wurden Geographie, Arithmetik und deutsche Sprache zu Lehrfächern erhoben. Ähnlich wie in Österreich aber verlief die Entwicklung auch in Bayern, wo unter Maximilian Joseph (1745—1777), eben unter dem Eindringen der Aufklärung, zum ersten Male seit langer Zeit die Absperrung von dem geistigen Leben des übrigen Deutschlands wenigstens teilweis fiel. Und auch hier begann das neue Leben mit einer Universitätsreform; sie wurde seit 1746 von Johann Adam von Ickstadt, dem früheren Lehrer des Kurfürsten, durchgeführt,

Das Ergebnis dieser Vorgänge in den katholischen Ländern war am Ende doch das Eindringen der Aufklärung zunächst wenigstens an den Universitäten und teilweis auch an den Mittelschulen seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Ergebnis von großer Bedeutung. Es ist das erste Mal fast seit der Reformationszeit, daß jetzt ein und dieselbe geistige Bewegung alle Deutschen gleichmäßig zu erfassen beginnt: eine stärkere geistige Einheit der Nation wird wiederum angebahnt, und zwar im bewußten Gegensatze zu dem trennenden Momente der Konfessionen.

Die Universitäten waren dabei zunächst, wie so oft in späterer und gelegentlich auch in früherer Zeit, ohne eigentlich eigene Initiative lediglich Gefäße der neuen Geistesströmung gewesen. Aber bald traten neben sie, die zunächst nur auf Wissenschaft und Jugend wirkten, auch andere Mittel zur Verbreitung der Aufklärung. Das wichtigste von ihnen waren wohl die sogenannten moralischen Wochenschriften.

Die moralischen Wochenschriften sind keine deutsche Erscheinung; sie sind Nachahmung englischer Vorbilder. In England hatte die freie Entfaltung des oberen Bürgertums, wie sie, eine Frucht der Ereignisse um 1689, in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, unter dem Regiment der Königin Anna vornehmlich, eintrat, das Bedürfnis der Aussprache über tausend gesellschaftliche und menschliche Dinge, namentlich über sittliche Fragen, zur Entstehung der Wochenschriften geführt: seit 1709 erschienen rasch hintereinander „Tatler“, „Spectator“ und „Guardian“.

In Deutschland fand dies Beispiel, sieht man von Thomasius' ähnlichem früheren Versuche ab, erst seit dem Jahre 1721 Nachahmung. In diesem Jahre gaben zuerst in Zürich, auf schweizerischem Boden, in der Athmosphäre eines freieren Bürgertums, das durch die unglückliche soziale Entwicklung der letzten deutschen Jahrhunderte weniger gestört worden war[1],

[1] Vgl. darüber Genaueres unten im zweiten Kapitel dieses Buches, III, 3.

Bodmer und Breitinger ihre „Discurse der Mahlern", kleine Sittengemälde vielfach aktuellen Inhalts, heraus. Dauerhafter als dies bald wieder eingehende Unternehmen erwies sich eine andere Wochenschrift, die seit 1724 an der zweiten vom allgemeinen Verfall des deutschen Bürgertums verschont gebliebenen Stelle erschien, in Hamburg[1]. Es war der „Patriot", der wichtige Fragen „der Rechts- und Sittenlehre, der Staats- und Handlungskunst" besprechen wollte; er erreichte schon im ersten Jahre einen Absatz von 5000 Exemplaren. Und nun folgte den peripherisch gelegenen Großstädten das städtische Zentrum des damals emporblühenden geistigen Lebens nach, Leipzig. Hier gab Gottsched seit 1725 zunächst für das Frauenzimmer ein Blatt heraus, „Die vernünftigen Tadlerinnen", dann folgte, mit allgemeineren Tendenzen, 1728 sein „Biedermann". Und von nun ab schwoll der Erguß der Wochenschriften fast ins Unglaubliche an; bald platt, bald witzig, im ganzen recht spießbürgerlich, wurden in ihnen die Probleme der Aufklärung, namentlich der aufklärerischen Erziehung, behandelt; ein im Jahre 1761 veröffentlichtes Verzeichnis der bis dahin erschienenen Zeitschriften umfaßt mit Einschluß der Übersetzungen nicht weniger als 182 Nummern[2].

Inzwischen aber war der Aufklärung noch eine andere Form gegenseitiger Mitteilung dienstbar gemacht worden, die für das 18. Jahrhundert besonders bezeichnend ist: die geheime Gesellschaft. In Zeiten werdender Mündigkeit kräftiger Gesellschaftsmassen, die noch nicht zum politischen Leben herangezogen

[1] Zu Hamburg vgl. a. a. O. III, 1.

[2] Neben den Zeitschriften kommen auch schon die Leihbibliotheken in Betracht, deren Anfänge bis etwa 1700 zurückreichen. Voll entwickelt ist indes dieses Mittel der Popularisierung doch wohl erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; wenigstens werden Leihbibliotheken selbst für Leipzig in dieser Zeit noch als etwas Besonderes beschrieben (s. Galantes Leipzig [1768], S. 270). Den Inhalt bildeten (nach der Schilderung a. a. O.) Bücher über „moralische, satyrische, politische, historische, abenteuerliche Schriften, Heldengedichte, Liebesbegebenheiten u. dgl.". „Einige, dahin ich alle verliebte Mährchen und Liebesgeschichten rechne, sind meistenteils mit Vorsicht zu lesen."

sind oder wohl gar künstlich von diesem ferngehalten werden, wird die Geheimbündelei immer entstehen und ihre verführerischen Reize entfalten. Aber es bezeichnet den Unterschied der romanischen und germanischen Völker, daß solche Verbindungen bei jenen fast regelmäßig den Charakter der Verschwörung angenommen haben, während sie bei diesen etwas Konventikelhaftes zu haben pflegen, in dessen Bereiche der ursprüngliche Zweck selten überschritten wird und das Moment bloßer sozialpsychischer und geselliger Stimmung überwiegt.

So charakterisierte geheime Gesellschaften kamen nun auch in Deutschland in den Jahren der fortschreitenden Aufklärung in Aufnahme. Es war vor allem der Freimaurerbund; er verbreitete sich 1741 über Hamburg und Berlin nach Leipzig, wo es noch im Verlaufe des 18. Jahrhunderts zur Gründung von nicht weniger als vier Logen kam; 1742 wurde auch in Frankfurt am Main eine Loge, hier unter direktem englischen Einflusse, gegründet. Von den um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch bestehenden Logen stammten im ganzen nicht weniger als 13 aus den Jahren 1740—1760, und 60 reichten bis auf die Jahrzehnte von 1760—1780 zurück. Neben dem Freimaurerorden aber entstand dann Ende der siebziger Jahre außer anderen kleineren Bildungen auch noch der Orden der Illuminaten, längere Zeit Gegenstand der Aufregung in Liebe und Haß, bis ihn Bayern in ziemlich willkürlicher Weise unterdrückt hat.

Diese Orden, namentlich der der Freimaurer, haben nun mit großem Ernste die Ideale der Aufklärung gepflegt: den heutigen Beobachter der Art, in welcher dies geschah, beschleicht freilich gelegentlich etwas von dem Gefühl, das den modernen Zuschauer durch die priesterlichen Szenen der „Zauberflöte" hin mit ihren grotesken Selbstverständlichkeiten begleitet. Indes im 18. Jahrhundert, und namentlich noch bis über dessen Mitte hinaus, waren all diese Plattheiten noch Weisheit, an deren Aufsuchen und Bewahren sich ein gesellschaftlich und politisch noch fast unmündiges Bürgertum zu bewußteren Daseinsformen erhob.

Dabei darf man sich die Wirkung dieser ersten Stufe der Aufklärung, die wir bisher verfolgt haben, doch nicht zu stark vorstellen. Mendelssohn, einer der führenden Köpfe der zweiten Stufe, schildert sie einmal mit den Worten: „Einige Anhänger Wolffs haben die tiefsinnigsten Wahrheiten aus seiner Philosophie leicht, faßlich und, so Gott will, auch schön abgehandelt. Was war die Wirkung davon? Man hat in allen artigen Gesellschaften von Monaden, vom Satz des zureichenden Grundes gesprochen; es waren Modeworte, die man aus Galanterie kennen mußte. Man trug Wahrheiten im Munde, davon weder Geist noch Herz durchdrungen war; um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmerte man sich wenig; die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurteil." Nun ist diese Schilderung gewißlich nicht unparteiisch, wie schon ihr leicht ironischer Ton zeigt; bei weitem mehr, als Mendelssohn hier zugeben will, war erreicht worden. Aber trotzdem läßt sich sagen, daß völlig durchschlagende und auf Menschenalter fortwirkende Erfolge doch erst von einer zweiten Stufe der Aufklärung errungen worden sind.

## II.

Gehen wir jetzt zur Schilderung dieser zweiten Stufe über, so bedarf es von vornherein der Erklärung, daß sie ohne die Geschichte der englischen und französischen Parallelentwicklungen nicht zu verstehen ist: noch einmal laufen in einer großen geistigen Bewegung auf deutschem Boden die Erscheinungen eigenen Fortschrittes und fremder Einflüsse so stark und so lange durcheinander, daß das schließliche Ergebnis nur von der eingehenden Kenntnis auch der von außen her mitwirkenden Kräfte her gewürdigt werden kann.

Von den fremden Aufklärungsliteraturen ist in Deutschland zuerst die französische, erst später auch die englische bekannt geworden. Unter sich aber stehen die entscheidenden Vorgänge des rationalistischen Denkens bei den beiden westlichen

Nationen in dem Zusammenhange, daß England, das an den gewaltigen Gedankenapparat Lockes anknüpfen konnte, ideenbildend voranging, während Frankreich, wenn auch teilweis gedanklich umbildend, so doch vor allem nur popularisierend und formvollendend erst folgte.

In England war auf die großen, geistig freien Zeiten der Elisabeth ein steiferer klassizistischer Ton gefolgt, aus dessen einförmigem Verhallen erst die Revolution erlöste, indem sie das bürgerlich-religiöse Element zur führenden Stellung erhob. Zwar kam dann noch ein Gegenschlag unter Karl II., und ein nicht unbedenklicher Import französisch-romanischen Wesens der leichtfertigen Art erfolgte. Allein schließlich siegte doch, in glorreicher Revolution und niederländischer Invasion, das germanische Element, und indem es sich in Formen auswirkte, die zugleich auf das Verständnis der bürgerlichen Mittelklassen berechnet waren, kamen die Zeiten der englischen Aufklärung herauf.

Dabei wurde zunächst, von Locke aus weitergreifend, wenn auch vielfach mit ihm in Widerspruch, der Graf von Shaftesbury (1671—1713) zum wichtigsten Lehrer der moralischen und religiösen Anschauungen. Eine feine ästhetische Natur, für die Alten schwärmend, ein Vorläufer in gewissem Sinne des erneuerten Hellenismus des 18. Jahrhunderts, sah er in der Sittlichkeit vor allem die Harmonie des menschlichen Wesens in seinen egoistischen und altruistischen Neigungen und lehrte demgemäß eine Ethik eudämonistischen Charakters. Für die Begründung der sittlichen Neigungen der Menschen aber glaubte er einen besonderen moralischen Sinn annehmen zu müssen: ebenso wie er die religiösen Neigungen auf einen besonderen religiösen Sinn zurückführte. Die Folge war denn freilich auch für die Religion dieselbe wie für die Moral: wie dort an Stelle der göttlichen Gebote eine Naturmoral, eine Moralphilosophie getreten war, so stellte sich hier der kirchlichen Dogmatik im Deismus eine Naturreligion, eine Philosophie freien Gottesglaubens gegenüber.

Deistische Gedanken sind in England schon vor Shaftesbury zu größerer Vollkommenheit entwickelt worden; aber erst infolge seiner feingeschriebenen Essays, einer der Zierden der englischen Prosaliteratur dieses Zeitalters, fanden sie weitere Verbreitung. Freilich blieb auch jetzt die deistische Lehre in England der Hauptsache nach ein Besitz der oberen Zehntausend, des höchsten Bürgertums und des Adels, die sie entwickelt hatten; mit jener Zähigkeit aristokratischer Zurückhaltung, die noch heute die Nation auszeichnet, verschlossen diese Kreise den unteren Klassen ein angebliches Gift, das sie für sich selbst als Lebensbedürfnis errungen hatten.

So konnte sich der englische Deismus hinter dem sozialen Panzer der gebildeten Klassen ziemlich frei entfalten. Er übte an den positiven Dogmen des Christentums eine schonungslose Kritik; er erkannte die Vernunft ohne Rückhalt als Richterin auch des religiösen Lebens an, und er schritt, teilweis schon bei Shaftesbury, vor allem aber später zu einer Betrachtung aller positiven Religionen fort, die von deren Offenbarungen schließlich wenig mehr übrig ließ, als den Glauben des sogenannten moralischen Christentums, die Überzeugungen vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Menschenseele, Überzeugungen, deren rationale Ableitung aus dem menschlichen Verstande namentlich seit dem physikotheologischen Beweise Newtons für das Dasein Gottes als gesichert galt.

In dieser kahlen Form, anfangs noch belebt durch den Newtonschen Enthusiasmus für diese Welt als ein Kunstwerk Gottes, noch nicht herabgestimmt zu der kalten, verstandesmäßigen Nüchternheit der vierziger und fünfziger Jahre, ist der englische Deismus auf Frankreich übergegangen.

In Frankreich hatte man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zahlreiche englische Denker persönlich kennen gelernt; das Land Corneilles, Racines und Molières galt noch immer als das Heim wie der Mathematik so der Philosophie. Seit dem Tode Ludwigs XIV. etwa wurde das anders. Jetzt war England das Land der Denker, der abstrakt-theoretischen wie der praktisch-konkreten; und Franzosen wanderten vielfach

nach London, um neueste Weisheit zu hören. In diesem Zusammenhang wurde der englische Deismus nach Frankreich übertragen, und zwar nicht auf einzelne Köpfe, als Lehre, sondern als Stimmung auf Paris, auf die Gebildeten des Volkes.

Griffen hier seine Lehren gewaltig um sich, so trug dazu freilich bei, daß diese in Bayle einen vorbereitenden Denker von unerbittlicher Schärfe und in Voltaire einen Propheten von hinreißender Beredsamkeit besaßen. Pierre Bayle hatte 1695—1697 die beiden Bände seines Dictionnaire historique et critique, des ersten Universallexikons, erscheinen lassen: die Arbeit eines unendlich belesenen und fleißigen Polyhistors. Aber nicht aus der reichen Gelehrsamkeit dieses Buches erklärt sich seine Wirkung. Viel bedeutsamer ist der Geist, in dem diese vorgetragen wird. Bayle, in jungen Jahren aufs innigste religiös bewegt und von Konfession zu Konfession schwankend, vertrat schließlich den Gedanken, daß zwischen Offenbarung und Vernunfterkenntnis eine unüberbrückbare Kluft gähne. Und zu diesem Zwecke bewies er die Widervernünftigkeit der Dogmen. Nun war er selbst zwar trotzdem überzeugter Christ und voll des tertullianischen Geistes: Credo quia absurdum. Wie aber sollte diese Gesinnung die Lösung des Durchschnittes jener Gebildeten werden, für welche die Lehre vom Primat der Vernunft der Inbegriff des Zeitalters war? Die Widervernünftigkeit der Dogmen bedeutete ihnen nichts als deren Absurdität.

In diese skeptischen Stimmungen drang nun der englische Deismus. Und Voltaire verkündete ihn! Voltaire (1694 bis 1778) hatte die Jahre 1726 bis 1729 in halb freiwilliger Verbannung zu London gelebt; hier sättigte er sich mit den Gedanken der großen Engländer, Newtons, Lockes, Shaftesburys, und bildete sie unter mancher Ausscheidung zu dem Ganzen um, das er trotz späteren Andrängens von Sensualismus und Materialismus stets als Kern seines Lebens festgehalten, ja immer mehr ausgebildet hat, zu einem im tiefsten Grunde, trotz aller Widerwärtigkeiten seiner persönlichen Beanlagung, doch überzeugungstreuen religiös-moralischen Deismus.

Voltaire, der in seiner Sprache ein fortreißendes und triumphverheißendes wie ein vergiftendes und zernichtendes Werkzeug fast ohne gleichen sein eigen nannte, ist von Zeitgenossen und Nachwelt oft mißkannt worden. Vor allem in Deutschland; denn grade gelegentlich seines Berliner Aufenthalts traten alle Schwächen seines impulsiven Charakters aufs unangenehmste hervor. Aber auch Frankreich hat ihn lange von sich gestoßen; einsam hatte er seit 1755 in seinem Landhause Ferney bei Genf zu leben, wenn auch unendlich wirksam und bei den vorwärtsschauenden Parteien seines Vaterlandes angesehen: bis die allzu freudigen Aufregungen seiner späten Rückkehr nach Paris (1778) ihm den Tod gaben.

Voltaire war kein selbständiger Denker. Aber er war ein unvergleichlicher Popularisator. Trotz aller Frivolität und Spottsucht im Grunde von tiefem Ernste, ist er bei jedem Anlaß für einen reinlichen Deismus, der zugleich die Grundlage seiner sittlichen Anschauungen war, eingetreten mit allen Mitteln glühender Beredsamkeit, ruhigen Zuredens, schneidenden Beweises; und das Ergebnis war, daß er weiten Kreisen seiner Nation bis auf die Gegenwart hin seine Überzeugungen beibrachte.

Auch auf Deutschland hat er gewaltig gewirkt. Und hier verband sich nun der Einfluß seiner vielgelesenen Bücher mit dem der Wolffschen Philosophie, sowie bald auch der unmittelbaren Kenntnis der englischen Aufklärung, vor allem aber mit einer weiteren Entwicklung der einheimischen Aufklärung, wie sie in der sogenannten Popularphilosophie vornehmlich der sechziger bis achtziger Jahre hervorbrach.

Will man sich die Bedeutung dieser neuen Philosophie anschaulich machen, so genügt es freilich noch weniger als für die erste Stufe der deutschen philosophischen Aufklärung, sich nur die Namen und Leistungen der Autoren zu vergegenwärtigen, die innerhalb dieser Strömung schufen. Geschieht es allein, wie die Gefahr hierfür bei einer zusammenfassenden Darstellung naheliegt, so wird die Vorstellung viel zu dünn und ärmlich, während sie von den farbenreichen Elementen einer

großen sozialpsychischen Strömung getragen sein sollte. Es wäre ähnlich, wie wenn man irgendeine große Erfindung, etwa die des Buchdruckes oder des Pulvers, nur mit dem Namen der angeblichen oder auch forschungsmäßig sichergestellten Erfinder verknüpfen wollte. Vielmehr, wie eine Erfindung ihre umwälzende Wirkung erst dadurch übt, daß ihre Anwendbarkeit auf große Verhältnisse vermittelst eines immer vielseitigeren Gebrauches ihres Prinzipes durch mindestens eine Generation hin festgestellt und durchgebildet wird, so werden auch die Lehren der führenden Aufklärer, sowie der hinter ihnen stehenden großen Denker und Forscher des 16. bis 18. Jahrhunderts erst dadurch geschichtlich so unendlich wichtig und damit zu dem, was man Aufklärung im eigentlichen Sinne heißt, daß sie von Tausenden und Abertausenden in ihrem Werte für Leben und Tod geprüft und in der hierfür nötigen Art und Weise abgeändert, sowie in dieser abgeänderten Form ins Leben — und das heißt in die Geschichte — eingeführt werden.

Träger aber der neueren deutschen Popularphilosophie der zweiten Stufe, sie schaffend und sie vom Westen her aufnehmend und umbildend, ist das junge Geschlecht gewesen, das nach den Tagen der Zeitgenossen Wolffs unter den gewaltigen Einwirkungen des Siebenjährigen Krieges groß wurde: ernste und gehaltene Leute, voll des reichen Gemütes schon der empfindsamen Periode und der Sturmes- und Drangeszeit, die nicht mit dem ausgeprägten Hasse jesuitisch erzogener Franzosen, sondern von freierer protestantischer Grundlage aus den Kampf für ein „vernünftiges“ Leben und dessen große Ideale: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, aufnahmen. Aber freilich klebte ihrem Wesen noch etwas von der gesellschaftlichen und vor allem politischen Unerzogenheit des deutschen Bürgertums an: fast niemals lassen sie politische Wünsche laut werden; in dem engeren Kreise der bürgerlichen und Familienmoral ist ihre Wirksamkeit beschlossen.

Den Durchschnittstyp etwa dieser Aufklärer, die vor allem im Staate Friedrichs des Großen zu Hause waren, veranschaulicht niemand besser, als der nüchterne, betriebsame,

zähe, aber freilich auch dünkelhafte, philiströse und geschwätzige, für seine etwas strohernen Ideale mit draufgängerischem Mute eintretende Berliner Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), Schriftsteller und Buchhändler zugleich und als Schriftsteller wiederum zugleich Kritiker, Philosoph und Dichter. Er hat, von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" an, die seit Ostern 1757 erschien, die meisten der großen Zeitschriften und Sammelwerke herausgegeben, hier wieder oft Verleger und Redakteur zugleich, die, der uns bekannten Gruppe der moralischen Wochenschriften angehörig und sie weiter fortführend, wenigstens in Norddeutschland die Aufklärung in die weitesten Kreise getragen haben, darunter namentlich die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die von Ostern 1765 auf ein halbes Jahrhundert hin, bis zum Jahre 1805, die Aufklärung über alle Fächer des Wissens verbreitet hat, ein freilich sehr minderwertiges Gegenstück zur Enzyklopädie der Diderot und d'Alembert. Daneben aber ist er auch als Schriftsteller selbständig für die Aufklärung eingetreten in dem satirischen Roman „Sebaldus Nothanker" (1773), der die Geschichte eines rationalistischen Dorfpfarrers und seiner Leiden unter der Orthodoxie erzählt: schlecht und recht, in aufdringlicher Tendenz, aber eben darum zunächst mit großem Enthusiasmus aufgenommen; um ihn her bildete sich bald eine ganze Literatur von Übersetzungen und Nachahmungen, Verteidigungen und Gegenschriften.

Den höchsten Schwung dagegen innerhalb der Gruppe der Popularphilosophen nimmt neben Garve, dem frühverstorbenen Verfasser der begeisterten Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland", Moses Mendelssohn, der Freund Lessings und Nicolais, der erste Vertreter des jüdischen Namens in der deutschen Literatur und insofern selbst ein lebendiger Zeuge aufklärerischer Duldsamkeit. Er war 1729 in Dessau geboren, doch gehörte sein schriftstellerisches Leben ganz Berlin an, dem Orte seiner geschäftlichen Tätigkeit in der Verwaltung der Seidenfabrik eines Glaubensgenossen. Anfangs bettelarm, seit den fünfziger Jahren äußerlich sorgenfrei gestellt, trat er mit den

„Philosophischen Gesprächen" des Jahres 1755 und den ihnen rasch folgenden „Briefen über die Empfindungen" verhältnismäßig früh in die ästhetische und moralische Bewegung, und alsbald in der Richtung, die ihn sein ganzes Leben gekennzeichnet hat: als Schüler der Wolffschen Philosophie und der englischen Aufklärung, unter starkem Widerwillen gegen die Franzosen und die ihm frivol erscheinende Seite ihres Denkens. „Die Franzosen philosophieren mit dem Witz, die Engländer mit der Empfindung," hat er einmal an Lessing geschrieben. So ist es ihm mit zu danken, wenn die deutsche Aufklärung sich, freilich zugleich eingeborenem Wesen folgend, nicht den zersetzenden Wirkungen des französischen Materialismus hingab, sondern ihrem ursprünglichen, positiven Charakter, den deistischen Idealen vernunftgemäßer Erkenntnis Gottes und freien Unsterblichkeitsglaubens in gemütvoller Emphase treu blieb. Und diese Ideale in erhebender Sprache, wenngleich ein wenig in predigendem, gelegentlich sogar larmoyantem Tone zum Ausdruck zu bringen, war recht eigentlich Mendelssohns Gabe; von Plato vornehmlich hat er für Richtung und Stil seiner Schriften gelernt; und noch heute wird man vielleicht gern einige Abschnitte seines „Phädon" (1767) oder seiner „Morgenstunden" (1785) zu einfacher Erbauung lesen. Denn darin eben liegt die Bedeutung ihres Verfassers, daß er den trockenen Formeln Wolffs und der teilweis beißenden Kritik fremder Aufklärung die Richtung aufs Positive, aufs seelisch Gehaltvolle gab und damit eine Wirkung ausübte, die die deistischen Ideale bis in die Tiefen des Gemütes auch der unteren Klassen tragen konnte und trug. So ist der Kern eines einfachen, vom Besonderen der christlichen Offenbarung absehenden Gottesglaubens und zugleich der Gedanke der Verschiedenheit von Religion und Weltlichkeit, von Staat und Kirche, die positive Seite der Toleranz, wohl von niemand der Nation während des 18. Jahrhunderts näher gebracht worden; und glücklich konnte Mendelssohn im Jahre 1786 von seinem Lebenswerke scheiden.

Allein war es denn nun möglich, daß diese ganze aufklärerische Richtung sich immer weiter ausbreitete, ohne schließlich

in ausgesprochenen Gegensatz zum Kirchentum, zum Dogma zu treten? Und mußte sie nicht bestrebt sein, dies Dogma, diese Kirche selbst, ihre Nebenbuhlerin, einzunehmen und zu beherrschen? Es bezeichnet den Umschwung der Zeiten vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, daß die Theologie, im Mittelalter die Mutter und Pflegerin des wissenschaftlichen Denkens, im 16. Jahrhundert noch die weit überlegene Gegnerin des jetzt ihrer Aufsicht entwachsenden, der Vernunft allein zustrebenden Kindes, nun selbst eine rationalistische Periode erlebte, ja daß die neue Weltanschauung teilweise selbst über die freieste rationalistische Auslegung der Offenbarung hinausging.

Die ersten leisen Anfänge einer rationalistischen Theologie im Unterschiede von der Orthodoxie sind sehr alt. Möglich wurde eine kritisch-rationale Theologie von dem Augenblicke an, da für den Glauben der Rechtsgrund der Dogmen nicht mehr maßgebend erscheinen konnte und das Verhältnis des Menschen zu Gott in die religiös-sittliche Innerlichkeit des einzelnen gelegt zu werden begann: d. h. seit der Reformation. Dementsprechend läßt sich schon in Erasmus' Buche „De libero arbitrio“ (1524)[1] eine Grundlage rationalistischen Denkens wahrnehmen: es finden sich „souveräne Reflexe des Verstandes über den Glaubensinhalt“, der zu diesem Zwecke in einzelne, der forschenden Absicht bequeme Kapitel, Gott, Christus, Mensch, freier Wille u. s. w., zerlegt und somit seines lebensvollen Glaubenszusammenhanges beraubt wird. Dazu kommen weiterhin im frühen 16. Jahrhundert schon einige mehr exoterische Seiten des Rationalismus: der Beginn der historischen Kritik des neutestamentlichen Kanons, wie sie außer Erasmus namentlich Agrippa von Nettesheim pflegte, und daraus abgeleitet die Anzweiflung der Zuverlässigkeit des dogmatischen Extraktes aus diesem Kanon. Allein deshalb ist doch im Zeitalter der Reformation noch keineswegs schon eine eingehende rationalistische Theologie entwickelt worden. Vielmehr war der Verlauf der Dinge ein anderer.

---

[1] Vgl. Bd. V 1.2 S. 308 f., V 3 S. 320.

Da auch die neue Kirche der Dogmen bedurfte, so begann die protestantische Theologie sich weniger kritisch auszubilden, als vielmehr einen rein positiven, stützenden Ausbau gewisser Dogmen zu versuchen, zu denen man keineswegs bloß auf dem Wege rationaler Auslegung der Bibel gelangt war.

Diese Dogmen wurden nun für beide neuen Konfessionen abgeschlossen in der Konkordienformel (1577) und in den Satzungen der Dordrechter Synode (1618/19). Damit war denn neben den zarten Anfängen des Rationalismus zugleich die spekulative Theologie in den mystischen Formen der Täufer, der Denck, Franck und ihrer Nachfolger, wie endlich auch die im späteren 16. Jahrhundert auf romanischem Boden erwachsene exzessiv rationalistische Theologie der Sozzinis und ihrer theologischen Genossen in gleicher Weise aus der Kirche verdrängt. Gesiegt hatten Flacius und Chemnitz, Gomarus und seine Genossen[1].

Dies war nicht lange nach der Zeit, da die katholische Kirche im Tridentinum (1545—63) den Abschluß auch ihrer dogmatischen Bewegung erreicht hatte.

Aber der Unterschied im Charakter des Errungenen war doch für die katholische Kirche und die protestantischen Konfessionen beträchtlich. In der katholischen Kirche war der Sieg der Orthodoxie vollständig. Denn hier wurde die von der Kirche einmal gegebene Auslegung unter den Begriff der Tradition, d. h. der in der Kirche fortwirkenden göttlichen Offenbarung, gestellt, der gegenüber es wie bisher nur Unterwerfung geben konnte; hatte es doch schon Augustin ausgesprochen: „Ego vero evangelio non crederem, nisi me catholicae ecclesiae commoveret auctoritas.“ In den evangelischen Kirchen dagegen blieb trotz allem die Notwendigkeit der biblischen Kritik und Auslegungskunst bestehen. Und je mehr sich nun die orthodoxen Systeme zu festen Gebilden verhärteten, um so mehr wurde grade diese wissenschaftliche Seite des theologischen Betriebes immer intensiver entwickelt; und

[1] Dilthey, Archiv VI, 60.

mit ihrer Entwicklung fand sie immer mehr an der orthodoxen Lösung der religiösen Probleme auszusetzen.

Gegenüber dieser hartnäckigen Tendenz blieb der Orthodoxie schließlich nur ein Mittel übrig: sie mußte mit den gleichen Waffen wie die Gegner den Beweis des Geistes und der Kraft erbringen. Die Orthodoxie begann daher erst jetzt recht die biblische Auslegungskunst zu entwickeln, und eben von ihren Vertretern rühren dann die ersten Grundzüge einer Auslegungswissenschaft überhaupt her. Sie sind von Flacius in seiner 1567 veröffentlichten „Clavis aurea“ dargelegt worden, sie erscheinen dann wesentlich im flacianischen Geiste von Franz in seinem „Tractatus theologicus“ (1619) und von Glassius in seiner „Philologia sacra“ (1623) festgehalten, und sie blieben im ganzen und großen unverändert im zünftigen Betriebe bis auf die Theologie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bis auf Baumgarten und Semler, ja bis fast auf die Zeiten Schleiermachers.

Aber gegenüber dieser anfangs gewiß noch zeitgemäßen, später jedoch um so mehr zurückbleibenden orthodoxen Interpretationskunst machte sich nun immer mehr eine unabhängige Exegese geltend. Schon Erasmus hatte ihr in gewissem Sinne auf der früher berührten Grundlage gehuldigt, und jedenfalls hatte er schon den Grundsatz aufgestellt, daß zum besseren Verständnis vor allem die Lehren Christi von den übrigen Bestandteilen des Neuen Testamentes getrennt zu betrachten seien. Daneben hatte er zur Kritik der Bibel, insofern diese durch dogmatische Interpretation für einzelne Stellen dauernd verklausuliert und von der Kirche gleichsam monopolisiert worden war, den gesunden sittlichen Menschenverstand als zulässigen Hebel der Interpretation herangezogen.

Es sind lange die wesentlichen Hilfsmittel der unabhängigen Interpretation der Bibel geblieben, und sie haben schon im Verlaufe des 16. Jahrhunderts zur Kritik der Dogmen von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, der Rechtfertigungs- und der Opferlehre wie des Dogmas von der Gnadenwahl geführt, bis seit etwa Mitte des 17. Jahrhunderts vom Stand-

punkte der mittlerweile entwickelten Naturwissenschaften die Kritik der Wunder hinzukam und damit die Kritik vornehmlich des Pentateuchs und der Evangelien in dieser Richtung einsetzte. Zuerst aber wurden diese Hilfsmittel von dem fortgeschrittenen italienischen und südfranzösischen Protestantismus aufgenommen: auf diesem Grunde entstand der unstet von Italien nach Genf und Graubünden flüchtende, schließlich in Polen Ruhe findende Socinianismus. Erst etwas später erlangte dann dieselbe Auffassung in den Niederlanden bei den Arminianern Heimatsrecht, vor allem bei Hugo Grotius, dessen Apologie des Christentums sich ganz in diesen Geleisen bewegt. Und überall, wo sie Fuß faßte, wurde der Zusammenhang der Dogmen auch der evangelischen Kirchen angegriffen und grade in seinen zentralen Punkten, der Opfer- und Rechtfertigungslehre zum Beispiel, aufgelöst.

So konnte es denn nicht ausbleiben, daß auch diese Vorgänge wiederum, daß mithin die ganze Entwicklung der protestantischen Bibelauffassung und damit der protestantischen Theologie überhaupt im Grunde doch dem universellen Deismus und der Ausbildung einer Disposition auf die Vorstellung einer natürlichen Religion hin Vorschub leisteten. In der Tat war dieser Gedankenzusammenhang wenigstens in den Gegenden des reformierten Bekenntnisses seit dem Ende des 16. Jahrhunderts angeregt; und er erhielt vor allem in den Niederlanden im Sinne eines philologisch vermittelten Stoicismus Pflege.

Während aber diese Bewegungen eintraten und sich immer mehr vertieften, verschob sich im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, unter dem Scheitern der konfessionellen Unionsbestrebungen[1], immer mehr überhaupt das Kampffeld zwischen Orthodoxie und Rationalismus. Es handelte sich nicht mehr um den Gegensatz zwischen starrem Festhalten am Dogma und freierer Interpretation der Bibel nach den Grundsätzen einer vernünftigen Interpretationskunst, worin lange Zeit hindurch hauptsächlich der Unterschied zwischen Orthodoxie und beginnendem

[1] S. oben S. 108 ff.

Rationalismus bestanden hatte, sondern es begann sich jetzt, da inzwischen der philosophische Begriff der natürlichen Religion entwickelt worden war, vielmehr um den Gegensatz zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Denken und Glauben überhaupt zu handeln. Nichts ist in dieser Hinsicht vielleicht charakteristischer, als daß man schon, wenn auch erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von dem ersten Systeme einer rationalistischen Philosophie, dem des Descartes, in gewissen Kreisen eine Vernichtung der reformierten Lehre befürchtete: unde hoc periculi praesto est, ut Religio Reformata plane evadat Philosophica et deficiat a suis principiis[1]. Wie verbreitet allerdings schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts das bloß philosophisch-religiöse Bedürfnis war, wird durch nichts besser bewiesen, als durch den zunehmenden Drang, das Dasein Gottes mit neuen, rationalen Gründen, namentlich den physikotheologischen Newtons, zu beweisen und Theodiceen zu verfassen; und ganz zutage trat es dann seit etwa dem vierten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und noch mehr seit dem Einströmen der radikaleren Aufklärung der westlichen Nationen; namentlich die englische Aufklärung, die Aufklärung eines freien evangelisch-reformierten und zugleich stammverwandten Volkes hat hier gewaltig eingewirkt.

Dies um so mehr, als die aufklärerische Auseinandersetzung mit der Theologie voll nur auf protestantischem Boden eingetreten ist. Zwar haben wir gesehen, wie sich die aufklärerische Strömung, wenngleich verspätet, auch in den katholischen Ländern Bahn brach, aber ihre gegnerische Stellung speziell gegenüber dem Katholizismus beschränkte sich hier anfangs auf den Versuch, nur gallikanische Freiheiten der Kirche, nicht schon Freiheiten vom Dogma zu erwerben, einen Versuch, der, literarisch von dem Trierer Weihbischof von Hontheim (Febronius) in seinem Buche „De statu ecclesiae et legitima

[1] Horn, Hist. eccl. et pol. (Lugd. Batav. 1687), zit. Erdmannsdörffer 2, 148 Anm. 1.

potestate Romani pontificis" (1763) eingeleitet, bei der weltlich-geistlichen Doppelstellung der deutschen Bischöfe mit Ausnahme derjenigen Österreichs unmittelbar in die Politik hineinführte und dort gescheitert ist. Weiterhin ist dann wohl auch der Versuch gemacht worden, das religiöse Leben der Laien und die Bildung des Klerus zeitgemäßer, und das heißt aufklärerischer, zu gestalten. Und auf diesem Gebiete wurde schließlich nicht wenig erreicht: die Reformen ziehen sich aus den Zeiten Maria Theresias und der letzten teilweis trefflichen reichsfürstlichen Bischöfe, eines Franz Ludwig von Erthal von Würzburg und Bamberg, eines Emmerich Joseph von Mainz, eines Maximilian von Köln, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, wo sie jene lebensvolle Nachblüte der praktischen Aufklärung unter Dalberg, Wessenberg, Michael Sailer und Ladislaus Pyrker gezeitigt haben, die erst der aufkommende Klerikalismus des 19. Jahrhunderts zerstörte[1]. Indes diese Entwicklung, an sich und namentlich für die Geschichte der deutschen katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts von großer Bedeutung, verlief doch nicht in den vordersten Wellen der geistigen Strömung.

Hier wurde vielmehr fast ausschließlich die protestantische, und zwar, bei dem Erstarren des Geisteslebens der Niederlande im 18. Jahrhundert, vornehmlich wiederum die lutherische Kirche des inneren Deutschlands getroffen. Und indem sich hier die Aufklärung nunmehr dem Christentum als eine ebenbürtige Macht entgegenzusetzen begann, wurden verschiedene Stadien einer immer mehr lösenden, schließlich scheinbar zersetzenden Entwicklung durchlaufen, freilich in dem Sinne, daß sie teilweis gleichzeitig nebeneinander bestanden und auch vielfach Mischrichtungen zwischen ihnen vorkamen.

Zunächst — und das war die konservativste Auffassung — hielt man am Dogma noch völlig fest, setzte dasselbe gleich mit der Offenbarung, ließ also die entgegengesetzte Auffassung schon der älteren rationalistischen Theologie nicht zu, und suchte für

[1] S. dazu einstweilen Ergänzungsband II, 2, S. 97 ff.

das Bekenntnis in seinem ganzen Umfang Vernunftbeweise. Es ist eine Stellungnahme, die sich wohl in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch findet; als ihr einflußreichster Vertreter kann vielleicht der Hallesche Theologieprofessor Baumgarten (1706—1757), ein Bruder des Begründers der Ästhetik, bezeichnet werden. Allein sie war damals schon veraltet und ist später von keinem Kopfe mehr festgehalten worden, der etwas bedeutet hat.

Daneben ergab sich eine zweite Position: man hielt wohl am Ganzen der Offenbarung fest, betrachtete aber das Kompendium derselben als abweichend von dem Inhalt der Dogmatik, und zwar unter Zugeständnissen an eine rationalistische Erklärung der Offenbarung. Es war eine Haltung, die namentlich Wunder und übernatürliche Geheimnisse, oft zugunsten überaus platter und zugleich unwahrscheinlicher Auslegungen der Bibeltexte, ausschloß. Auch sie hatte in den Anfängen schon im 17. Jahrhundert bestanden; aber jetzt trat sie immer kühner hervor; und unter ihren Anhängern befanden sich namentlich weltmännische Theologen: so eine nicht geringe Anzahl von Hofpredigern.

Nun war es aber klar, daß sich im Verlaufe dieser Richtung sehr verschiedene Grade der Interpretation entwickeln konnten, da ein objektives Prinzip derselben nur in der menschlichen Vernunft gegeben war. Und da lag es denn in der Natur der Dinge, daß man immer kühner wurde: bis man auf einem anscheinend schon völlig subjektivistischen Standpunkt der Exegese angelangt war. Der große Hallesche Theologe Semler (1725—1791) ist es gewesen, der zuerst diesen entscheidenden Schritt vollzog. Er führte aus, daß jeder Christ, wie er seine eigne Persönlichkeit und Entwicklung habe, so auch ein Recht auf seine eigene Religion, seine Privatreligion besitze. Und er stützte diese Behauptung durch den mittlerweile ganz in den Zeitgeist übergegangenen aufklärerischen Satz, daß das Wesen und der Endzweck der Religion lediglich die Moral, mithin die Ausbildung der eigenen freien Persönlichkeit sei.

Nun braucht nicht ausgeführt zu werden, daß diese Sätze, jetzt ebenso klar und verständlich behauptet, wie sie einst von den Schwarmgeistern der Reformationszeit enthusiastisch und dunkel vorgebracht worden waren, in Wirklichkeit über das individualistische Zeitalter hinausführen in eine Zeit, da auch auf religiösem Gebiete, obwohl innerhalb der weitesten Grenzen des Christentums, vollste Freiheit subjektiver Durchbildung in Sicht gelangt.

Indem aber Semler auch forschend die Konsequenzen seiner Anschauung zog, wurde er — es war nicht anders möglich — zum historischen Theologen. Denn wenn die subjektivistische Interpretation der Offenbarung zugelassen wurde, so konnte deren jeweilige objektive Geltung nur in der Erkenntnis des historischen Verlaufs ihres Einflusses gesucht und festgestellt werden. Von diesem Standpunkte aus begann Semler die Entstehung des biblischen Kanons selbst zu untersuchen und machte auch Anläufe zu einem vertieften Verständnis der Kirchengeschichte. Zu statten kam ihm hierbei, daß man inzwischen angefangen hatte, die ersten Grundsätze einer realen, historischen Exegese der biblischen Schriften zu entwickeln. In der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts allerdings war die biblische Exegese der Hauptsache nach noch in der Erläuterung der Schrift nach den Normen des Dogmas verlaufen; aber daneben begann sich doch langsam, mit dem Erwachen des geschichtlichen Sinnes überhaupt[1], zwischen Dogmatik und biblischer Hermeneutik die biblische Theologie zum Verständnis des eigentlichen Wortsinnes einzuschieben. Zuerst war das in den reformierten Kreisen Hollands, der Schweiz und Englands geschehen, dann war die Bewegung auch in Deutschland von Baumgarten, dem Vorgänger Semlers in Halle, sowie von Ernesti und Michaelis aufgenommen worden. An diese Bewegung also knüpfte Semler an.

Indes: sollten die Laien — und teilweis auch rücksichtslos kühne Theologen — bei dem schließlich doch auch noch von

[1] S. oben S. 118 ff.

Semler eingenommenen, wenn auch ins Freieste entwickelten christlichen Standpunkt stehen bleiben? Leuchtete nicht ein, daß die Aufklärung neben der Frage: Offenbarung oder Dogma schon längst die weitere: Naturreligion oder Offenbarung — und damit in der zeitgemäßesten Beantwortung dieser Alternative die Position: Naturreligion über der Offenbarung zuließ?

Zwar die große Menge der Gebildeten stellte die Alternative überhaupt nicht so scharf. Sie begnügte sich mit dem Abblassen der Offenbarung fast bis zum ausschließlichen Begriffs- und Pflichtenbestand der natürlichen Religion und hielt sich trotzdem noch für durchaus christlich. Es ist der Standpunkt, der in den Sätzen Garves gezeichnet ist: „Die Wahrheiten, die in der Tat den ganzen Körper unserer Dogmatik ausmachen, sind die Wahrheit von dem Dasein Gottes als eines verständigen und moralischen Wesens, die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele, wodurch allein unser Streben nach Vollkommenheit einen erreichbaren Zweck erhält, und endlich die Wahrheit, daß nur durch die moralische Verbesserung die Gnade Gottes erhalten und der Zustand nach diesem Leben glücklich werden könne.“ Allein konsequenten Köpfen und starken Persönlichkeiten genügte dieser Kompromißstandpunkt nicht. Und die Zahl solcher Persönlichkeiten war immerhin schon groß genug; Georg Forster konnte späterhin in diesem Sinne einmal gradezu sagen: „Man hat endlich aufgehört, in guter Gesellschaft von den Zänkereien der Pfäfflein zu sprechen“; und von Senckenberg, dem Stifter des bekannten Frankfurter Institutes, wird die Äußerung angeführt, er wisse Gott näher zu finden, als bei den Pfaffen und in der Kirche, nämlich im Geist, im Herzen und in der Tugend. Wirklich religiös veranlagte Denker aber beruhigten sich natürlich nicht mit solchen allgemeinen Äußerungen; sie griffen durch und kamen in erster Linie zu schärfsten Motivierungen jeglicher Aburteilung des Christentums, darauf auch schon zu den Anfängen eines rein subjektiven Glaubens. So passierte zum Beispiel Friedrich der Große kritisch alle Stufen der Aufklärung,

insofern sie noch mit dem Christentum Fühlung hielt; dann aber ging er hierüber wie über den Deismus Voltaires noch hinaus bis zur Verzichtleistung auf den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit: vom Christentum hat er schließlich nur noch die Sittenlehre festgehalten.

Desselben Weges etwa wie Friedrich, nur unter eingehender Auseinandersetzung mit der Bibel, ist dann auch der scharfe Hamburger Denker Reimarus (1694—1768) gezogen, der wichtigste Vertreter dieser letzten Stufe rein rationalistischer Entwicklung. Reimarus, der sich durch mehrere deistisch gehaltene Abhandlungen bekannt gemacht hat, zog die letzten Konsequenzen seiner Weltanschauung in dem Werke „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", das in seiner ersten Fassung wohl schon in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts entstand. Es wurde nur handschriftlich unter seinen Freunden verbreitet; als Lessing in den Jahren 1774 bis 1778 die Kühnheit hatte, Bruchstücke davon zu veröffentlichen („Wolfenbüttler Fragmente"), erregten diese Stürme des Entsetzens; und erst David Friedrich Strauß hat im Jahre 1862 das Ganze genauer bekannt gemacht.

Reimarus mißt in seinem Buche die Offenbarung an der Vernunftreligion, und er findet sie unwahr, insofern sie nicht den Ansprüchen genüge, welche die Vernunft an eine wahre Offenbarung Gottes zu stellen habe. Darum enthalte sie nicht eine höhere oder auch nur eine zweite Religion neben der Vernunftreligion, sondern nichts als ein verwerfenswertes System von Irrtümern.

Aber dem stand ja die volle und im ganzen so klare biblische Überlieferung gegenüber! Reimarus war nicht imstande, ihre Authentizität kritisch zu beseitigen: er nahm sie als wohl verbürgt an. Bei dieser Auffassung blieb ihm nichts übrig, als sie zu einer ungeheuerlichen Fälschung schon der christlichen Urzeit, der Väter also und der Apostel zu stempeln, einer Fälschung, die zur Täuschung des Volkes, zur Ablenkung seines Blickes von den vernünftigen Wahrheiten erfolgt sei.

Es ist ein zutreffender Schluß wie der rationalistischen Bibelkritik so des Rationalismus und der Aufklärung überhaupt. Nachdem die Vernunft die geistige Alleinherrschaft des 18. Jahrhunderts angetreten hatte, mußte jede andere Autorität und damit auch das Denken und Empfinden anderer Zeitalter und also am Ende auch dessen Tradition, soweit sie sich der zeitgenössischen Vernunft nicht unterordnen ließ, geleugnet, d. h. gedankenhaft vernichtet werden. Es geschah schließlich, nach dem Sturze aller anderen Autoritäten, auch gegenüber der erhabensten, gegenüber dem Christentum. Es ist der Paroxysmus einer Entwicklung, in deren Wandlungen das Prinzip des absoluten, antisozialen Individualismus folgerichtig zum Ausleben gelangte. Es ist aber zugleich ein Vorgang, in dem für die weiterdenkenden Zeitgenossen die letzte Schranke des religiösen Individualismus hinweggeräumt und der Zugang zu einem neuen Zeitalter eröffnet wurde.

In dies Zeitalter hat Lessing, der geistig fortgeschrittenste aller Zeitgenossen seiner engeren geschichtlichen Periode, einen tiefen, entsagungsvollen Blick getan.

Lessing ist, wie alle besseren Denker seiner Zeit, von dem Versuche ausgegangen, Dogma und Offenbarung rational zu begreifen, die Theodicee auszudehnen zu einer Rechtfertigung des Inhalts der biblischen Bücher, christlichen Glauben zur Vernunft zu erheben. Aber schon verhältnismäßig früh verzweifelte er an der Möglichkeit, dies fertigzubringen: und so brach er entschlossen mit der Offenbarung und stellte den Satz auf, daß jeder Mensch seine Religion sich nach dem Maße seiner Vernunft schaffen müsse — freilich auch zu schaffen verpflichtet sei.

Es ist der Kernpunkt einer neuen geistigen Haltung, der Haltung des künftigen subjektivistischen Zeitalters. Aber wie dieser Standpunkt bei Semler noch mit der Bedingung auftritt, daß die neue persönliche Haltung im Anschluß an die Offenbarung zu gewinnen sei, so lehnt sich, wenngleich schon unendlich viel freier und ohne irgendein Gefühl der Ver-

pflichtung, Lessing an Spinoza an. In den ersten sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts lernte er ihn kennen: und von nun ab sehen wir ihn in freiem Ringen nach den Brennpunkten einer pantheistischen Weltanschauung. Er ist nicht mehr im Zweifel, daß Gott als bewußte, außer und über der Welt stehende selbständige Persönlichkeit nicht gedacht werden könne. Er verneint die Freiheit des Willens. „Zwang und Notwendigkeit, nach welcher die Vorstellung der Besten wirkt, wie viel willkommener sind sie mir als die kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich selbst in diesen Schranken so viele Fehltritte noch tue, was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? Einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinem Gesetze richtet und mich darum nicht minder dem Zufall unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel nicht mit mir selbst hat?"

Und wie er die Kernpunkte einer neuen Weltanschauung ergreift, einer monistischen Weltanschauung des Subjektivismus im Gegensatz zu dem christlichen Dualismus auch noch jeder Aufklärung, so fühlt er sich, echt subjektivistisch, in dem einfachen Glauben an diese Hauptpunkte sicher: er denkt nicht daran, aus ihnen ein ausgeklügeltes System zu entwickeln. Vielmehr, soweit sein Denken weiter schweift, wird er, dieser Sohn doch noch des vollen Aufklärungszeitalters, bereits historisch. Die Probleme der Weltanschauung lösen sich ihm auf in die tiefsten Fragen einer ins Unendliche zurückreichenden, ins Unendliche vorwärtstastenden Entwicklung.

Die Gedanken steigen langsam in ihm auf, die er 1780, ein Jahr vor seinem Tode, in der kleinen Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechtes niedergelegt hat. Die Geschichte erscheint ihm nun in all ihren Tiefen als ein Entwicklungsvorgang des sittlichen Bewußtseins: unmittelbar an die Probleme des späteren 19. Jahrhunderts reicht sein prophetischer Blick.

Gewiß läßt sich auch diesen höchsten Ausführungen Lessings gegenüber noch eine Interpretation vornehmen und bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen, die im besonderen die rationalistische Seite an ihnen betont. Kein Zweifel, daß auch hier noch gelegentlich Reste jenes Autoritätsglaubens hervorschauen, den Lessing, der Schüler des Aristoteles, nie ganz verleugnet hat, und der doch ganz unverträglich ist mit dem voll entfalteten Geistesleben des Subjektivismus. Und unbedingt richtig, daß die Erziehung des Menschengeschlechts bei Lessing der Form nach auf eine geschichtliche Teleologie in rationalistischer Fassung hinausläuft. Dennoch überwiegen im tiefsten schon subjektivistische Neigungen; und eben von ihnen aus ersehnt der Dichter eine höchste Stufe der „Aufklärung und Reinigkeit". Oder sollte sie nicht kommen? „Nie? Nie? Laß mich diese Lösung nicht denken, Allgütiger! Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums."

Konnte Lessing von dieser Überzeugung aus, die der Aufklärung seiner Zeit schließlich fast diametral gegenüberstand, noch ein innerliches Verhältnis zu der platt rationalistischen Verballhornung des Christentums zu seinen Füßen haben? Er hat diese Aufklärung schließlich gehaßt. Und das waren Empfindungen, die am Ende der Orthodoxie zugute kamen. Gewiß hatte Lessing mit dogmatischer Rechtgläubigkeit innerlich nichts mehr zu tun. Aber eben indem dies der Fall war, indem er diesem System weltenfern stand, wußte er es richtig einzuschätzen, und der Großartigkeit seiner früheren Leistungen gehörte sein historisches Interesse, ja wir dürfen sagen seine historische Sympathie. Und so konnte er in einem berühmten Briefe an seinen Bruder schreiben: „Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte

als an ihm; Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßte."

Es ist ganz der Standpunkt, den die ersten großen Ausbruchserscheinungen der neuen subjektivistischen Welt, Empfindsamsamkeit und Sturm und Drang, zur Orthodoxie eingenommen haben; es ist derselbe Standpunkt, der im 19. Jahrhundert, unter dem Absterben der alten Welt der Aufklärung und dem immer stärkeren Durchdringen des Subjektivismus, die Erholung der evangelischen Orthodoxie wie namentlich die Entstehung des katholischen Klerikalismus gestattet hat. Und so stehen wir bei Lessing an den Toren einer alten, an der sich öffnenden Pforte einer neuen Zeit.

Blicken wir aber von diesem Punkte, dieser weithin leuchtenden Zeitscheide vorwärts und rückwärts, so dürfen wir nicht verkennen, daß noch Menschenalter vergingen, ehe auch nur der gebildete Teil der Nation in das Land einzog, das Lessing, ein sehnsuchtsvoller Moses, am Abend seines Lebens geschaut und verkündet hat. Wie lange war es um 1750 her gewesen — und geschah es nicht der Regel nach noch? —, daß der schlichte Kaufmann, einer der Typen jener Gesellschaftsschicht, die sich eben anschickte, zum Träger der geistigen Entwicklung zu werden, seine Frachtbriefe im alten fromm-orthodoxen Sinn mit den Worten: „Im Namen Gottes geladen" begann und mit den Worten schloß: „Damit geleite es Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen." Und wie lange mußte es noch dauern, ehe dieser Heerbann den Marsch auch nur zu jener Aufklärung vollzog, die die Generäle seit etwa zwei Menschenaltern verkündeten! Noch die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zu den vierziger Jahren ist von der Entwicklung der Aufklärung selbst noch sehr hochstehender Gesellschaftsschichten angefüllt; noch Schelling und Hegel haben rationale Abfindungen mit der christlichen Offenbarung gesucht; und noch heute herrscht der Geist der Aufklärung in kleinbürgerlichen Kreisen. So war die Aufklärung vorläufig und auf lange noch

die modernste siegende Macht'; und mit vollem Grunde konnte selbst ein Lessing im Sinne seiner Zeit noch ausrufen: „Luther, du hast uns von dem Joch der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joch des Buchstabens?"

Werfen wir aber von der aufklärenden Kritik und von dem, was an ihr neu war, einen prüfenden Blick rückwärts in die Vergangenheit, so ist klar, daß sie eben in ihrem Eindringen in die Theologie, in dem Durchsäuern des alten Systems der Orthodoxie mit ihren Gedanken die Löserin gewesen ist von dieser Vergangenheit: nicht minder wie im Übergange von der mittelalterlichen Gebundenheit zum Individualismus des 16. bis 18. Jahrhunderts hat sich der Übergang von diesem Individualismus zu dem entwicklungsgeschichtlich nächsten Zeitalter des Subjektivismus am tiefsten, unmittelbarsten und entschiedensten auf religiösem Gebiete vollzogen.

## III.

Ehe sich indes in der Rationalisierung des Christentums als einer Vorstufe zu dessen Subjektivierung der vielgewundene Übergang von dem Zeitalter eines älteren Seelenlebens zu dem der jüngsten Zeit auf religiösem Gebiete vollzog — ein Übergang, der durch die wasserlosen Wüsten einer rein gedanklichen Behandlung religiöser Fragen führte —, hatte sich teilweis schon vor der eigentlichen Aufklärung und dann vielfach parallel mit ihr verlaufend in religiös stark empfindenden Gemütern immer lauter und lauter der Ruf nach Quellen frischen Wassers erhoben. Wenn dieser Übergang Menschenalter dauerte wie einstmals der Übergang zur Reformation, sollten auch Menschenalter unter ihm religiös geschädigt werden? Stark und stärker brach unter der trostlosen Decke einer zunehmenden Verstandeskultur die Macht des Gemütes hervor und äußerte sich ahnungsvoll in neuen Formen der Frömmigkeit: erst in der Zerstreuung und in unzusammenhängender Gruppenbildung der Adepten, dann immer geschlossener und kompakter in einer einzigen großen Bewegung, der Bewegung des Pietismus.

Eine pietistische Neigung im weiteren Sinne des Wortes durchzieht alle Bekenntnisse des voll entwickelten individualistischen Zeitalters etwa vom Beginne des 17. Jahrhunderts ab: denn alle Kirchen hatten um diese Zeit zunächst in sich ein rationales Element aufgenommen, indem sie gegenüber der Religion des Gemütes nur zu sehr die Entwicklung der Verstandesseite der Religion in Dogma und Orthodoxie betont hatten.

Am wenigsten war das verhältnismäßig noch in der katholischen Kirche geschehen. Gewiß war hier die Religion, insofern sie inneres Erlebnis ist, schon längst zu Vorstellungen und Begriffen formuliert worden und im Dogma gleichsam verkalkt; und das Dogma, im Mittelalter wesentlich Gegenstand des Gehorsams, war seit dem Tridentinum und unter dem Einflusse des Protestantismus mehr als bisher zum Gegenstand innerlich unverbrüchlichen Glaubens geworden. Und zugleich hatte sich an dem mittelalterlichen Verfassungsleben der Kirche, insofern es ein energisches Gemeindeleben ausschloß, wenig geändert. Grund also genug für einzelne fromme Seelen, sich unbefriedigt zu fühlen und einer Religion des Herzens auf eigenem Wege nachzugehen. Darum fehlten auch der katholischen Kirche pietistische Erscheinungen nicht: der fromme Dichter Spee, dessen Dichtungen weithin Verbreitung fanden, der exzentrische Johannes Silesius [1], auch Pater Martin von Kochem sind hier zu nennen. Indes im ganzen birgt die katholische Kirche doch für so einsam Suchende im Schoße ihrer Verfassung seit alters Sicherheitsvorrichtungen: Klöster, Einsiedeleien, sakramentale Beruhigungsmittel, endlich die Traditionen einer immerhin kirchlich gebliebenen Mystik; dazu huldigte sie in ihrem Kulte dem Intellektualismus höchstens in der maskierten Form des Schwulstes, hielt aber im übrigen an breiten Empfindungsgrundlagen fest, so daß fromme Seelen von geringerer Kraft religiösen Lebens schon in ihrem Kult allein Beruhigung finden konnten. Und so waren denn pietistische Strömungen auf katholischem Boden nur gering

[1] S. über beide Genaueres unten im zwanzigsten Buche, im zweiten Kapitel II, 2.

entwickelt, und zahlreiche Übertritte frommsinniger Protestanten bezeugten, daß dem religiösen Bedürfnisse im Schoße der alten Kirche besser genügt wurde, als in dem der neuen.

Unter den protestantischen Kirchen aber hat wiederum die Entwicklung des Luthertums dem Pietismus weit mehr Nahrung geboten als die des reformierten Bekenntnisses. Schon die Tatsache, daß die reformierte Konfession sich weit später zu absolut fester Form abschloß, und ihr selbst dann noch gegenüber dem Luthertum freierer Charakter waren hier wohl von Einfluß: sie ließen der Frömmigkeit besseren Lauf und setzten religiösen Skrupeln lässigere Schranken. Von durchschlagender Bedeutung aber war wohl der Unterschied auf dem Gebiete der Kirchenverfassung. Jede in ihrer Verfassung und in ihrem Gemeindedienste lebendige Kirche gewährt dem Gläubigen ein Doppeltes: sittlich-religiösen Halt und Befriedigung fromm-religiöser Gefühle. Von ihnen ist aber der sittliche Halt nur durch die Institution der Kirche und ihr kräftiges Leben gewährleistet: denn Sittlichkeit ist Erzeugnis gemeinsamen Daseins. Fällt daher das Gemeindeleben hinweg oder beginnt es zu verdorren, so leidet die eine, die sittliche Seite der Religiosität, und die andere, die des frommen Dranges nach oben, unter Umständen die spekulative, wird überwiegen. Damit tritt denn die Absonderung eben der Frommen von der Kirche und mit ihr die Erscheinung der Askese, der Mystik, des Pietismus ein. Ein kräftiges Gemeindeleben wird mithin die pietistisch-separatistische Frömmigkeit zurücktreten lassen, ein schwaches wird sie begünstigen. Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß schon im 17. Jahrhundert die reformierte Kirche der lutherischen an Innigkeit und innerem Zusammenhange des Gemeindelebens überlegen war; und vor allem in dem Augenblicke, da sie sich dogmatisch abschloß, zur Zeit der Dordrechter Synode, hatte sie sich diesen Schatz zu wahren gewußt: sogar zum Hausgottesdienst enthalten die Akten dieser Synode eine besondere Mahnung. Und so hat sich der Intellektualismus des Zeitalters dem reformierten Bekenntnis weit weniger zerstörend bemerklich gemacht als dem lutherischen, obwohl dieses seiner Natur nach

zu ihm besonders hinneigte und grade auf dem Gebiete seiner geographischen Verbreitung die wichtigsten Fortschritte der intellektualistischen Wissenschaft gemacht wurden. Dem entsprechend gab es auch in der reformierten Kirche wohl eine Anzahl pietistischer Erscheinungen: Neander, Tersteegen: — zu einer großen geistigen Strömung aber erwuchs der Pietismus aus der allgemein verbreiteten Anlage heraus doch vornehmlich nur auf dem Boden des Luthertums. Denn nur in der lutherischen Kirche traf im 17. Jahrhundert der volle Sieg einer orthodoxen und in sich verstandesmäßig gewordenen Schultheologie bei völligem Zurücktreten der Schrift hinter die Kirchenlehre mit dem unausgebildeten Zustande einer stagnierenden Kirchenverfassung bei Cäsaropapismus und abgestorbenem Gemeindeleben zu jener Mischung zusammen, welche die ersten Anfänge zur Bildung einer pietistischen Religion des Herzens begünstigen mußte.

Beruhte damit der erste Anfang wie die spätere besonders starke Entwicklung pietistischer Strömungen im Bereiche der lutherischen Kirche zunächst auf dieser religiösen Schwäche des Luthertums, welche eben für eine individuelle, ja schließlich fast subjektive Religion des Herzens einen besonders günstigen Nährboden abgab, so läßt sich nicht verkennen, daß eben in diesem Entwicklungsprozesse das Luthertum wieder, in gemütvoll verjüngter Gestalt, an die Spitze der Entwicklung der protestantischen Bekenntnisse, ja an die religiös führende Stelle in der geistigen Entwicklung der neuen Zeit seit etwa 1750 überhaupt gelangt ist. Und faßt man den Begriff der lutherischen Kirche etwas weit, etwa in dem Sinne des Schauplatzes religiöser Bewegungen des größten Teils der binnendeutschen protestantischen Bevölkerung überhaupt, so läßt sich sogar sagen, daß eben in der Entfaltung des Pietismus das reformierte Bekenntnis den geistigen Primat, den es während des individualistisch-intellektualistischen Zeitalters besessen hatte, an das Luterthum zugunsten eines religiösen Primates während des subjektivistischen Zeitalters verloren hat. Es ist einer der wichtigen Vorgänge, der zugleich die geistige Hegemonie der

Niederlande beseitigte, indem er die literarisch-philosophische Vorherrschaft des protestantischen Norddeutschlands herbeiführte, und insofern einer der definitiven Trennungsvorgänge der niederländischen Nation von der deutschen.

Die pietistische Strömung aber, wo sie auch auftauchte, ist ihren allgemeinen Veranlassungen entsprechend nirgends die Schöpfung eines einzelnen Mannes und einer besonderen Stunde gewesen. Besonders auch nicht innerhalb des Luthertums. Vielmehr hat eine große Anzahl von Erscheinungen schon vorbereitend auf den Pietismus hingewiesen, und als eine alsbald sehr weit und mannigfaltig verbreitete Strömung ist er darauf ans Tageslicht getreten.

Schon die mystischen Theologen und die philosophischen Mystiker des 16. Jahrhunderts finden wenigstens in den Vorhallen des Pietismus einen Platz, insofern sie für ihre Zeit orthodoxen und rationalistischen Neigungen gegenüber denjenigen Bedürfnissen gerecht wurden, welche später der Pietismus befriedigte. Weiter hinein aber in die Entstehung der Gemütsdisposition des Pietismus führen schon die Wandlungen, die sich im evangelischen Kirchenliede mit dem einsetzenden 17. Jahrhundert ziemlich allgemein vollzogen[1]. Um diese Zeit etwa verschwand aus ihm das objektive und sittlich feste Frömmigkeitsgefühl der noch lebendig tätigen, betenden, zagenden, jubilierenden Gemeinde, und an die Stelle trat der persönliche Ton des einzelnen, der sein Herz Gott im stillen öffnet und individuelle Gefühle verlauten läßt. So haben schon die Lieder Paul Gerhardts viel von diesem neuen Charakter, wenn er auch, vornehmlich freilich in Nachahmungen und Übersetzungen älterer Gemeindekirchenlieder, noch den objektiven Zug zu treffen weiß. Und neben der subjektiveren Dichtung regt sich eine noch subjektivere Musik, die das Herz des einzelnen ergreift und weitet, so daß ein persönlicher Gott in seine frommen Stimmungen Einzug hält[2]. Wie packen in dieser Hinsicht nicht die neuen Passionsmusiken der

---

[1] S. Bd. VI, S. 234 f.
[2] S. Bd. VI, S. 227 f.

ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zum Beispiel Schützens „Sieben Worte am Kreuze“!

Und schon suchte die in diesen Seitenhallen gleichsam der Kirchen, insbesondere der lutherischen Kirche auftauchende Stimmung einer mehr persönlichen Frömmigkeit auch für ihre zentralen Herzensbedürfnisse unmittelbare Befriedigung, indem sie zunächst den breiten literarischen Strom mittelalterlich-kontemplativer Frömmigkeit von neuem in die Gegenwart lenkte. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts wurde Tauler wieder gelesen; und die Theologia Deutsch, auch die Schriften des heiligen Bernhard und anderer Mystiker wurden in Mittel- und Norddeutschland weithin verbreitet. Ihnen folgte dann der Erguß einer selbständigen Erbauungsliteratur noch vor dem großen Kriege. Weitaus der bedeutendste unter den neuen Erbauungstheologen war dabei Johann Arndt aus Ballenstedt am Harze (1555—1621); sein „Wahres Christentum“ ist in den Jahren 1606—1609 erschienen. Arndt hat seine Ziele einmal selbst in folgender Weise dargelegt: „Erstlich habe ich die Gemüter der Studenten und Prediger wollen zurückziehen von der gar zu disputier- und streitsüchtigen Theologie, daraus fast wieder eine theologia scholastica geworden ist; zum andern habe ich mir vorgenommen, die Christgläubigen von dem toten Glauben ab und zu dem fruchtbringenden anzuführen; drittens sie von der bloßen Wissenschaft und Theorie zur wirklichen Übung des Glaubens und der Gottseligkeit zu bringen; und viertens zu zeigen, was das rechte christliche Leben sei, welches mit dem wahren Glauben übereinstimmt, und was das bedeutet, wenn der Apostel sagt: ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“

Absichten wie diese konnten, falls die kirchlichen Verhältnisse für sie nicht ungünstig waren, vor allem während des Dreißigjährigen Krieges und wenig nachher auf empfängliche Gemüter rechnen. Denn jetzt bestand jene dumpfe Verzweiflung an den Aufgaben des nationalen Kulturlebens, aus der man wohl allen Ursprung des asketischen Supranaturalismus überhaupt hat ableiten wollen. Und in der Tat erhielt das

fromme Andachtsbuch Arndts erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts größere Verbreitung: eine ganze Literatur in seinem Geiste schoß jetzt empor.

Aber zugleich hatte sich über die milden Generationen dieser quietistisch-andächtigen Naturen bereits ein neues Geschlecht gebreitet, das mit der hohen Stimme des Pathos Änderung und Einkehr forderte. Da ließ der 1642 gestorbene Dichter des Liedes „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", Meyfart, die eschatologische Posaune ertönen, da weissagte der Rostocker Prediger Großgebaur († 1661) in seiner „Wächterstimme aus dem verwüsteten Zion" eine neue Reformation, und Balthasar Schuppius († 1661), der freimütige Hauptpastor von Hamburg, griff mit unerschrockenen Predigten dem einzelnen ins Herz.

So war die Zeit erfüllt, um so mehr, als sich jetzt neben einer dogmatisch-intellektualistischen Kirche immer mehr der reine Rationalismus der Wissenschaft und freien Weltanschauung gegen jede Frömmigkeit zu erheben schien: und Spener wurde zum Begründer des eigentlichen Pietismus. Spener war ein Elsässer; er ist 1635 zu Rappoltsweiler geboren. Sein Jugendleben führte ihn nach Straßburg, Basel, Genf und auch nach Württemberg: lutherisches, reformiertes und in Württemberg ein im Ausgleich reformierter und lutherischer Tendenzen verlaufendes Kirchentum wurde ihm bekannt, wie er zu Genf nicht minder von waldensischer Askese berührt ward. So war denn sein Blick geweitet und seine Erfahrung befruchtet, als er im Jahre 1666 einem Rufe als Pfarrer nach Frankfurt a. M. folgte: mitten hinein in eine Stadt, die als Muster lutherischer Vernachlässigung des Gemeindelebens gelten konnte. Und hier nun entzündete sich sein frommes Herz. Im Jahre 1675 erschienen, zunächst als Vorrede zu einer Ausgabe der Arndtschen „Postille", dann selbständig seine „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche", in denen er vor allem die Einführung von frommen Privatversammlungen zur Bibelerklärung, ferner die Pflege des allgemeinen Priestertums im Hausgottesdienste und tätiges Christentum,

sowie gottseliges Leben und wirksame, verinnerlichte Predigtweise der Pfarrer forderte. Es war ein Programm, das er selbst schon längst, vor allem durch Abhaltung von collegia pietatis, befolgt hatte: die Schrift gab nicht Vorschläge, sondern Erfahrungen. Und so wirkte sie weithin wie eine Erlösung. Vieler Orten, in den Kreisen des Adels wie in denen des besseren Bürgertums, wurden Andachtsübungen und Hausgottesdienst eingerichtet; und an der Universität Leipzig entwickelte sich seit 1686 unter der energischen Einwirkung Carpzovs der Pietismus geradezu zu einer theologischen Richtung: im Sommer 1689, kurz nach Thomasius' Auftreten und vor seiner Vertreibung, las Francke hier während der Hundstagsferien vor dreihundert Zuhörern ein Collegium biblicum über den zweiten Brief an Timotheus. Es war eine Entwicklung, die um so entschiedeneren Fortschritt versprach, als Spener inzwischen als Oberhofprediger nach Dresden gekommen war und von dort auf die Leipziger Universität in pietistischem Sinne einwirkte. Allein das Gegenteil des Erwarteten trat ein; in Leipzig empfand man den Einfluß Franckes als unangenehm, und während die collegia pietatis in Orten, die weit weniger zur Führung im geistigen Leben berufen waren, in Augsburg, Rotenburg, Schweinfurt, Wertheim, Darmstadt, Essen, emporblühten, mußte Francke, nach erbittertem Kampfe mit der sächsischen Orthodoxie, im Jahre 1690 Leipzig verlassen. Er ging erst nach Erfurt, dann nach Halle: hier, an der jung aufstrebenden Universität, liefen gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Hauptströmungen des Pietismus und Rationalismus zusammen.

Inzwischen aber hatten sich pietistische Konventikel durch das ganze Reich verbreitet; um 1700 konnte man 32 größere Städte nennen, in denen sie eine Macht waren; auch in Leipzig blieben die Frommen nach Franckes Weggang beisammen in gläubigem Gebete. Vor allem aber war die lutherische Kirche nun zum vollen Ausgangspunkte der Bewegung geworden; darum traten Mittel- und Norddeutschland besonders hervor

und flutete die Strömung über die südgermanischen Grenzen hinaus nach den Ostseeprovinzen, nach Schweden und Dänemark.

Indem aber so die Bewegung allgemein ward, trat das speziell theologisch-pastorale Element in ihr immer mehr zurück: wie denn die Zeit der Entwicklung des weltmännischen Bildungsideals überhaupt eine Emanzipation des Laienlebens von der Geistlichkeit brachte. So wurden schon um 1677 gelegentlich Collegia biblica ohne Beteiligung von Geistlichen abgehalten, und bald übernahmen an nicht wenigen Orten sogenannte schöne Seelen aus dem Laienstande die Führung. Damit verbanden sich dann früh unmittelbar kirchenfeindliche Erscheinungen: Enthaltung vom Abendmahl, Ausmalung der kirchlichen Zustände der Gegenwart als der des Babels der Offenbarung und dergleichen; und schon 1682 war es daraufhin in Frankfurt, einem der Ursprungsorte der Bewegung, zur Separation von der Kirche und danach, wie von nun ab nicht selten, zur Auswanderung der separatistischen Elemente, diesmal nach Pennsylvanien, gekommen. Vergebens, daß Spener bereits 1684 in einer besonderen Schrift seine Stimme gegen diese Gefahr erhob; sie blieb gleichwohl bestehen und führte, namentlich in dem von jeher dem Sektierertum zugeneigten Schwaben, zu mancher unglückseligen Gemeindebildung. Denn mit der Verkündigung einzelner dogmatischer Abweichungen vom Landeskirchentum verknüpfte sich nicht selten die Aufnahme chiliastisch-enthusiastischer Elemente; Personen wie die Asseburg traten auf, die sich inspiriert glaubten; und sittliche Entgleisungen vervollständigten das Bild einer trüben Gärung, die etwa um 1700 ihren Höhepunkt erreichte.

Dazu kam, daß es, wie stets in solchen Fällen, auch an Einzelpersonen nicht fehlte, die trotzig eigene Wege radikalen Denkens und Empfindens wandelten. Zu diesen gehörten z. B. der schon genannte Gießener Theologe Gottfried Arnold (1666 bis 1714), der Verfasser der „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“[1], und der noch radikalere Johann Konrad Dippel

[1] S. oben S. 121.

(1673—1734), der die christliche Seligkeit auch der Juden, Türken, Heiden lehrte, wenn sie der Welt abstürben.

Im ganzen aber bildeten sich doch nur zwei Richtungen aus, die sich in der Entwicklung der Mittel zur Befriedigung frommen Sinnes stärker unterschieden, und die nach den Namen Speners und Franckes genannt werden können.

Bei Spener und in den Kreisen, die ihm anhingen, herrschte eigentlich nur das Bedürfnis, sich des alten Heils der lutherischen Kirche durch stärkere Gemütserregungen in unmittelbarer Teilhaberschaft bewußt zu werden. Und als Mittel zur Erreichung dieses Zieles diente eigentlich nur eine besonders ständige und innige, bisweilen sogar dringliche und von laut sich äußernder Inbrunst erfüllte Gebetspraxis; insbesondere wurde das Bittgebet um alle möglichen Dinge intensiv gepflegt. So war zum Beispiel die Schwäbin Beate Sturm eine besonders starke Beterin. Sie betete für sich und andere; stundenlang drang sie auf Gott ein mit „Dreistigkeit"[1] und suchte ihn ihrem Willen gefügig zu machen, ihn mit Betteln, Schreien, Ringen gewissermaßen zu ermüden. Natürlich verband sich mit dem Gebete der feste Glaube, erhört zu werden. Und darum brachte das Gebet erfahrungsmäßig einen Zustand besonderer Freudigkeit und Herzensruhe; in vereinzelten Fällen erwies sich das Gefühl, des Gebetes Gewährung zu erhalten, als so stark, daß der Betende für diese Gewährung sein Leben würde zum Pfande gesetzt haben. Dieser Gebetsgewißheit entsprach dann ein unerschütterlicher Vorsehungsglaube auch für die kleinen Ereignisse des Lebens. Und natürlich auch ein ausgesprochener Wunderglaube: doch unter dem Einflusse des Rationalismus, dessen wissenschaftlichen Ergebnissen die Pietisten sich keineswegs entgegenzutreten gezwungen sahen, charakteristischerweise weniger ein Glaube an Wunder, durch welche die Kausalität der äußeren, insbesondere anorganischen Natur aufgehoben wurde, als an solche, in denen die Lenkung

[1] Ritschl 3, 22 ff.

von Menschenseelen durch unmittelbar göttliches Eingreifen, also eine Aufhebnng der psychischen Kausalität, in Frage kam.

Diese Frömmigkeitsmittel und zugleich Frömmigkeitsäußerungen Speners und der Seinigen wurden nun durch Francke schärfer präzisiert. Francke gehörte zu den Frommen, die in einem einmaligen starken Bekehrungserlebnis Heilsgewißheit erlangen; im Jahre 1687 war er zu Lüneburg, seiner „geistlichen Geburtsstadt", des rechten Weges gewiß geworden. Er verlangte daher, daß auch seine Anhänger ein solches Erlebnis aufwiesen, den „Durchbruch"; und darum wurde dies Moment neben der ebenfalls gepflegten Gebetspraxis das eigentlich Charakteristische des sogenannten Halleschen akademischen Pietismus. Erstrebt aber wurde der Durchbruch in der Disziplin eines Bußkampfes, die vor allem in ständig wiederholtem peinlichen Durchforschen des Innern bestand. Es war eine harte Form geistlicher Übung, die bis zu körperlicher Auflösung führen konnte; Semlers älterer Bruder, dem der Durchbruch schwer fiel und der ihn gleichwohl erlangen wollte, hat ganze Nächte durchwinselt und ist schließlich an seiner Bußpraxis gestorben.

Übersieht man aber die Frömmigkeitsmittel des Pietismus, so entdeckt man bald: das Gebet ist eine verfeinerte Form der mittelalterlichen Askese, der Bußkampf eine verinnerlichte Form der Kontemplation. Damit ist die entwicklungsgeschichtliche Stellung der Bewegung ohne weiteres gegeben; es handelt sich um Formen einer ausgeprägt individualistischen Frömmigkeit. Und man erfährt noch zum Überflusse, daß auf individuelles Gebet gedrungen wird, und daß der Bußkampf rein persönlich, ohne Gebrauch der Anleitungen des Mittelalters zu objektiv gebundener Kontemplation, nur durch eine auf das eigene Innere gerichtete Betrachtung geführt werden soll.

Innerhalb des Individualismus aber wiederum wird die geschichtliche Stellung des Pietismus am deutlichsten aus seiner Stellung gegenüber den bestehenden Kirchen. Und da hielt man nun im allgemeinen noch am Luthertum fest, wenngleich dessen Reformbedürftigkeit verkündet wurde. Aber man sah in ihm nur die beste, nicht die einzig mögliche der Kirchen; Spener

hat schon in seine Frankfurter Konventikel auch Reformierte aufgenommen.

Und dieser Haltung gegenüber der Kirche lief eine gleich freie parallel gegenüber der Lehre und der Heiligen Schrift. Man erkannte in den biblischen Büchern Wertunterschiede an. Man stellte den individuellen Heilsweg über die Glaubenssätze. Von rationalistischer Kritik befruchtet oder wenigstens mit beeinflußt, hatte man eine gewisse Abneigung gegen systematische Theologie überhaupt und verhielt sich ziemlich indifferent gegen dogmatisches Christentum. So wenigstens Spener, der gesagt hat: „Das Reich Gottes ist nicht gebannt in die Ringmauern unserer Kirche."

Nun besteht kein Zweifel, daß eine solche geistige Haltung zunächst mit dem Umstand zusammenhing, daß es, sozial betrachtet, aristokratische Schichten waren, deren Angehörige sich im Pietismus zusammenfanden: geistig hochentwickelte Bürger und Adlige. Zugleich aber ist klar, daß diese Haltung leise über den Individualismus hinauszuweisen begann hinein in ein subjektivistisches Christentum.

Dennoch läßt sich von einer allgemein subjektivistischen Haltung noch keineswegs reden. Von deren vollen Zügen fehlt zum Beispiel gänzlich das persönliche Verhältnis und deshalb die Liebe zur Natur: Spener ist in Dresden ein ganzes Jahr lang nicht zum Stadttor hinausgekommen, und in seiner neunjährigen Berliner Tätigkeit hat er seinen Propsteigarten nur zweimal besucht. Nicht minder bezeichnend ist der vollständige Mangel an Liebe zu menschlicher Gesellschaft und Geselligkeit; Franckes „Dreißig Regeln zur Beratung des Gewissens und guter Ordnung in der Konversation oder Gesellschaft" schätzen Geselligkeit nur in der Form christlichen Gedankenaustausches; ganz allgemein gelten ludi fortunae, saltationes und ludi theatrales als ein Greuel vor dem Herrn; den Kindern des Halleschen Waisenhauses ist Ballspielen, Schneeballen, Baden und Betreten des Eises unbedingt verboten, da sie „ihre wahre Freude und süße Herzenslust an ihrem freundlichen und holdseligen Heilande finden" sollen; auch erlaubte Scherze sind

schon an sich anstößig; Verkehr mit Frauen gilt von vornherein als verdächtig, denn in ihm könne man „unmöglich Gott schauen“; und bei einzelnen Radikalen, wie Arnold, steigert sich die Abkehr von der „Welt“ bis zum Gedanken der Ehelosigkeit oder der jungfräulichen Ehe. Ein drittes Merkmal endlich, das den Pietismus innerlich vom Subjektivismus trennt, ist die Tatsache, daß die Erkenntnis als solche nicht geschätzt wird. Oder wie sich Francke ausdrückt: „Alle zu den Füßen Gamaliels erlernte Wissenschaft ist als Dreck zu achten gegen die überschwengliche Erkenntnis Jesu Christi, unseres HErren.“

Unter diesen Umständen war der Pietismus noch nicht entwicklungsgeschichtlich dazu bestimmt, bis an, geschweige denn in die vollen Weiten des subjektivistischen Zeitalters zu führen. Gewiß erstreckten sich unmittelbare Ausläufer seiner Frömmigkeit noch vielfach bis in die neuere Zeit. Die Zusammenhänge zwischen Empfindsamkeit und Pietismus sind bekannt; am lebendigsten und in besonderer Wichtigkeit traten sie vielleicht bei Klopstock hervor; und in Württemberg hat pietistisches Gemütsleben, formaler Verknöcherung und äußerlicher Extravaganz schließlich gleich fern, noch bis tief ins 19. Jahrhundert fortgewährt. Im allgemeinen aber war, was von reinem Pietismus um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch bestand, nicht der Art, daß es ein frisch einsetzendes, die Gewähr langer Dauer in sich tragendes Gemütsleben hätte anziehen können. Wie wenig das selbst da möglich erschien, wo der Pietismus noch in seiner reinsten Gestalt erhalten und fortgebildet war, zeigt nach einigen Seiten hin typisch das Verhältnis Goethes zum Fräulein von Klettenberg. Aber der eigentliche, der Pietismus der Durchschnittsseelen war längst nicht mehr der des Fräuleins von Klettenberg. Bereits im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts war, zunächst für die Anhänger des Theologen Buddeus in Jena, mit Recht der Name Mucker (von germ. muk heimlich tun, verwandt mit meuchel—) aufgekommen: schon wurden die ecclesiolae in ecclesia Speners zu Konventikeln im schlimmen Sinne des Wortes. Und gleichzeitig hörte man auch sonst von zunehmender Vorliebe für

allerlei schwärmerische Absonderlichkeiten, von Abnahme des kirchlichen Bewußtseins, von Separatismus und Mystizismus. Es war eine Richtung, die wohl hier und da aufgestaut und bei der allgemeinen Neigung der Geister zur pietistischen Frömmigkeit nochmals zu besonderen, an sich bedeutenden Wirkungen zusammengefaßt werden konnte. Im ganzen aber kam es, eben wegen der formalen Bindung des Heilswegs und der Heilsmittel und infolge des hierdurch bedingten raschen Verfalls, zu keiner glücklichen Durchdringung altpietistischer Frömmigkeit und neuentwickelten Gefühlslebens: die wenigen Versuche in dieser Richtung sind unerquicklich und überspannt. So die Gemeinde der „Geschwister Christi" des exzentrischen Lavater, der übrigens, wenngleich als klarste und sympathischste Gestalt, auch die Klettenberg angehörte. Wie aber stellte sich Lavater unter all den an eingebildeten Seelenleiden kranken Frauen des Kreises zu dem Fräulein! „Ich muß noch schreiben," heißt es in einem seiner Briefe von ihr, „an Goethe und eine himmlische Seele, Goethes Freundin, die sich Cordata unterschreibt und der Sabbat meiner Reise ist. — O Bruder! welche Seelen gibt's! Wie bin ich Schwätzer, Heuchler, Greuel gegen Cordata!" Welch widerliche Mischung süßlicher Empfindelei und weinerlicher Frömmigkeit? Oder will man schließlich in dem Treiben am Hofe Friedrich Wilhelms II. noch ein Wiederaufleben des alten Pietismus sehen? Der König war alles andere als fromm, sondern nur eine dem Mystischen, Geheimnisvollen, Abenteuerlichen zugeneigte Natur, dem Abenteuerlichen auch in der Form des Pietismus.

Diejenige Frömmigkeitsbewegung des ausgehenden Individualismus, die weit eher, wenn auch in engeren Kreisen, zum Subjektivismus herüber vermittelt hat — Novalis wie Schleiermacher standen zu ihr in den engsten Beziehungen —, und die darum entwicklungsgeschichtlich besonders lehrreich ist, war das Herrnhutertum.

## IV.

Der Graf Zinzendorf ist vom Pietismus ausgegangen; in seinem elterlichen Hause herrschte Speners Geist; er selbst ist auf dem Pädagogium zu Halle erzogen worden. Schon in Halle stiftete er unter seinen Mitschülern einen Erbauungskreis: so tief war ihm das religiöse Bedürfnis eingeboren und die Neigung, andere religiös zu leiten. Nachdem er sich auf sein Gut Berthelsdorf in der Lausitz zurückgezogen hatte, gründete er hier zunächst den Vierbrüderbund, ein Konventikel, mit zwei benachbarten Geistlichen und einem adligen Freunde. Die nächste Gründung war die der Herrnhuter Brüdergemeine (1722, Statuten von 1727): eines großen Konventikels mit teilweis besonderen Formen. Den Anlaß gaben ausgewanderte mährische Brüder, die Zinzendorf auf seinem Gebiete aufnahm, sowie andere Sektierer, Pietisten, Separatisten, Schwenckfeldianer, die sich den Brüdern alsbald zugesellten. Die Gemeine hatte ihre religiösen Privatversammlungen und eine private Laienverwaltung im Ältestenamte; dem gemeinsamen kultischen Handeln diente die Singstunde, die von Zinzendorf oder einem Vertreter geleitet wurde. In ihr wechselten Gesang und erbauliche Rede. Dabei konnte an geeigneter Stelle jedes Gemeindemitglied mit einem passenden Liede einfallen: so wurde der alte Liederschatz der mährischen Brüder erhalten und wieder lebendig gemacht. Es konnte aber auch improvisiert werden, und die Lieder Zinzendorfs versteht man erst recht, wenn man bedenkt, daß die meisten von ihnen als solche Improvisationen entstanden sind. Im übrigen aber bedeutete die Gemeindebildung durchaus keine Kirchenbildung; Zinzendorf und die Gemeine gingen beim Pfarrer von Berthelsdorf zum Abendmahl und erkannten ihn als ihren Parochus an.

Freilich noch viel weniger bestand ein ängstlicher Zusammenhang mit dem Luthertum. Die Bekenntnisse als Träger des Dogmatismus standen den Herrnhutern überhaupt fern. Zinzendorf hat gemeint, es sei gleich, ob eine Seele reformiert, lutherisch oder katholisch sei, wenn sie nur dem Heiland zu

Füßen falle. Dies zu tun galt den Brüdern freilich als selstbverständlich, und insofern empfanden sie ihre Gemeine doch als die wahre Kirche.

Aber die Kirchen- oder die Gemeinebildung ist für Zinzendorf und seine Anhänger überhaupt ein Moment zweiter Ordnung; und mit Recht hat man sagen können — und darin stimmen so verschiedene Beurteiler wie Ritschl und Joseph Theodor Müller überein —, daß sogar für Zinzendorf selber die Gründung der Brüdergemeine mehr Zufall, nämlich Ausfluß seiner stark altruistischen Anlage, als Konsequenz innersten religiösen Bedürfnisses gewesen sei. Dieses innerste Bedürfnis führte vielmehr auf eine rein persönliche, schon stark subjektivistische und als halb subjektivistische Anfangsform enthusiastische Frömmigkeit.

Wie sehr sie der Kern des Neuen war, zeigt schon der rein persönlich-sinnliche Zug der Verehrung, wie er z. B. bei Novalis wiederkehrt, vor allem der Person Christi. Gewiß hatte diese Saite schon im Pietismus angeklungen. Aber voll ertönte sie erst bei den Herrnhutern. Und nicht immer in reinem oder wenigstens geschmackvollem Lobe Gottes. Wie schön war doch von der alten Kirche das Bild des Hohen Liedes von der Taube, die sich im schützenden Felsenrisse birgt, auf die Seele gedeutet worden, die sich vor Satans Krallen in die Wundenmale des Herrn flüchtet. Wenn aber dies Bild in der Gemeine und vor allem bei Zinzendorf zu einem förmlichen Kultus der Seitenwunde Anlaß gab, wenn da von „Wundenwürmelein" und „Kreuzlustvögelein" die Rede war, so gibt es im Himmel und auf Erden keinen Geschmack, der so ekelhafte Exzesse nicht verdammen müßte.

Viel erfreulicher und klarer äußerte sich der durchschimmernde Subjektivismus auf dem Gebiete der Lehre. Hier war er, soweit er erkenntnistheoretisch begründet war, wesentlich ein Produkt des Einflusses weit entwickelter aufklärerischer Lehren, namentlich des Deismus Leibnizens. Äußerlich allerdings hielt Zinzendorf am Augsburgischen Bekenntnisse fest. Allein innerlich stand seine Religion nur auf dem Bekenntnisse von Jesus. „Ein Katechismus für die ganze Welt,

für alle Menschen, der christgemäß sein soll, muß allein von Jesu Christo handeln, der aller Welt Gott ist."

Christus aber, so in den Vordergrund gestellt, wurde so gewiß wie göttlich, so gewiß auch rein subjektiv schon als menschlicher Seelenfreund gedacht. Und das führte innerlich bereits zu einer leisen Historisierung der Heilstatsachen: der Vermenschlichungsprozeß des Göttlichen wurde zum eigentlichen Inhalte des Evangeliums; es war ein „coup de maître der heiligen Dreieinigkeit, daß unser Schöpfer ein Mensch worden ist", und die Andacht wurde zu einer Anbetung der „heiligen Menschheit" des Erlösers.

Natürlich war die Folge einer solchen Bibelerklärung die immanente Deutung des Dogmas. Vor allem fiel da der alte schwere Begriff der Erbsünde; übrig blieb nur die Erkenntnis, daß der Mensch besser sein könne, als er jetzt ist. Zu diesem Besserwerden verhilft nun der Heiland. Und das Besserwerden mündet in Glückseligkeit: denn „nicht darin besteht das Wesen des Christentums, daß man fromm sei, sondern daß man glückselig sei": untergeordnet ist die Genugtuungslehre der Reformation dem Glückseligkeitsideal der Aufklärung.

Natürlich ging die Tendenz der Lehrentwicklung, die mit solchen Ansichten begann, grundsätzlich über die trennenden Unterschiede der Bekenntnisse hinweg; sie bedeutete die „Inthronisierung des Lammes für Christen, Juden und Heiden" und ließ sich in jeder christlichen Konfession durchführen.

Konnten nun Zinzendorf und seine Gemeine unter diesen Umständen an den alten Frömmigkeitsmitteln des Pietismus Gefallen finden, namentlich soweit sie mit Franckes Bußkampf zusammenhingen? Mit der Verwerfung der Sündenschafts- und Genugtuungslehre hatte mindestens der Bußkampf seinen Lohn dahin. Statt dessen suchte man, um zu Christus zu gelangen, einfach den innigsten, ja persönlichen Verkehr mit ihm. Zinzendorf erzählt in dieser Hinsicht schon aus seiner Universitätszeit: „Alles machte ich mit meinem Heiland aus, was mir wichtig war. Wenn ich bei dem Tanzmeister eine künst-

liche Lektion oder bei dem Bereiter eine schwere Schule lernen sollte, so nahm ich den Heiland zu Hilfe." Dieser Verkehr erwies sich dabei als von übernatürlicher Gewalt; er zog wie ein Magnet an, wurde wohl auch durch ein plötzliches religiöses Erlebnis gewonnen oder wenigstens in seiner Wirksamkeit erhöht: „Wenn man, als ein Sünder, dem Heilande das erste Mal zu Füßen fällt, da fühlt man nichts als Liebe, Gnade, Heiligkeit und Erlösung. Das ist ein solcher geheimnisvoller Moment der Freiheit, da man mit Liebestränen zu tun hat, die uns keine Freude wehren." „Die Liebe Gottes kann einem Herzen, welches darauf Achtung gibt, in einem Augenblicke mehr wirken, als alle Sittenlehre nimmermehr ausrichten kann." Also zu einem „Durchbruch" konnte es auch hier, im Bereiche der Herrnhuter Frömmigkeit kommen. Aber es ist nur ein Durchbruch des Bewußtseins „der Gotteskindschaft von Jugend auf". Und diesen Durchbruch hat Zinzendorf in der Tat an sich selbst erlebt: am 19. Juni 1729. Und gewiß gibt es nun auch eine Disziplin auf ihn hin, so wie auch Mittel zur Erhaltung der damit erreichten Höhe frommen Bewußtseins zur Verfügung stehen. „Die Heiligung muß so hoch getrieben werden, sobald man Gnade und Kraft hat, daß eine Seele nicht mehr weiß, was haben, sein, fühlen, faulenzen wollen für ein Ding ist." Und da werden denn allerdings noch Sakramentswirkungen stark mit zu Hilfe gezogen: da „muß man in das innigste Sehnen nach dem ewigen Gut, in ... ein zitterndes Verlangen nach dem Geschmacke des Brotes Gottes und nach der Vereinigung mit dem Mann der Seelen und in ein Geschäftigsein ohne Nachlaß und ohne Müdewerden hineingeraten." Denn den Heiland zu genießen und sein Blut, das ist der Punkt, darauf es ankommt. „Des Menschen Jesu Christi, wie er am Holze so milde sich zu Tode geblutet hat, teilhaft und seines blutigen Verdienstes halber selig werden, das ist der Gemeine Geheimnis." Ist aber das Sakrament, zunächst das des Abendmahls, in diesem Sinne verstanden wirklich noch das alte kirchliche Sakrament zur Vergebung der Sünden? Wer wollte es auch nur einen Augenblick annehmen! Nur die sinnlichste

mystische Vereinigung mit Christus herbeizuführen ist seine Aufgabe.

So ist denn auch das gewaltigste Frömmigkeitsmittel religiöser Gebundenheit, das Sakrament, in dieser letzten Form individualistischen Christentums schon im Begriffe, subjektiv behandelt zu werden: denn verschwunden ist die Furcht vor der Sünde. Wie es das Fräulein von Klettenberg, an dieser Stelle ihrer Bekenntnisse echt herrnhuterisch und mehr noch als herrnhuterisch empfindend, mit klassischer Einfachheit ausgedrückt hat: „Wenn ich Gott aufrichtig suchte, so ließ er sich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich sah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig gewesen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntnis meiner Gebrechen war ohne alle Angst. Nicht einen Augenblick ist mir eine Furcht vor der Hölle angekommen; ja die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Qualortes nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreise meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menschen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unsichtbaren verschlossen war, schon so unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für sie eine Linderung zu versprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen schienen."

Es sind die Gesinnungen, an welche die ersten großen Frommen des Subjektivismus, ein Novalis, ein Schleiermacher, nachmals angeknüpft haben; über sie hinaus ließ sich eine Frömmigkeit des individualistischen Zeitalters nicht mehr denken; ja sie stehen schon ziemlich jenseits der Gemütsgrenze dieses Zeitraums.

Waren sie aber um 1750 etwa weit verbreitet? Keineswegs. Einige Stille im Lande erfreuten sich ihrer, „schöne Seelen" einer zweiten und dritten Generation; ihre ständig organisierte Pflege beschränkte sich auf die kleinen Kreise Herrnhuts. Die geistige Strömung, die herrschte, war die der Aufklärung.

Stand aber die spätere Aufklärung den innersten Bedürfnissen der Menschenseele, die sich im Pietismus und Herrnhuter-

tum in ihrer Weise ausgesprochen hatten, wirklich so fern, als es zunächst den Anschein hat?

Rationalismus und Pietismus sind zunächst längere Zeit, ja ein gutes Stück ihrer Gesamtentwicklung zusammengegangen, insofern sie in Orthodoxie und verknöchertem Christentum den gemeinsamen Feind sahen. Zudem: sollte außerhalb dieser dogmatischen Kirchen oder wenigstens ohne ihre unmittelbare Hilfe ein Verhältnis des Individuums zu Gott gesucht werden, so war das möglich durch Annäherung entweder auf dem Wege des Gemütes oder auf dem des Verstandes. Und anfangs mochte der eine Weg noch ruhig neben dem andern herlaufen, ehe, bei allmählicher Divergenz der vordem gemeinsamen Ziele, Kopf und Herz aneinander gerieten.

So erklärt es sich, daß bei der Taufe der Universität Halle, die um die Wende des 17. Jahrhunderts, zur Zeit der Blüte des Pietismus, recht eigentlich Trägerin aller modernen Geistesströmungen war, Rationalismus und Pietismus in Eintracht beieinander Patenstelle übernommen hatten: neben Thomasius stand August Hermann Francke, und noch spät konnte unter den Gegnern Halles der Spruch die Runde machen: „Du gehst nach Halle? Du wirst als Pietist oder Atheist zurückkehren!“ Und so versteht man auch, wie es innerhalb dieser Zusammenhänge in Halle auf einem Gebiete, das religiösen und intellektuellen Bestrebungen zugleich angehörte, zeitweise zu inniger gemeinsamer Arbeit beider Strömungen kommen konnte. Es war der Fall auf dem Gebiete der Pädagogik. Als Francke im Jahre 1701 seinen Plan zu einem Seminarium universale entwarf, von dessen Durchführung er sich eine volle Umwälzung des europäischen Geisteslebens versprach und als dessen Anfang bloß er die heute noch blühenden großen Halleschen Anstalten betrachtete, da schwebte ihm das Programm einer Bildung und Erziehung vor, die rationalistische und pietistische Elemente in sich vereinigen sollte: Pflege christlicher Frömmigkeit vermöge humanistischer Bildung zur Vertiefung der Bibelinterpretation, aber daneben Pflege auch aller nützlichen Kenntnisse im Sinne der Vernunftlehre: und nur Arbeit,

kein Spiel, keine freien Schulnachmittage, keine Ferien. In pietistischem und rationalistischem Sinne zugleich also wurde die Schola latina begründet und tatsächlich geleitet.

Und es ist charakteristisch, daß der Pietismus in dieser Verquickung mit rationalistischen Tendenzen noch lange fortgelebt hat, ja grade in diesem Zusammenhange in gewissem Sinne von Bedeutung geblieben ist bis zur Gegenwart. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war recht eigentlich ein Freund dieser Kombination, da sie wichtigen Seiten seines eigenen Wesens entsprach; von ihr aus vor allem gewann er ein inneres Verhältnis zu den Halleschen Bestrebungen; und so war es kein Wunder, wenn die Franckesche Methode auf die brandenburg-preußischen Gymnasien übertragen und wenn von ihrem Ideenkreise her auch die preußische Volksschule begründet wurde. Aber die Kombination fand auch über Preußen hinaus Eingang. Blieb es auch vielfach auf den Gymnasien des protestantischen Deutschlands der Hauptsache nach bei dem Schulbetriebe des 16. Jahrhunderts, so sind doch die Franckeschen Reformen wenigstens teilweis auch den sächsischen und sonstigen mitteldeutschen, den mecklenburgischen und pommerschen wie den protestantisch-süddeutschen Schulen zugute gekommen.

Welches von den beiden Elementen dabei stärker eingewirkt hat, das pietistische oder das rationalistische, ist schwer im ganzen zu sagen. Gewiß aber ergibt sich aus der Dauer des kombinierten Einflusses weit über alle spezifisch pietistischen Zeitströmungen hinaus, daß neben den Bedürfnissen des Herzens doch noch stärkere Bedürfnisse auch des Verstandes zu befriedigen waren.

In der Zeit selbst aber, um 1750 etwa, hatte der Rationalismus in der Form der Aufklärung den Pietismus zweifelsohne überflügelt. Es war zunächst geschehen, weil der Pietismus entwicklungsgeschichtlich eine Lösung bezeichnete, die für die früheste Zukunft schon des Subjektivismus unannehmbar war: schon in feste Formen gegossene Frömmigkeitsziele einer älteren Entwicklungsstufe der Persönlichkeit sollten noch einmal erreicht werden vermittelst wichtiger Teile des Empfindungslebens einer

neuen Zeit, die eben erst im Hereinbrechen begriffen war; es war eine unmittelbare Verschiedenheit zwischen Ziel und Mittel mit selbstverständlich unbefriedigendem, bruch- und bresthaftem Ausgang. Aber war nicht auch die Aufklärung selbst um 1750 in einer Wandlung begriffen, die sie um so leichter den Pietismus ersetzen ließ, die sie auch dem Herrnhutertum als eine gefährliche Macht auf gleichem Niveau entgegenstellte: in einer Wandlung hin nach den reicheren Quellen emporquellenden Lebens im Gemüte?

Man würde die Bedeutung der Aufklärung für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wenig verstehen, wollte man nicht diese Seite der letzten rationalistischen Entwicklung scharf ins Auge fassen.

Schon bei Leibniz, dem eigentlich ersten großen Philosophen des inneren Deutschlands, tritt die Kombination rationaler und sentimentaler Elemente deutlich zutage. Sie ist es, welche in der Tiefe seiner Anerkenntnis der christlichen Dogmatik — mit Ausnahme nur der Dogmen von der Verdammnis der ungetauften Kinder und der Heiden! — zugrunde liegt: nicht bloß die Tatsache, daß er eine irenische Natur war im Sinne etwa des Erasmus, oder gar die Erwägung, daß es „diplomatischer“ sei, äußerlich Christ zu bleiben. Und sie ist es auch, die ihn über das Gestrüpp der Dogmen hinaus, die er schließlich restlos in dem Begriffsgebäude seiner religio naturalis unterbrachte, im Christentum wiederum Empfindungswerte begrüßen ließ. Denn nur an den allein und kräftig hervorgehobenen Grundwahrheiten konnte sich wieder ein lebendiges religiöses Gefühl entzünden, nur aus ihnen konnten kräftige Anstöße zum praktischen Handeln hervorgehen. Und darum ist Leibniz für die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse unermüdlich tätig gewesen, wie er zugleich theologische Traktate fast im Stile christlicher Mystik verfaßt hat, so den „Vom höchsten Gute“, den „Von der wahren theologia mystica“ und andere.

Nun begann allerdings nach Leibniz die speziell religiöse, antikirchliche und antidogmatische Aufklärung, um in dem Menschenalter von etwa 1740 bis 1770 ihre höchste Blüte zu erreichen: und damit wurde es von Jahr zu Jahr schwerer,

neben den rationalen Errungenschaften des Verstandes zugleich auch die Frömmigkeit des Herzens zu pflegen. Und es waren dieselben Zeiten, in denen die ersten wahrhaft eingeborenen Erscheinungen subjektiven Seelenlebens eben aus der Tiefe des Gemütes hervorbrachen, um fast ganz im Bereiche dieses Gemütslebens zu verlaufen: Empfindsamkeit, Sturm und Drang, die Zeiten der Genies und ihres Kultus! Wie vermochte sich da die Aufklärung mit den neuen Forderungen abzufinden?

Auch hier zeigen sich bei Leibniz die Spuren einer Auffassung, die schließlich von der Aufklärung in die späteren ersten großen Zeiten des Subjektivismus, in die Jahre Kants und der großen Dichter hinüberleitete, ohne den so vielfach trüben Wässern des anfänglich tosenden subjektivistischen Enthusiasmus allzustarken Einlaß zu verstatten. Bei Leibniz hat das religiöse Gefühl — wie in ähnlicher, nur etwas absonderlicher Weise bei Zinzendorf — schon ein starkes ästhetisches Element; von ihm stammt das Wort: amare est contemplatione alicuius rei delectari. Und eben aus diesem Zusammenhange stammt das, was sein religiöses Gefühl charakterisiert: die ungetrübt optimistische Resignation.

Ist aber nicht eben dies Gefühl auch das religiöse Element der späteren Aufklärung? Überall, wohin wir schauen, sehen wir es wiederkehren: in höchster Reinheit und Vollendung bei Lessing. Es ist der positive Gegenpol der Aufklärung gegenüber der Sünden- und Gnadentheologie der Reformation: zwischen diesen beiden Motiven verläuft die religiöse Entwicklung des Individualismus. Oder hätten etwa die Reformatoren den Satz der Aufklärung billigen können, daß „Zufriedenheit und Freude die sicherste Grundlage der Religion und Frömmigkeit seien"?

Indem sich aber Aufklärung und Reste des Pietismus, sowie auch das Herrnhutertum in einer solchen Empfindung schließlich trafen, ist nicht zu verkennen, daß das religiöse Problem damit nicht eigentlich gelöst, sondern nur vertagt und aus seinen Angeln verschoben worden war. Ihm war ein ästhetisches

untergelegt: durch der Schönheit Land sollte der Subjektivismus der ihm nicht ersparten Aufgabe der Bildung einer eigenen, natürlich auch frommen Weltanschauung zuziehen.

Einstweilen aber galt die Verschiebung des Problems, wie sie denn schließlich das Werk der mächtigsten aller spätindividualistischen Strömungen, des Intellektualismus und der Aufklärung, gewesen ist. Und unter diesem Aspekt gewann die nationale Phantasietätigkeit des ausgehenden Individualismus eine Bedeutung, die weit über den rein ästhetischen Wert ihrer Erzeugnisse — wenn man denn einmal von einem solchen Werte sprechen will — hinausging.

---

# Zwanzigstes Buch.

## Erstes Kapitel.

# Die bildenden Künste des Barocks und des Rokokos.

---

### I.

Die Entwicklung der Architektur auf deutschem Boden während der eigentlichen Renaissancezeit und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts war nicht einheitlich verlaufen[1]. Vor allem die Niederlande, dieser weltgeschichtlich in jener Zeit besonders reich befruchtete Winkel deutschen Wesens, hatten sich abgesondert. Aber auch auf deren Boden wiederum war die Entwicklung schließlich nicht einheitlich gewesen. Von gemeinsamem Grunde aus hatte sich unter dem Einflusse völlig verschiedener politischer und geistiger Schicksale in ihrem Süden ein üppiges Barock, in ihrem Norden eine verständige und würdige Spätrenaissance entfaltet. Von ihnen war dann der vlämische Stil, von den Voraussetzungen des italienischen Barocks beeinflußt, unter dem gewaltigen künstlerischen Drucke der Persönlichkeit Rubens' wenigstens im Kirchenbau ganz zur Blüte gelangt; und noch zu Rubens' Lebzeiten hatte er eine nicht unbedeutende Einwirkung auf die französische Architektur gehabt, während er den binnendeutschen Bauten fernblieb. Die holländische Spätrenaissance dagegen, eine würdige Tochter Palladios, daneben auch von Scamozzi und Vignola beeinflußt, hatte vor

---

[1] Vgl. hierzu und zum Folgenden Bd. VI, S. 268 ff.

allem den Profanbau gepflegt und besaß die Verheißung einer weiten Verbreitung in den Ländern des protestantischen Nordens.

Ehe indes diese Lage, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, klar zutage trat, hatte die vlämische Kunst wie auch die holländische im Wettstreit mit der italienischen schon fast ein Jahrhundert auf die binnendeutsche Architektur eingewirkt; und gleichzeitig hatte diese, landschaftlich vielfach abweichender Entwicklung unterliegend, doch vor allem dem Drucke der Formenwelt des nationalen, außerordentlich hochentwickelten Kunstgewerbes nicht widerstehen können. Und so war denn jener bunte Reichtum der spezifisch deutschen Renaissancebauten emporgeblüht, der freudig, aber fast systemlos eine Welt ewiger Abwechslung umfaßt, der selbstbewußt und doch ein wenig zerfahren in der sich unendlich wandelnden Eigenart seiner Formen jeder Stimmung, jeder Heimlichkeit, ja jeder Erinnerung fast des Daseins gerecht wird.

Es war ein Stil voll Humor, voll Häuslichkeit, traut und neckisch: das volle Gegenteil der geregelten, bei höchster Anmut doch wohlüberlegten italienischen Renaissance. Es war ein Stil, der gewissen Gemütsregungen des Zeitalters trefflich entgegenkam, dem aber so ziemlich alles fehlte, was ihn zum systematischen Ausdrucke des besonderen architektonischen Könnens und der entwicklungsgeschichtlichen ästhetischen Anschauung der Zeit hätte machen können.

So kann er auch nicht als der für das Zeitalter des 16. bis 18. Jahrhunderts eigentlich charakteristische Stil bezeichnet werden; schon sein bunt zusammengesetztes Herkunftszeugnis verbietet das. Der bezeichnende, der entwicklungsgeschichtliche Stil des Zeitalters ist vielmehr das Barock und dessen Folgeerscheinung, das Rokoko.

Das Barock ist in Italien entstanden; aber es hat, soweit es Ausdruck gemeinsamer künstlerischer Auffassungen der abendländischen Kulturwelt war, seinen Weg durch West- und Zentraleuropa gemacht, bald mehr, bald minder gepflegt; und auch auf deutschem Boden ist es nicht bloß aufgenommen, sondern zugleich auch mit erzeugt worden. Im Übermaße seiner Formen-

fülle freilich blieb es hier im ganzen Eigentum der katholischen Länder; doch auch die holländische Spätrenaissance nahm, indem sie auf die binnendeutsche Entwicklung speziell des Nordens übertragen wurde, eine nicht unbedeutende Anzahl barocker Elemente auf, die sie seit den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts zugleich mit französischen Einflüssen vermischte; und die einfacheren und würdigeren Formen des italienischen Barocks haben ihren Weg auch unmittelbar in den protestantischen Norden gefunden.

Für die Erkenntnis des allgemeinen Stilcharakters des Barocks gibt es auf deutschem Boden wohl keine lehrreichere Tatsache als die, daß die Philologen der holländischen Universitäten und die Klassizisten der holländischen Baurenaissance schon früh, vor allem durch das Buch des Franciscus Junius „De pictura veterum“ (1637) vertreten, eifrige Angriffe gegen die großen Meister der holländischen Malerei und deren Werke richteten. In der Tat: die ästhetischen Ideale der Renaissance und dieser Malerei waren grundverschieden. Hier die strengste Konturierung der Formen; alle Flächen klar umrissen, nirgends die Mäßigung einer Kante durch Abschleifen oder Runden, nirgends die Konzentration von Massenwirkungen unter Aufhebung der Schönheitsfreude am Einzelnen; dort das Verblassen des Umrisses im Licht, die Auflösung des umrissen Flächenhaften im Halbdunkel und eine Komposition, die durch Licht und Schatten bedingte Kontraste in Massenwirkung gegeneinandersetzte und harmonisch ausglich. So konnte, da die niederländische Malerei recht eigentlich der erste große und offenbare Ausdruck des ästhetischen Vermögens des Zeitalters vom 16. zum 18. Jahrhundert war, die Architektur der Renaissance nicht den charakteristischen Baustil dieser Zeit bedeuten. Auch in der Architektur kam es darauf an, dem Licht Eingang zu verschaffen, die Bauteile im Halbdunkel gleichsam lebendig werden zu lassen und durch eine Anordnung nicht weiter ausbreitender, sondern gewaltig zusammenfassender Art Massenwirkungen von berückender Majestät zu erreichen. Der Stil, der dies leistete, war das Barock.

Das Barock beseitigte die feinen Formen des plastischen Ornaments der Renaissance: die Licht- und Schattenwirkungen sollten voller werden, also wurde das Relief stärker betont, die Ausführung vergröbert, die ornamentale Form, soweit sie sich diesen Bedürfnissen nicht fügte, über Bord geworfen. In gleichem Sinne wurde auch die Form der Bauglieder verändert und zugleich außerhalb der Fassade auch noch in steigendem Maße zum Schmuck der Innenräume verwendet. Die Gesimse wurden wuchtig, die Profile luden aus, die graden Konstruktionsteile erhielten Schwingungen zur Erzeugung von Licht- und Schattenwirkung: die gewundenen Säulen, die geschweiften und gebrochenen Giebel kamen auf, Kreise wurden zu Ellipsen, Quadrate zu Rauten oder noch verwickelteren Formen; und gewaltige Treppen mit niedrigen Stufen in gebrochenen Konturen umrahmten den Baukern.

Zugleich wurde der plastische Schmuck in ganz anders dekorativem Sinne als bisher angewandt und auch unendlich vervielfacht. Hatte die Gotik die Statue aufs Skeletthafte reduziert, um der Darstellung des Innenlebens alle Aufmerksamkeit zu sichern; hatte die Renaissance wenigstens in Italien ein schönes Gleichgewicht des ruhig Plastischen und des ausdrucksvoll Mimischen erreicht: so gab jetzt das Barock seinen Statuen etwas gewaltsam Bewegtes; eine übereilte, nervöse Gestikulation von starker Mache verband sich mit überschwellender Plastik der Muskeln. Dabei trat die Charakterisierung des Innenlebens zurück: aller Nachdruck wurde auf die bewegte Wirkung nach außen, auf starke Reflexe in Licht und Schatten gelegt.

Wie hier Energie, berauschendes Machtgefühl Tendenz zum Majestätischen und zugleich Aufregenden, kurz das herrschte, was Vasari maniera grande nennt, so nicht minder in der Art der baulichen Gesamtanlage. Zunächst: keine behagliche Breite, kein Sichgehenlassen, sondern Zusammenraffen, Wucht, Repräsentation. Daher Vorliebe für Zentralanlagen, Kuppeln, Konzentration überhaupt in der Vertikale, Schwingung der ganzen Baumasse um ein künstlerisches Zentrum. Und hierzu:

Belebung der Massen, Grundpläne mit gleichsam lebendigen, weichenden, vorschnellenden Linien, in der Fassade Anstrebung absoluter Einheit: Gestaltung des Parterres zum Sockel drüber ragender Stockwerke, für diese Stockwerke aber Durchführung von Säulen- und Pilasterstellungen durch mehrere Geschosse; im Innern endlich Gruppierung aller Räume um einen feierlichen Haupt- und Kuppelraum und daher weder Flügelbauten noch sonst welcher Anbau.

Das Ganze aber, tektonisch zusammengefaßt, nochmals mit überschäumendem Kraftgefühl gleichsam raffiniert, geschnürt und konzentriert unter gewaltigen Lichteffekten. Daher Anordnung der Räume im Sinne der Abwechslung von Licht und Dunkel und vorschreitende Beleuchtungsstärken bis zum Kern des Gebäudes. In diesem selbst dann, vorbereitet auch schon in den konzentrischen Räumen, der Versuch, innerhalb kräftig gefärbter, durch Gold farbig erhöhter Wandungen das Licht in tausend einzelnen Widerscheinen vollends überwältigend herrschen zu lassen: Auflösung des Gebundenen der Materie in ein Unendliches, Reflexbewegtes, Reflexumflossenes; Ausstattung der wichtigsten Räume mit der flirrenden Widerstrahlung von tausend Marmorplatten oder glänzendem Wandstuck, Anbringung künstlicher Lichtquellen, Verwischung des Übergangs von stützender Wand zu lastender Decke: — Auflösung endlich des tektonischen Charakters der Decke als des nach obenhin schließenden Bauteils durch Ausmalungen in raffinierter Verkürzungstechnik, welche, mit Vorliebe den Olymp oder irgend einen andern Ort der Götter und Seligen darstellend, die Decke ästhetisch öffnen und den Himmel gleichsam herabziehen in den festlichen Prunk menschlicher Begrenztheit.

Bauten, so unter tausend durcheinanderwebende Schwaden bunten und farblosen, direkten und indirekten Lichtes gesetzt, sinnverwirrend und doch gedrungen, zauberhaft und doch virtuos berechnet, ausgestattet mit den intimeren Reizen vielleicht noch des Tafelbildes oder des in die Wände eingelassenen Ölgemäldes, weihrauchdurchduftet, tondurchwebt: wer wollte sie nicht als die architektonischen Schwesterbildungen der Kunst eines Rubens

und Rembrandt erkennen? Und so erfüllten sie in diesem Zeitalter auch die germanische Welt.

Von Italien zunächst, wo es seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts zu voller Blüte gelangt war, ist das Barock ins innere Deutschland vorgedrungen; Salzburg, der alte Schauplatz italienischen Baueinflusses, sah seit 1614 den ersten Dom des neuen Stils entstehen. Es ist ein noch ganz italienisches Monument von großer und wuchtiger Wirkung, fern dem malerischen Sichgehenlassen der gleichzeitig abblühenden deutschen Renaissance, und sein Schöpfer war ein Italiener, der Comaske Santino Solari.

Aber nach dem großen Kriege begannen sich auch heimische Architekten, zunächst Süddeutschlands, den Stil unter Einfügung deutscher Motive anzueignen. Zwar blieb dabei für die kirchliche Architektur, die noch immer im Vordergrunde alles Bauinteresses stand, das in Italien am Petersdom erprobte, von Solari schon auf Salzburg übertragene Grundrißschema bestehen: Verbindung von Langhaus und Zentralbau, Tambourkuppel über der Vierung, Auflösung der Nebenschiffe in Kapellenräume. Es war ein Schema, das vollkommen dem Bedürfnisse des im Tridentinum neugeordneten katholischen Kultes entsprach; in Salzburg allein ist es mit kleinen Änderungen im Laufe der Jahre 1686—1707 in sechs verschiedenen Fällen zur Anwendung gelangt. Aber wie man sich hier im einzelnen schon starke Abweichungen erlaubte, während gleichzeitig die alten Formen einschiffiger und dreischiffiger Basiliken ohne Querschiff noch gelegentliche Verwendung fanden, so fügte man dem Ganzen auch gern ein Bauglied bei, auf das die deutsche Architektur immer einen besonderen Wert gelegt hat: zwei die Westfassade beherrschende, möglichst langgereckte, zwiebelhaubenbedeckte Türme. In dieser Form, unter immer stärkerer Ausbildung der einzelnen tektonischen und ornamentalen Teile ins Überladene, ja Plumpe hat dann das Barock als Kirchenstil eine überaus weite Verbreitung gefunden, denn kaum ein Zeitalter, abgesehen etwa vom 12. und 13. Jahrhundert und der Gegenwart, hat in Deutschland kirchlich so viel gebaut als

das letzte Drittel des 17. und die beiden ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts.

Vor allem waren es die alten Abteien, die sich jetzt von den Schrecken der Reformation erholt hatten, zu geregelter Bewirtschaftung der Trümmer ihres mittelalterlichen Großgrundbesitzes fortgeschritten waren, dessen Einkünfte sie mit Vergnügen durch die sichere Rechtsprechung des absoluten Staates gewährleistet sahen und nun ihren Überschuß zu kostbaren Neubauten verwandten. Den Reigen führte hier Kempten, die den Bauern der agrarischen Unruhen des 15. und 16. Jahrhunderts so besonders verhaßte Abtei; seine prächtige Stiftskirche ist in den Jahren 1652—1670 entstanden. Und dann folgte eine Fülle anderer Klöster; so Admont in Niederösterreich, Braunau in Böhmen, Ebrach in Franken, St. Gallen, Klosterneuburg bei Wien, Kremsmünster, Leubus in Schlesien, Einsiedeln in der Schweiz, bis die Reihe in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts etwa mit Melk in Niederösterreich, Göttweig bei Krems, Grüssau in Schlesien, Fürstenfeld bei München, Banz in Franken und Weingarten bei Ravensburg geschlossen wurde[1].

Und neben den freilich besonders eifrigen Klosterleuten bauten auch die kirchlichen Fürsten: denn noch trat für sie in dieser Periode der weltliche Bauherr hinter dem kirchlichen zurück; erst die Zeiten des Rokokos haben, dann freilich in üppigster Ausstattung und größtem Umfang, die weltlichen Residenzen, Paläste und Schlösser landesherrlicher Bischöfe zahlreicher emporwachsen sehen. Jetzt aber wurden noch die alten Dome teilweis ins Barocke ausgebaut; wie im Vlamland, so wurden auch im innern Deutschland namentlich die romanischen Anlagen von diesem Schicksale betroffen: allen vorweg der Dom zu Passau (seit 1684 umgebaut), mit am spätesten der Dom zu Hildesheim (seit 1730). Daneben aber erstanden neue Bauten; reiche Pfarreien, namentlich der größeren Städte, wetteiferten mit dem Klerus der Stifter: und auch die katholischen Laienfürsten traten in den Wettbewerb ein; ja grade ihrem Entschlusse wurden

[1] Vgl. Dohme, Gesch. d. deutschen Baukunst S. 375, 406.

einige der bemerkenswertesten Denkmäler des kirchlichen Barocks auf deutschem Boden verdankt, so Sankt Kajetan in München und vor allem die katholische Hofkirche in Dresden. Diese, eine Schöpfung Chiaveris aus den Jahren 1738—1754, ist ein Spätling der ganzen Entwicklung, der noch einmal in dem effektvollen Aufbau, in dem majestätischen Eindruck und in der malerischen Lichtführung alle bezeichnenden Seiten des Barocks zur Geltung bringt, wenn auch schon in Wirkungen, die nach dem Rokoko zu abgetönt sind.

Das Barock war in erster Linie ein Stil bewußt kirchlichen Pompes; in seinem Ausbau hatte sich der regenerierte Katholizismus einiger der tiefsten ästhetischen Neigungen des Zeitalters überhaupt bemächtigt. Bei dem inneren Zusammenhange aller Kulturerscheinungen jedes Zeitalters lag es daher in der Natur der Dinge, daß der Stil auch der Haltung der europäischen Laiengesellschaft seit der Mitte des 17. Jahrhunderts durchaus entgegenkam. Wir kennen sie schon, diese Zeit der gesellschaftlichen Allongeperücke und der höfischen Repräsentation: mit welchem Gefühl innerer Harmonie mußten sich ihre Vertreter in den würdig-theatralischen Räumen des neuen Stiles bewegen!

So hatte sich schon in Italien ein besonderes Barock des städtischen Palastes entwickelt. Entsprechend den Gewohnheiten noch des heutigen Italiens, ja des Südens überhaupt waren diese Paläste nach deutschen Begriffen nicht eigentlich wohnlich; vielmehr wurde der Hauptwert auf große, luftige und zugleich repräsentative Räume gelegt, womit man den Bedürfnissen der Gesellschaft der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in jedem Betracht entgegenkam. Große Treppenanlagen, die in hohe und weite Säle eines ersten Geschosses führten, während das Parterre untergeordneten Bedürfnissen diente und in den bei dem engen Straßenraum unvermeidlichen Mezzainen, sowie in den oberen Stockwerken die eigentlichen Wohnräume enthalten waren: das war es, was man von einem Palaste der Zeit vor allem verlangte. Dazu kam da, wo die Anlage besonders ausgedehnt war, die Anordnung eines oder mehrerer Arkadenhöfe, deren Flügel in

rechten Winkeln aufeinanderstießen, — ein altes Motiv schon der Renaissancezeit, das aber noch Schlüters ersten Entwurf zum Berliner Schlosse (1696) beherrscht hat. Das Ganze, das aus diesen Voraussetzungen hervorging, war eine hausartige Anlage von beträchtlichen Höhenmaßen, festgeschlossen angeordnet um ein prächtiges Treppenhaus oder einen saalartigen Hauptraum, der oft durch zwei Stockwerke hin aufstieg, kurz, eine Anlage verhältnismäßig geringer Baufläche und bemerkenswerter vertikaler Dimension bei möglichst zentraler Anordnung. Es war klar, daß ein solcher Palast völlig harmonisch eigentlich nur innerhalb einer großstädtischen Umgebung wirken konnte, mithin in Deutschland, in einem Lande republikanischer Reichsstädte, wo den Fürsten im ganzen nur kleinere Orte als Residenzen zur Verfügung standen, nur ziemlich beschränkte Anwendung zuließ. Zudem waren die Territorialfürsten des Reiches in der Blütezeit des Stils nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges zu sehr mit der bloßen wirtschaftlichen und militärischen Rekonstruktion ihrer Staaten beschäftigt, um schon an große Bauten denken zu können; erst das zweite Viertel etwa des 18. Jahrhunderts hat den Aufschwung fürstlichen Baueifers gesehen.

So sind denn völlig durchgeführte Barockpaläste in Deutschland nicht eben häufig; diejenige Stadt, die deren weitaus am meisten birgt, wie sie auch die zahlreichsten Kirchen des Barockstils aufweist, ist Prag. Aber nicht die Monarchie hat hier diese Bauten geschaffen; ihr, vor allem Kaiser Karl IV., wird nur die andere Blütezeit der großen Prager Architektur, die des 14. Jahrhunderts, verdankt. Vielmehr war es jetzt der neue, durch die kaiserlichen Landschenkungen reichgewordene Militäradel des Dreißigjährigen Krieges[1], der, üppig emporwuchernd, die bauliche Physiognomie der Hauptstadt bestimmte. Schon Wallenstein hatte sich in Prag einen großen Palast bauen lassen; dann folgte eine ganze Anzahl andrer gewaltiger Bauten, vor allem das besonders ausgedehnte Palais Czernin; und die Tätigkeit so ausgezeichneter Meister wie Dinzenhofers,

[1] Vgl. dazu Bd VI, S. 428.

des Erbauers der Fuldaer Kathedrale, und des Wieners J. B. Fischer von Erlach kam nicht zum geringsten Teile den Prager Bauten zugute.

Seine herrlichste, späteste und zugleich eigenartigste Blüte aber entfaltete der barocke Palaststil auf deutschem Boden in Dresden: am selben Orte, wo der barocke Kirchenbau mit einem so einzigen Werke wie der Hofkirche geendet hat. Der „Zwinger" Pöppelmanns ist in den Jahren 1711—1722 entstanden, freilich dem Grundrisse nach schon ein Erzeugnis des Rokokos und seiner Vorliebe für weitgestreckte Horizontalanlagen, wenn hier auch ein solcher Bau schon durch den besonderen Zweck, die Herstellung eines weiten Architekturrahmens für die Festzüge und Maskeraden des Hofes, besonders begründet war: doch der architektonischen Struktur und dem Schmucke nach die freieste, wunderbarste und individuellste Schöpfung des absterbenden Barocks. Hier ist fast jede grade Linie gebrochen, fast jede Kreislinie verwickelter gebogen, und in phantastischster Weise werden die ornamentalen wie die tektonischen Formen der Vorzeit verwandt. Dabei herrscht ein Reichtum und eine Üppigkeit des Figürlichen und eine Wohligkeit und ein Übermut der bildnerischen Erfindung, die auf abendländischem Boden nirgends übertroffen worden sind. Dennoch ist der Eindruck des Ganzen geschlossen, ja bei allem Überschwall des Einzelnen würdig; hinter den drängenden Gestalten waltet der ordnende Geist des Künstlers; und trotz freiester Lösung des Einzelwerks empfindet man die majestätisch herrschende Wucht des Stiles.

Dies Wesen ist bis zu einem gewissen Grade auch denjenigen Bauten eigen, die in Norddeutschland zunächst noch durch den Einfluß der klaren palladiesken Spätrenaissance Hollands bestimmt worden sind. Denn einmal erfuhr dieser Stil in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch französische Einflüsse, besonders den des Refugianten Daniel Marot, der Architekt des Haager Hofes wurde, selber eine Umgestaltung im Sinne reicherer Betonung der baulichen Formen; anderseits aber und vor allem drangen die Elemente des süddeutschen Barocks weit in den Norden vor.

Am reinsten kamen gegenüber solcher Stilmischung die holländischen Einflüsse, abgesehen von einigen Kirchen, noch in Berlin zum Ausdruck; denn hier trug vom Großen Kurfürsten bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen die maßgebende Kunstauffassung mit geringen Unterbrechungen überhaupt holländischen Charakter. Aus holländischem Geiste heraus ist der ursprüngliche Entwurf des Zeughauses (1694 ff.) geschaffen worden. Vornehmlich holländischen Geist atmet auch trotz aller römischen Einflüsse der Gesamtcharakter des Berliner Schlosses, so wie es Schlüter schaffen wollte; der Münzturm, dessen Sinken schließlich die Entfernung des Meisters aus der Bauleitung herbeiführte, war echt holländisch gedacht: denn grade für die Turmformen hatte die holländische Renaissance die Grammatik Palladios erweitert, indem sie, anknüpfend an die Holzausführung der oberen Stockwerke holländischer Kirchtürme schon in gotischer Zeit, vorwärtsgedrängt zudem durch den niederländischen Brauch umfänglicher Glockenspiele, die oberen Turmgeschosse ins Freie und Luftige und dadurch Leichtschwingende umgestaltete, den Glockenstuhl zum beständigen, architektonisch reich entwickelten Teile des Turmbaus machte und das Ganze mit durchbrochenen Hauben oder Zwiebeln freudig abschloß.

Indem aber so Norddeutschland wenigstens an éiner wichtig werdenden Stelle den Zusammenhang mit den ruhigeren Formen der holländischen Renaissance festhielt, schien zugleich eine Stätte gegeben, an der derjenige Stil hätte einsetzen können, der, obgleich entwicklungsgeschichtlich die naturgemäße Fortbildung des Barocks, dennoch tektonisch der holländischen Renaissance, ja überhaupt aller Renaissance auf den ersten Blick mehr zu ähneln schien als dem Barock, das französische Rokoko.

## II.

Zum Verständnis des Rokokos auch auf deutschem Boden bedarf es des Rückblicks auf die Entwicklung der französischen Architektur seit dem 16. Jahrhundert.

In dem Frankreich des späteren 16. und des 17. Jahrhunderts wiederholten sich bis zu einem gewissen Grade die künstlerischen Gegensätze, die wir in den Niederlanden scharf geschieden kennen gelernt haben, und die auch das innere Deutschland seit den Zeiten der Gegenreformation einigermaßen beherrscht haben: auf der einen Seite stand der Katholizismus und bevorzugte die Weiterentwicklung der Architektur etwa im Sinne des italienischen Barocks, auf der anderen der Protestantismus, in starker Anlehnung an die Gesetze der Antike, die er in den keuschesten Formen der späteren Renaissance, den Bauten etwa eines Palladio, so ziemlich verwirklicht glaubte.

Aber während in den Niederlanden die Gegensätze des vlämischen Barocks und der holländischen Hochrenaissance getrennt verliefen und im inneren Deutschland das Barock des katholischen Südens auch im Norden immer mehr Boden fand, erhielten sich bei den Franzosen die Formen der Renaissance als herrschend, da ihnen der ausgesprochene Sinn der Nation für das einfach, ja kühl Verständige, haarscharf Formenrichtige und zugleich frisch und anregend Anmutige zugute kam.

Damit war, da die Italiener noch bis tief in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein als das führende Kunstvolk auch in Frankreich galten, die Anlehnung an Palladio und Scamozzi gegeben. Aber bald entwickelte sich doch aus dem Studium der italienischen Spätrenaissance ein eigner französischer Stil; Jacques Lemercier (1584—1654), der Architekt der Sorbonne (1629 ff.), ahnt ihn schon; durchgebildet hat ihn dann eine folgende Generation von Architekten, Levau und vor allem der ältere Mansart (1598—1666).

Und diese Emanzipation vollzog sich nun unter dem Einfluß eines gesellschaftlichen und geistigen Lebens der vornehmen Kreise, das seit Richelieu jenen uns schon in den Grundzügen bekannten außerordentlichen Aufschwung nahm[1]. So fand denn der emporstrebende Stil, trotz aller Kirchenbauten, seine wesentlichste Entwicklung doch in der Architektur des Palastes. Dabei

---

[1] S. oben S. 24 ff.

wich der bauliche Typus, der hier zunächst entwickelt wurde, von dem italienischen insofern noch nicht allzusehr ab, als auch er der Typus eines städtischen Palastes war. Auch in Frankreich wurde daher zunächst auf den Aufbau mehrerer Geschosse Wert gelegt, und auch hier kam es gern zu einem geschlossenen Hofbau. Aber freilich: im einzelnen schlug der französische Palastbau bald recht abweichende Wege ein. Legte der italienische Bauherr auf das Großartige, Wuchtige Wert, so der französische auf das Intime, war am italienischen Palast die Straßenfront die Schauseite, von der aus sich der Reichtum der Ausstattung nach der Gartenfront zu abstufte, so galt für den französischen Palast so gut wie das Gegenteil; war dem italienischen Palast die Ausstattung mit wohnlichen Zimmern fast fremd, während Säle und Treppenhäuser in der repräsentierenden Pracht von Bauformen erstrahlten, die aus der Außenarchitektur ins Innere gezogen waren, so wurden im französischen Palast die Treppen, wenn auch reich, so doch mit Rücksicht auf möglichst bequemen Gebrauch angelegt; als einer der wichtigsten Repräsentationsräume bildete sich bezeichnenderweise der Paradebettsaal aus, und auf die Wohligkeit und Heimlichkeit der eigentlichen Wohnräume wurde steigende Sorgfalt verwendet. So wollte der französische Palast von vornherein von außen weniger vorstellen als im Innern behaglich erwärmen, nicht auf das Straßenleben und das Dasein im Freien war er berechnet, sondern auf Abkehr von dem Treiben der Gasse und auf Stunden heimlich-geselligen Verkehrs.

Unter diesen Umständen versteht es sich von selbst, daß je länger je mehr die vereinfachten und ins Nationale umgesetzten Formen der italienischen Spätrenaissance das äußere Gewand der französischen Paläste bildeten, bis man schließlich fast auf die einfachsten überhaupt noch denkbaren Arten des Fassadenschmucks mitteleuropäischer Häuser zurückwich. Im Gegensatze aber zu diesem unscheinbaren Außengewand wurde die architektonische, plastische, malerische, kurz die kunstgewerbliche Ausstattung des Innern von Generation zu Generation gesteigert: in diese Richtung, mit der Absicht, die „bienséance“,

die „commodité“ des Ganzen zu erreichen, ergoß sich die ganze Kunst, und in dieser Richtung prägte sich die volle ästhetische Anschauung des Zeitalters in schließlich ganz anderen, als barocken, und anfangs doch dem Barock noch sehr nahestehenden, sowie ihm dauernd verwandten Formen aus.

Der erste große Meister, der die soeben geschilderte Tendenz deutlich zum Ausdruck brachte, war Charles Lebrun (1619—1690). Er ahmte jene Mischung von Plastik, Malerei und Architektur nach, die etwa den barocken Dekorationen des Palazzo Pitti in Florenz zugrunde liegt; aber er tat das nicht in unmittelbarer Aneignung, sondern er bildete die italienischen Motive zu jener feineren Formensprache, zu jener halb klassischen Mäßigung um, die sich noch eben mit der Außenarchitektur eines Mansart oder Levau zu vertragen schien. So hat er, seit 1660 zum Direktor der königlichen Gobelinmanufaktur und seit 1662 auch zum Leiter der Manufacture royale des meubles de la couronne ernannt und bald ausschlaggebender künstlerischer Berater Ludwigs XIV., der seinerseits wiederum seinen Geschmack mitbestimmte, bis zu seinem Tode, ein ganzes Menschenalter hindurch, eine der wichtigsten Stellungen in der französischen Kunstwelt eingenommen. Er war der Schöpfer jenes triumphierenden und doch maßhaltenden Innenbarocks der wichtigsten Verkehrsräume im Schlosse von Versailles sowie der Apollogallerie des Louvre; er hat die Gallerie des glaces in Versailles in ihrer gewaltigen Großförmigkeit gebaut und damit den in dieser Hinsicht auch dem gegenwärtigen Frankreich noch so teuren Spiegel als architektonisches Dekorationsstück eingeführt; und seine Innenkunst hat schließlich auch die palladiesk-klassizistischen Neigungen der Architekten, wie sie seit 1671 in der neuen Akademie der Baukunst vertreten waren, zu übrigens mäßigen Zugeständnissen an die außerhalb Frankreichs herrschende Architektur des Barocks gezwungen. Allein die Richtung Lebruns, die man als eine dem italienischen Barock verwandte bezeichnen kann, begann eigentlich schon mit seinem Tode abzusterben. Und die endgültige Wendung zu einer Art neuen Stils kam schließlich nicht von der Dekoration im umfassenden Sinne

des Wortes her, dem jetzt wichtigsten Teile der Architektur, sondern entwickelte sich aus Änderungen der Tektonik, wie diese wiederum aus veränderten Bedürfnissen hervorgingen.

Der Sonnenkönig war inzwischen gealtert; die formenreiche Repräsentation des Königtums in den weiten Sälen des Versailler Schlosses begann ihn anzuwidern; er sehnte sich ins Ungezwungene; der Einfluß der Frau von Maintenon nahm zu, manche Stunde des Königs war dem Verkehr mit seinen natürlichen Kindern gewidmet. So waren es nicht mehr die geschlossen ragenden Paläste, die, wenn auch von Garten und Park umgeben, ihn lockten; er suchte die gemütvolle Einsamkeit des Landhauses. Und mit ihm, ja vor ihm empfand die Hofgesellschaft, empfanden Adel und Finanz, schließlich angewidert durch den verstandesmäßigen Pomp des Barocks und des Schwulstes, ein verwandtes Bedürfnis.

So bildete sich, einer Neigung des Königs wie den Bedürfnissen der französischen Gesellschaft spätestens der letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts überhaupt folgend, nach manch früherer und gelegentlicher Anwendung, der Typus eines neuen Palastes aus. Indem man den Palast ganz hineinstellte in die freie Natur des Landaufenthaltes, schwand die Nötigung zu stockwerkhohem Aufbau: vielmehr weit hingestreckt, einstöckig und zweistöckig zum großen Teil, in Form von abgegrenzten Pavillons, die bald durch weite Galerien verbunden wurden, erschien der neue Schloßbau erwünscht. Und um den Hauptbau legten sich Nebengebäude, Kavalierbauten, Orangerien, Menagerien, und dies alles war umgeben von prächtigen, weitausstrahlenden Gartenanlagen, deren architektonische Anlage mit ihren Ornamentbeeten und zugestutzten Bäumen und Sträuchern langsam in die freie Natur überführte, vor allem in den noch meilenweit von regelmäßig angelegten Schneisen durchbrochenen Wald.

So entstand denn neben den alten Palastbauten, die gelegentlich noch immer weitergeführt wurden, das Ideal eines veränderten Adels- und Fürstensitzes, an dessen Vollendung Architekt und Gartenkünstler in gleicher Weise zu schaffen hatten; und von großen Meistern, einem Hardouin-Mansart (1646 bis

1708) und Lenôtre (1613—1700), einen De Cotte (1656 bis 1735), Boffrand (1667—1754), und Briseux (1680—1754), ward es, während sie zugleich im städtischen Palastbau weiterschufen, verwirklicht.

Indem aber diese Veränderung eintrat, erhielten auch die Innenräume, in deren Dekoration sich vor allem das Kunstempfinden der Zeit auswirkte, allmählich einen gänzlich veränderten Charakter; denn jetzt wurde das Problem der Lichtbewältigung von einem ganz anderen Standpunkte her aufgefaßt. Die italienischen Paläste hatten, zur Abwehr der Hitze des Südens, verhältnismäßig nur kleine Fensteröffnungen haben können. Es war ein Motiv, das aus der Architektur der italienischen Renaissance wie des Barocks der Natur der Sache nach niemals verschwinden konnte. Als man dagegen den italienischen Stil in Frankreich aufnahm, sah man sich an so kleine Lichtöffnungen keineswegs gebunden; bald wurden die Fenster vergrößert; und als Bernini seinen berühmten Plan zum Ausbau des Louvre aufstellte, konnte man ihm unter anderem mit dem für die französische Betrachtung allein schon durchschlagenden Vorwurf entgegentreten, die Fensteröffnungen seien viel zu klein.

Indem aber immer stärkeres Licht in die mit schwerer Barockarchitektur ausgestatteten Zimmer, Korridore, Säle einströmte, empfand man die Reflexe, welche von dem dunklen Tone der Möbel, den überwuchtigen Profilen, dem verschwenderisch angebrachten Golde ausgingen, als verwirrend, unruhig und geschmacklos. Das Bedürfnis trat auf, das Licht vielmehr in den breiten Schwaden, in denen es zu den Fenstern eindrang, einheitlich und groß wirken zu lassen. Es konnte am einfachsten befriedigt werden, wenn man diesem Lichte nichts entgegensetzte als Weiß. Es ist die vom älteren Mansart gefundene Lösung: er ging von den tiefen Tönungen des barocken Stucks zur einfachen Nachahmung weißen Marmors über.

Aber inzwischen war das Lichtbedürfnis und die Lichteinfuhr in das Innere der Bauten noch beträchtlich gewachsen. Je mehr der Bau ländlicher Paläste zunahm, um so mehr näherte man sich der freien Natur: und diese war ja schlechthin belichtet. Zudem:

indem die Bauten kein architektonisches Gegenüber mehr hatten, standen sie ganz anders als bisher der allgemeinen Lichtwirkung des freien Himmels offen. So nutzte man denn die neuen damit möglichen Effekte; die Fenster wurden immer größer, und bisher unbekannte Massen hellsten Lichtes ergossen sich in das Innere von Zimmerfluchten und Sälen.

Damit schwand in diesen alles, was die Reize eines Rembrandtschen Helldunkels hätte vermitteln können; und so konnte es nicht mehr die Aufgabe sein, dieses Helldunkel durch den Reflex von tausend dunkelgetönten und polierten Wänden, von tausend starken Profilen, überhaupt gebrochenen Linien und Flächen hervorzurufen. Vielmehr einfache helle Tönung ward zunächst zur Losung: gelblich, bläulich, rötlich, überhaupt irgendwie gebrochenes Weiß, dem Gold entgegengesetzt, wurde Modefarbe: die Farbenskala des Rokoko begann sich zu bilden.

Zugleich aber wich auch der figürliche Innenschmuck des Barocks. Hatte das Barock allmählich fast alle Schmuckglieder der Außenarchitektur ins Innere gezogen, um starke Schattenwirkungen zu erzielen, so wurde jetzt jedes hohe Relief, mithin auch jedes tragende oder belastende tektonische Glied vermieden: denn es unterbrach den freien Strom gleichmäßigen Lichtes. So traten die Wände wieder als ununterbrochenes Ganzes hervor; höchstens in den größten Prunkräumen, namentlich in solchen, die zwei Stockwerke durchliefen, erschien eine Pilasterstellung noch erlaubt, und überall fiel das Getäfel hinweg, während sich helle Sockel einfanden. Nicht minder verlor die Decke die schwere Plastik und das Lastende des Barocks; als gleichartige Fläche wurde sie jetzt gebildet; nur in den Gesimsen erhielt sich noch eine Zeitlang einigermaßen die kräftigere Sprache des Barocks, bis auch hier die gelindesten Profile einsetzten, der Schmuck der Hohlkehle die Decke und Wand trennende Leiste überwucherte und diese sogar selbst zum bloßen Zierglied gemacht ward. Die Wände aber wurden jetzt, wie die Decke nur mit heitrer Malerei ausgestattet wurde, architektonisch nur durch ein wenig hervortretendes Rahmenwerk belebt, das durch lisenenartige Striche unterbrochen wurde.

Indem nun diese Umgestaltungen eintraten, indem überall an die Stelle des Trachtens ins Wuchtende und Erhabene das Streben nach dem Anmutigen und Leichten gesetzt ward, wurde zunächst, da man doch nicht ohne weiteres zur relieflosen Bemalung übergehen konnte, das Stuckornament zum Beherrscher der Wandflächen. Es trat anfangs noch im Sinne einer Durchdringung des italienischen Barocks mit den klassizistischen Anschauungen der französischen Architektenschule auf, wie denn das Rokoko auch später immer wieder neue Lebenskräfte aus dem Barock gesogen hat: die Wandfüllungen zeigten fast nur geometrische Formen; höchstens in den Ecken führte ein reich verschlungenes Ornament die Linien ineinander über. Dabei war die Anordnung des ganzen Ornaments auch im einzelnen stets noch symmetrisch. Es ist der sogenannte Stil Louis XIV.

Aber bei dieser Ausbildung beruhigte man sich nicht. Auf Ludwig XIV. folgten die üppigen Tage der Regentschaft; wilde Feste verlangten eine ausgelassenere Dekoration, und der durch Laws Zauberkünste zusammenströmende Reichtum gestattete weitere Ausschweifungen der Phantasie. So wurde die Dekoration immer üppiger; die bisherigen einfachen, heiter und ruhig verlaufenden Motive: ein geknicktes Band, Ketten kleiner Glockenblümchen, natürliche Blattranken, wurden energisch bewegt; die Embleme, Stillleben und Verwandtes, die bisher den Mittelpunkt einer dekorierten Fläche gebildet hatten, entwickelten sich zu größerem Reichtum: das reine Rokoko entfaltete sich; es kamen die Tage Oppenorts und Watteaus. Oppenort (1672 bis 1742), der Sohn eines niederländischen Tischlers, wandelte die Formen des italienischen Barocks fast völlig in einen neuen Ornamentstil um, dessen Charakteristikum eine flotte und nachlässige Eleganz in der Wiedergabe des Figürlichen war, sowie die Neigung, fast jede grade Linie aufzulösen und fast jedes tektonische Glied in ein schmückendes zu verwandeln. Und Watteau, der französische Flandrer aus Valenciennes (1684—1721), lieh dieser Dekoration, an deren Entwicklung er selbst beteiligt war, die eleganten und prickelnden Farben seines Pinsels. Vielleicht nicht ganz so fein wie sein Landsmann, der frühgestorbene

Pater, aber weitaus wirkungsvoller stellte er die Kunst des Rubens nach Malweise und Inhalt auf den Ton der neuen architektonischen Lichtführung ein: so wurden zugleich die derben Szenen der alten Vlamen ins Frivole gezogen; die däftige Pracht Antwerpens verwandelte sich in die Eleganz von Paris; und den Platz, den in den niederländischen Bildern des 17. Jahrhunderts der schwere germanische Mann breit und voll gedeckt hatte, nahm jetzt die kokette Französin ein, sei es als Beherrscherin des Salons, sei es als Theaterschäferin auf der grünseidenen Wiese eines höfischen Parkes.

Und noch einen Schritt weiter ging die Entwicklung. Oppenort und Watteau wurden abgelöst durch Meissonier (1693—1750) und Boucher (1703—1770). Meissonier ist der technische Hexenmeister, dem auf dem Gebiete des Ornaments — und welcher Bauteil wurde von ihm nicht ornamental betrachtet? — alles möglich war; der geistreiche, kapriziöse Erfinder der Unsymmetrie des Rokokoornaments, dessen anmutiger Windung nur noch ein gleichsam virtuelles ästhetisches Zentrum, ein Gleichgewicht der ganzen ornamentalen Masse zugrunde liegt; der wilde Zeichner, dessen Drang nach Aufsehen um jeden Preis kein Mittel verschmähte, bis zur Ausnutzung des der alten Renaissanceentwicklung ursprünglich so fernliegenden vollen Realismus natürlich gegebener ornamentaler Elemente. Und Boucher übertrug dies System Meissoniers in die Malerei. Schon seine Palette ist auf die Architektur abgestuft: Blaugrau und mattes Ziegelrot spielen, namentlich bei allegorischen Darstellungen, eine beherrschende Rolle. Vor allem aber trifft er in Zeichnung und Auffassung die lüsterne, kichernde, knisternde Eleganz und die theatralische Mache Meissoniers, mögen seine Figuren dem Griechenhimmel oder dem heimatlichen Dorfe, mögen sie den Straßen oder den Palästen der Hauptstadt entlehnt sein.

Meissonier und Boucher bezeichnen das Ende des Rokokos in Frankreich. Das Ziel einer Entwicklung ist damit erreicht, die sich folgerichtig aus dem Barock Italiens und ästhetisch mit

diesem von gleicher entwicklungsgeschichtlicher Grundlage ausgehend entfaltet hatte. Hier wie dort ist das Entscheidende das Problem der Lichtführung in der Architektur. Aber während man im Barock, den großen Lichtkünstlern auf dem Gebiete der Malerei parallel, die Aufgabe vor allem in der künstlerischen Behandlung des Helldunkels, in der Schaffung gewaltiger und verwickelter Widerscheine gesucht hatte — ein System, das die stärkste Steigerung der tektonischen Formen hervorrufen mußte —, war das Rokoko, von keiner Malerei zeitlich geführt, von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten her dem bestehenden Problem gerecht geworden. Dem Bedürfnis großer, einfacher Lichtwirkungen, der Absicht, das Licht als Ganzes, als vollen Tag in die geschlossenen Räume einer großen Architektur einzufangen, verdankte das Barock der Innenräume seine allmähliche Umgestaltung zum Rokoko, dem darum Licht und lichte Farbe alles, Form schon einigermaßen Nebensache war. Es ist eine Entwicklung, die von der künstlichen Belichtung von Innenräumen, wir sie das 17. Jahrhundert zu schaffen gewußt hatte, hinüberzuführen schien zu dem Probleme eines neuen, erst kommenden Zeitalters, zu der Aufgabe, das volle, freiflutende Licht der Außenwelt zu bewältigen. Und indem auf diesem Gebiete nicht eigentlich die Architektur, wohl aber die Kunst der Innendekoration die Führung übernommen hatte, hatte sie sich Plastik und Malerei als Folgekünste einverleibt. Ja, sie hatte sich sogar die eigentliche Architektur so gut wie unterworfen. Denn was blieb dieser schließlich noch übrig als die Herstellung vollbelichteter Räume mit indifferenten Wänden, deren sich die Dekoration zu bemächtigen wußte? Und wie konnte sie jetzt noch den Fassadenbau in der Weise des Barocks betonen, da alle künstlerische Aufmerksamkeit sich dem Innern zuwandte? So starb die barocke Fassadenarchitektur gänzlich ab; und die Formen einer vereinfachten palladiesken Bauweise konnten sich, bisher nur in einer Seitenströmung zum Barock erhalten, nun völlig ausbreiten. Indem dies geschah, kam es zum Stil des späteren Rokokos, zu einer fast völligen Ernüchterung. Der Weg der Renaissancekunst des 16. Jahr-

hunderts mit allen ihren Konsequenzen war damit durchlaufen; die Welt mußte neue Pfade des Fortschrittes suchen.

Waren das Empfindungen, die sich in Frankreich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dunkel zu regen begannen, so hat in Deutschland das Rokoko noch bis etwa zum Jahre 1770 vielfach lustig fort- und ausgeblüht. Sehr natürlich: es ist auf deutschem Boden nicht erstanden; es beruhte auf französischer Einfuhr; und so überdauerten seine letzten Stadien die französische Entwicklung um etwa zwei Jahrzehnte.

## III.

1. Die französische Einwirkung auf Deutschland beginnt auf dem Gebiete der Architektur, zum Teil infolge der Einwanderung von Refugiés, schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Doch war es wesentlich erst der Stil der Regentschaft und der noch spätere Ludwigs XV., der jenseits der Vogesen Fuß faßte. Und diese Stile wiederum wurden der Hauptsache nach, entsprechend ihrem inneren Charakter, nur für Profanarchitektur verwandt, während der Kirchenbau, der übrigens seit etwa 1740 viel an Bedeutung verlor, im ganzen barocken Elementen treu blieb. Eine große Ausnahme wäre hier freilich zu nennen: die lutherische Frauenkirche zu Dresden mit ihrer prächtigen Kuppel, die der Ratszimmermeister Georg Bähr in derselben Zeit etwa, da die barocke katholische Hofkirche (1738 bis 1754) entstand, nämlich in den Jahren 1726—1740, erbaut hat: doch bedeutet sie eben eine Leistung für sich, deren Grundlagen wohl mindestens ebensosehr in den Traditionen der in Norddeutschland aufgenommenen holländischen Renaissance wie in der allgemeinen Neigung für die einfacheren Bauformen des Rokokos zu suchen sind.

Im Profanbau trat der Palastbau für die vielen großen und kleinen Fürsten des deutschen Landes, daneben, namentlich in Österreich, auch für den Adel durchaus in den Vordergrund. Und hier siegte nun der neuere französische, horizontal gerichtete Landtypus im allgemeinen durchaus über die geschlossene

vertikale Form des städtischen Palastes, von dem eigentlich nur der große Saal und das reiche Treppenhaus gegen den französischen Geschmack festgehalten wurden: begreiflich genug bei der Tatsache, daß die meisten fürstlichen Residenzen des deutschen Bodens kleine Städte oder gar wohl Dörfer waren, die erst durch die Anwesenheit eines Hofes halb städtischen Charakter erhalten hatten. So entstanden denn, nach dem Vorbilde des Mansartschen Baues in Versailles, die ungemein ausgedehnten Fronten der deutschen Rokokoschlösser; Nymphenburg hat eine Front von fast 600 Meter, Charlottenburg einen solche von rund 500 Meter; die Front des kurfürstlichen Schlosses in Bonn, der heutigen Universität, schloß einst mit ihren rund 375 Metern die Stadt Bonn fast vom Süden des Rheintals ab. Entsprechend diesen langen Fronten ging man dann wenig in die Höhe; Schlösser wie Benrath bei Düsseldorf, Wilhelmsthal bei Kassel, Sanssouci in Potsdam besitzen überhaupt nur ein Erdgeschoß. Doch waren zwei, selbst drei Geschosse für den Hauptbau immerhin nicht selten.

Der Hauptbau und einzelne flankierende Pavillons wurden dabei, wie in Frankreich, durch langgestreckte, ursprünglich zum Aufstellen von Kunstwerken bestimmte Galerien verbunden, und vor dem Ganzen breitete sich weithin ein Garten aus im Geschmack Lenôtres: mit Terrassen und Wasserkünsten, mit einem Château d'eau und einer Orangerie, mit Buonretiros und Belvederes, mit Glorietten und Pavillons, mit Fasanerien und Menagerien; und ebenso wie in Frankreich verlief dieser Garten aus der steifen Architektur grade geschnittener Buchsbäume und Taxushecken allmählich ins Natürliche, Freie.

So ist in Deutschland eine gewaltige Anzahl von großen Anlagen entstanden; denn der Bauluxus gehörte zu den gewöhnlichen Leidenschaften der Fürsten des Zeitalters; ja er wurde nach den bestehenden merkantilistischen Lehren als eine Verpflichtung des Monarchen betrachtet[1]. Am meisten festen Fuß faßte die neue Bauweise aber mit am Rhein: es war in der

[1] Vgl. schon Bd. VI, S. 435 f.

französischen Nachbarschaft; zudem herrschten während des Verlaufes des Rokokos wenigstens in Köln Kurfürsten aus dem wittelsbachischen Hause, das in München den neuen Stil besonders früh und besonders energisch eingeführt hatte. Außer dem Rhein kommen noch die Maingegenden, wo die Schönborns als Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Mainz eine verschwenderische Bautätigkeit entfalteten, sowie Berlin und Potsdam vornehmlich in Betracht. In Wien wurde das Rokoko zwar auch mit Enthusiasmus aufgenommen, doch hielt ihm hier und namentlich auch in Salzburg der alteingebürgerte italienische Einfluß so weit stand, daß barocke Elemente niemals gänzlich verschwanden. Mehr oder minder deutlich läßt sich das an den Bauten Martinellis, Hildebrands und der beiden Fischer von Erlach ersehen, während in Berlin Knobelsdorff mehr als irgend ein deutscher Architekt an dem speziell französischen Stil festhielt und Johann Balthasar Neumann in dem Würzburger Schlosse, diesem ausgedehntesten aller deutschen Fürstensitze der Rokokozeit, einen persönlichen Stil voll nationalen Empfindens durchführte. Am besten erhalten, als Kunstwerke zugleich der Architektur und der Gartenkunst, sind wohl in Potsdam Sanssouci, in Wien das Belvedere des Prinzen Eugen von Savoyen, auch Schönbrunn, in Salzburg das kleine, architektonisch besonders interessante Schloß Mirabell mit wenig Gartenanlagen, in Bayern Nymphenburg und, freilich nur mit Resten des Gartens, Würzburg, am Rhein endlich Schwetzingen, Brühl und Benrath. Doch stehen neben diesen Schlössern noch eine Menge anderer, die ebenfalls den ganzen Stil vergegenwärtigen.

Denn die Baukunst war jetzt fast nicht mehr lokal beeinflußt und verfügte auch, nach dem Import eines fremden Stiles, nicht mehr über mehrere Schulen, die sich aus eigener Entwicklung heraus differenziert hätten: frei schaltete über ganz Deutschland hinweg der Einfluß der großen Pariser Architekten, de Cottes vor allem, der u. a. auch die bischöfliche Residenz, das heutige Kunstgewerbemuseum in Straßburg gebaut hat (1728—1741) und künstlerischer Berater der Wittels-

bacher Fürsten auf dem kölnischen Kurstuhl war, sowie in gewissem Sinne fast noch mehr der Boffrands. Der Autorität dieser Architekten, mochten sie nun selbst Pläne entwerfen oder durch ihre Schriften oder durch Begutachtung von Plänen wirken, folgte das Heer der deutschen Baumeister.

Und diese Baumeister begannen sich außerdem sehr bald, auch wenn sie schon selbständig waren, ihre Bildung in Paris zu holen, oder wurden jung von deutschen Fürsten dorthin geschickt; so hat Effner, nachdem er auf Kosten des bayrischen Kurfürsten Max Emanuel in Paris studiert hatte, in München den Stil der Régence eingeführt. Neben ihnen aber arbeitete eine Anzahl wirklicher französischer Architekten, z. B. Cuvilliés und Leveiller, und unter ihnen gar nicht selten auch französische Handwerker namentlich der Dekorationszweige: Maler, Stukkateure, Dekorateure, Tapezierer. So wurde denn das heimische Kunstgewerbe von diesem Aufschwunge der Bautätigkeit verhältnismäßig gering befruchtet, und nach dem Tode eines fürstlichen Mäcens verflog nicht selten die ganze von ihm bisher beschäftigte Künstler- und Handwerkerschar, ohne dauernde Wirkungen zu hinterlassen.

Es war ein Umschwung, der die noch immer vorhandenen Reste des deutschen Kunstgewerbes, das im 16. und auch noch im 17. Jahrhundert so reich geblüht hatte, aufs empfindlichste treffen mußte. Zwar war schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein gewisses Nachlassen zu bemerken gewesen; im protestantischen Norden, der z. B. in Holstein noch durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch eine stolze Höhe der Holzschnitzkunst aufgewiesen hatte, hatten sich schließlich grade auf diesem Gebiete die zerstörenden Wirkungen der Reformation, deren Gotteshäuser keiner Statuen bedurften, eingestellt, wenn auch Orgel und Kanzel und Kirchengestühl noch Anlaß zu manchem Auftrag boten, und in den großen kunstgewerblichen Stücken, die in der Richtung auf wirkliche Kunst lagen, hatten die binnendeutschen Meister schwer unter dem Wettbewerb der Niederländer zu leiden gehabt. Aber trotzdem hatte sich doch noch wenigstens der Süden Deutschlands, Augsburg und Nürn-

berg gehalten: hier wurden bis zum Eindringen des Rokokos schwere, gediegene und selbständige Arbeiten geschaffen. Aber nun kam diese leichte Kunst mit ihrem Stuckwerk, ihren falschen Vergoldungen, ihrer im einzelnen willkürlichen Formenwelt und ihrer nicht selten liederlichen Mache: es war der Ruin der deutschen Arbeit. Allerdings hat wenigstens Augsburg die neuen Formen aufgegriffen; eine ganze Flut von Ornamentstichen im Rokokogeschmack ergoß sich von dorther Deutschland, und noch in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts hieß der neue Stil auf deutschem Boden gewöhnlich die Augsburger Art.

Aber die Augsburger, wie überhaupt die deutschen Meister, erreichten in der Dekoration keineswegs die Feinheit der Franzosen. Außer dem allgemeinen Verfalle des Bürgerstandes in den alten Städten machte sich geltend, daß die neuen Formen der nationalen Phantasie doch nicht in schöpferischem Ringen entsprungen waren, und so verstand man denn nur zur Hälfte den tieferen tektonischen Sinn dessen, was man sich nur angeeignet, nicht mit errungen hatte. Es war das Verhältnis der einstigen römischen Provinzialkunst etwa zur Kunst der Hauptstadt. Man schuf alles nach, phantastischer vielfach und reicher, aber das eigentlich Schöpferische der fremden Grazie fehlte, und die Formen blieben willkürlich und vielfach auch hart, trotz liebevoller Versenkung. Dazu kam, daß man Formen begünstigte, die am wenigsten etwas von innerer Symmetrie und Ruhe besaßen; so ist namentlich das Muschelwerk, jene Rocaille, nach der der Stil doch wohl den Namen erhalten hat, in Frankreich viel weniger als in Deutschland in den Vordergrund der Dekoration gezogen worden.

Und was schlimmer war: mit der fremden Art zog die Kunst der Surrogate ein. Begnügte sich schon das leichtlebige Frankreich der Régence mit kupfervergoldeten Möbelbeschlägen an Stelle der silbervergoldeten Ludwigs XIV., mit Metallguß an Stelle der getriebenen und gehämmerten Metalle früherer Zeit, setzte man bald an Stelle der Ledertapeten des Barocks die Tapete von Papier, so ahmte das deutsche Kunstgewerbe hierin die Franzosen nur zu getreulich nach, ja übertraf sie.

Die Kunst des Scheins, des theatralischen Effekts zog damit in das künstlerische Schaffen ein, und Generationen hindurch hat man an Vergiftungen aus dieser Quelle her gekränkelt.

Nur in einem Punkte erreichte Deutschland bei dieser Lage noch auf einige Zeit eine führende Stellung, freilich auch hier nur durch einen glücklichen Zufall. Im Jahre 1709 hatte der Sachse Johann Friedrich Böttcher das europäische Porzellan entdeckt; und schon 1710 wurde in Meißen eine Fabrik errichtet, der dann, zunächst in Deutschland und als Sache fürstlichen Sports, eine ganze Menge anderer Fabriken folgten, darunter ziemlich früh die Staatsfabrik in Wien, 1758 die von Nymphenburg, nach dem Siebenjährigen Kriege — auf Grund privater Anfänge seit 1750 — die von Berlin.

Diese Fabriken, denen freilich bald solche des Auslandes, vor allem die französische Staatsfabrik zu Sèvres, parallel gingen, traten nun mit ihren Erzeugnissen fördernd in eine schon bestehende Bewegung ein. Die seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts auftretende Neigung zur hellen Belichtung der Innenräume, die schon damals vereinzelt zur Bevorzugung hellerer Stuckarten an Stelle der hergebrachten dunkelgelben, braunen, grünen, roten Stuckfarben des Barocks geführt hatte, hatte sich früh auch mit einer Fayence lichten Tones befreundet, die in Delft erzeugt wurde und darauf hinauslief, das seltene, bisher nur von China aus zu erhaltende Porzellan zu ersetzen. In diesem Zusammenhange war dann die Fayence von Delft zu einem der wichtigsten holländischen Kunstgewerbeartikel geworden, und überall ahmte man sie nach; in Italien drohte sie sogar die einheimischen Majoliken zu verdrängen. Gleichwohl genügte sie weder stärkeren Ansprüchen an Haltbarkeit, noch gestattete sie eine feinere plastische Modellierung. Grade hierin aber lagen die Vorteile des neugefundenen Porzellans. So löste das Porzellan die Fayence ab; und bald wurde es zu einem der beliebtesten Materialien des Rokokos: denn seine Modellierungsfähigkeit folgte fast unbegrenzt den tollsten Launen der Bildnerei dieses Stiles; und sein Glanz, seine Fähigkeit, helle Farben eingebrannt aufzunehmen, entsprachen der ästhe-

tischen Licht- und Farbenempfindung der Zeit. Diese Zusammenhänge klar erkannt und künstlerisch mit voller Energie ausgebeutet zu haben, war das Verdienst der Meißener Porzellanmanufaktur und ihres ersten Plastikers Kendler. Kendler und sein Maler Herold sind die Erfinder der vollendeten Rokokoporzellanfigürchen, der glänzenden Meißner Geschirre; und schon sie hoben seit den dreißiger Jahren die Meißner Manufaktur auf den Gipfel ihrer Bedeutung. Aber auch als um die Mitte des Jahrhunderts der Geschmack an gemalten und plastischen, naturalistisch gehaltenen Blumen aufkam, hat die Manufaktur sich noch auf der Höhe gehalten; erst der Siebenjährige Krieg brachte sie um die erste Stellung, die nunmehr, neben Sèvres, auf einige Zeit der Wiener Manufaktur zufiel.

Diese Zusammenhänge mit dem Kunstgewerbe bedurften der Beleuchtung, sollte festgestellt werden, was das Rokoko, ein wesentlich dekorativer Stil, der deutschen Entwicklung eigentlich gewesen ist. Es war und blieb ein importierter Stil: wie die deutsche Architektur seit 1600 zunächst von dem von Italien beeinflußten Holland und von Italien selbst abzuhängen begonnen hatte — ein Einfluß, der nach der Mitte des 17. Jahrhunderts besonders stark geworden war —, so verfiel sie seit der Wende des 17. Jahrhunderts in zunehmendem Grade dem Einflusse der Franzosen. Es war eine der Folgeerscheinungen des furchtbaren Sturzes unserer Kultur und unseres politischen Ansehens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Aber beide Einflüsse und beide Stile, das Barock und das Rokoko, wurden doch nicht passiv und unselbständig aufgenommen, sondern vielmehr jedesmal mit einem Verständnis, das aus dem zwar schwachen, aber doch originalen Gefühle erfloß, die deutsche Nation sei in die gleiche Entwicklungsstufe einzutreten im Begriffe, welche die beiden großen romanischen Nationen schon früher kräftiger und gesunder zu erreichen begonnen hatten. Darum erfolgte die Aufnahme in der Periode des Barocks unter gewissen Modifikationen des Baustils, in der Periode des Rokokos unter selbständigem Eintreten in die Bewegung wenigstens auf einem wichtigen Gebiete der schmückenden Künste.

Freilich: in den Hintergrund gedrängt erschien Deutschland trotz allem, und nur für die erste Stufe der großen ästhetischen Bewegung des 16. bis 19. Jahrhunderts, für die Erringung der künstlerischen Herrschaft über das gebundene Licht auf dem Gebiete der Malerei, gebührt ihm, gebührt seinem damals am weitesten vorwärts gerichteten Stamme, den Niederländern, die Ehre der Führung. Jetzt aber war man über die Beherrschung des künstlich geführten Lichtes in der Malerei hinweggeschritten zur Beherrschung des gleichen Lichtes auch in der Architektur: das Barock ist die Architektur energischer Reflexe des künstlich geführten Lichtes, eine Architektur des Helldunkels; das Rokoko ist die Architektur möglichst freien Lichtes innerhalb des baulichen Abschlusses, eine Architektur also möglichst gering beschatteter Räume.

Das Barock entsprach damit entwicklungsgeschichtlich der ästhetischen Anschauungshöhe, auf welcher sich die Malerei der Niederländer befand, vor allem die Malerei des Rubens. Über dieses Niveau hinaus strebte schon Rembrandt; er versuchte sich an der Bewältigung eines freieren Lichts. Allein ein graduell stärkerer, merkbarerer Fortschritt wurde doch nicht schon von ihm gemacht, sondern erst in den Lichtwirkungen der Innenräume des Rokokos kunstvoll herbeigeführt: das Rokoko stand insofern auf einer höheren Stufe ästhetischer Entwicklung. Zwar war auch jetzt noch nicht das Geheimnis künstlerischer Wiedergabe des freien Lichtes gewonnen, aber doch trat die Belichtung der Rokokoräume und die durch diese Belichtung veranlaßte Umwandlung der Innendekoration diesem Problem näher als irgendeine Entwicklung einer früheren Zeit der bildenden Künste.

Hiermit hängt es zusammen, wenn im Zeitalter des Rokokos, ja schon in den Vorbereitungsstufen desselben seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die Führung in den bildenden Künsten von der Malerei an die Architektur, richtiger an jene Kombination von Architektur, Plastik und Malerei überging, die für die Innendekoration von Bauräumen eintrat.

Man muß sich das vergegenwärtigen, will man die Stellung der Plastik und Malerei in diesem Zeitalter begreifen.

2. Die Plastik war, wenige große und freie Schöpfungen ausgenommen, geradezu zum Kunstgewerbe geworden.

Die Renaissance hatte der Statue auch da, wo sie der Architektur eingeordnet schien, ihr freies Leben gelassen und die Gesetze bildnerischen Schaffens fast gar nicht unterbunden. Die Wirkung des Barocks war völlig entgegengesetzt; je mehr es des Licht- und Schattenspiels plastischer Gruppen bedurfte, um so mehr unterwarf es diese seinen Gesetzen.

Und schon hatte die führende Plastik des 16. Jahrhunderts, die italienische Kunst seit Michelangelo, Wege eingeschlagen, die, ihrerseits wiederum tiefster Ausdruck immanenter Entwicklung, diese Unterwerfung erleichterten. Indem in den Schöpfungen des gewaltigen Florentiners nicht mehr die Gesamthaltung des Darzustellenden, sondern das Motiv, nicht mehr das Prinzip der schönen Natur, sondern die Absicht, ein bestimmtes Pathos darzustellen, maßgebend erschien für die Auffassung, wurde das Leben der Statue gleichsam außer ihr selbst verlegt und ihre Bewegung und Haltung diesem außer ihrer webenden Lebensgedanken untergeordnet. Die Folgen waren gewaltsame Behandlung des Körperlichen — um so gewaltsamer, als sie bei Michelangelo aus der genauesten anatomischen Kenntnis hervorging —, allgemeine Spannung des Dargestellten, gleichsam eine Art plastischer Nervosität, vielfach Aufhebung der schönen Linienführung, überhaupt Vernachlässigung des ruhigen Umrisses zugunsten möglichst einheitlicher Wirkung des Gesamteindrucks. Traten diese Änderungen der Auffassung bei Michelangelo meistens noch nicht grell hervor, sondern vielmehr eingebettet in die schönheitssichere Tradition des Cinquecento und in Schach gehalten durch die außerordentliche Persönlichkeit des Künstlers, so begreift man, daß sie unter seinen Nachfolgern, denen das persönliche Streben des Meisters zur Manier wurde, von viel stärkeren Folgen sein mußten. Sehen wir von Giovanni da Bologna († 1608), dem lebensfrischen flandrischen Meister aus Douai, ab, der seinen Werken etwas von dem prunkenden Kraftaufwand eines Rubens einzuverleiben wußte, so erscheint die italienische Plastik wie die ihr folgende

Bildnerei Mitteleuropas bald ganz auf den Wegen des ausgebildeten baulichen Barocks: die Einzelheiten der schönen Form sind ihr vielfach gleichgültig geworden; der Nachdruck ist auf die Bewegung gelegt; der Stein soll Dolmetsch nicht von Stimmungen und Dispositionen, sondern von Erregungen und Leidenschaften sein; stärkste Verrenkungen, schwerstes Flattern der Gewandung bis zur Loslösung der Gewandmotive von ihrer Bedingtheit durch den Körper werden beliebt. Es ist eine Entwicklung, welche die Plastik den Prinzipien wie der barocken Architektur so der lichtbewältigenden Malerei immer näherführte: und war es denn möglich, daß sie sich, obgleich die Kunst zunächst des Festumrissenen, gänzlich den Bestrebungen auf Einverleibung der Wiedergabe der Lichtwirkungen in das künstlerische Gesamtvermögen entziehen konnte? Indem die Bildnerei sich der allgemeinen künstlerischen Strömung einordnete, geriet sie in Gefahr, der bisher geltenden ästhetischen Grundlage ihres Wesens beinah völlig verlustig zu gehen.

Den ersten Höhepunkt dieser Bewegung bezeichnet in Italien die Erscheinung Lorenzo Berninis (1598—1680), eines der gefeiertsten Meister seiner Zeit. Mit bewundernswerter Konsequenz und in einer unglaublich gewandten Technik hat dieser Neapolitaner den aufgeregten und sinnlichen Charakter seiner Landsleute in die Plastik eingeführt und in seinen Werken die Möglichkeiten einer im barocken Sinne malerisch gewandten Bildnerei durchmessen. Staunen und Ekstase, pathetische Deklamation und lüsterne Erwartung, hysterische Glut der Andacht und theatralischer Aufwand von Schmerz sind geläufige Gegenstände seiner Darstellung, und nichts fast, auch nicht das an sich Gehaltlose und das Licht, schließt er von körperlich plastischer Wiedergabe aus. So ist er der Erfinder der plastischen Wolken, auf denen in den Darstellungen so vieler Barockaltäre Engel einherschweben und Heilige, vor allem heilige Frauen, lässig-sinnlicher Ruhe oder gespannt-sinnlicher Erwartung pflegen; auch die Darstellung der Sonne hat er in seine Plastik einbezogen.

Und was Bernini tat, das wurde bald Gemeingut des

weiten Gebietes des Barocks; in unendlichen Nachahmungen, die innerlich leer sind und darum auch äußerlich sich ähneln, sind seine Erfindungen auf den zahlreichen Altären unserer Barockkirchen wiederholt worden; und auch die Plastik der Paläste wurde aufs stärkste von ihm beeinflußt.

So entstand denn auch auf deutschem Gebiete eine barocke Plastik, die sich der gleichartigen Architektur völlig unterordnet und wesentlich nur kunstgewerbliche Bedeutung beanspruchen kann: und hier allerdings, vor allem in Werken, welche barocke Gebäude bekrönen, wie z. B. in dem Statuenschmuck der Dresdener Hofkirche, erreicht sie einen hohen Grad von Vollendung und unzweifelhafter Wirkungsfähigkeit. Für sich aber bedeutete sie eigentlich nichts. Die Zahl wichtigerer selbständiger Werke, die sich aus ihrem Bereiche nennen ließe, ist gering, ja erscheint, soweit die allgemeine kulturgeschichtliche Bedeutung in Frage kommt, mit der Erwähnung der Schlüterschen Statue des Großen Kurfürsten zu Berlin fast geschlossen. Und auch bei diesem Werke ist zu bedenken, daß seine Gesamtauffassung keineswegs die barocke eines Bernini ist — ihr würde ein theatralisch ansprengender Reiter gerechter geworden sein —, sondern vielmehr die viel gemäßigtere der holländischen Spätrenaissance; nur in den gefesselten Sklaven des Sockels tritt ein an sich haltendes Barock zutage. Ebenso sind auch die Masken sterbender Krieger am Berliner Zeughaus wohl in barockem Sinne geschaffen, aber der Gegenstand ließ hier ein starkes plastisches Pathos zu, ja erforderte es; und die Durchführung ist an sich schlicht, männlich und angesichts der Majestät des Todes theatralischen Zügen ferner.

Das Standbild des Großen Kurfürsten ist 1697 gegossen worden, also gegen das Ende der vollen Barockzeit. War von dem emporkommenden Rokoko eine neue Blüte der Plastik zu erwarten? Gewiß hielt der neue Stil die Bildnerei nicht mehr in so sklavischer Abhängigkeit von der Architektur wie das Barock; während sich die bildnerische Tätigkeit im engsten Zusammenhange mit der Bautätigkeit immer mehr auf die an sich oft höchst phantasievolle und künstlerisch lohnende ornamentale

Behandlung des Stucks beschränkte, wurde Licht und Luft äußerlich frei für eine selbständige Plastik. Allein die innere Bindung an den Charakter der Architektur oder richtiger gesagt der Dekoration blieb, weil die selbständige plastische Phantasie inzwischen in der architektonischen Tradition untergegangen, nicht zum geringsten wohl auch unter dem Drucke eines steigenden Intellektualismus verdorrt war. Die außerordentlich rege Tätigkeit verlief daher vornehmlich im Kunstgewerbe — hier gelangte in der Porzellanplastik ein ganz neuer Zweig zur Blüte —, und wo sie darüber hinausstrebte, behielt sie doch kunstgewerblichen Charakter, war sie, ohne sich von den übertriebenen Bewegungsmotiven des Barocks völlig loszureißen, geleckt, geziert, geistig leer, nicht selten sinnlich und lüstern. So konnte ein Heilungsprozeß erst von einem vollen Umschwunge des Geschmackes erwartet werden.

3. Das war die Lage auch auf dem Gebiete der Malerei. Es ist früher erzählt worden, wie sehr die niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts die binnendeutsche Entwicklung überholt, ja überwuchert hatte: wer kann die Namen deutscher Maler dieser Zeit neben Rubens und Rembrandt nennen? Und neben dem niederländischen lastete auf den binnendeutschen Gebieten auch noch der italienische Einfluß, wenngleich er für gewisse Zweige der Malerei ganz allgemein, für alle wenigstens in den protestantischen Gegenden zurückzutreten begann. So war von einer selbständigen Entwicklung in dem weitaus größten Teile des deutschen Landes damals nicht die Rede; tüchtige Künstler wanderten wohl gradezu aus; wie Elsheimer noch vor den großen Errungenschaften der Niederländer eine Heimat in Rom gefunden hatte, um in der braunen Massigkeit des Baumwuchses, im architektonischen Aufbau der Linien des Albanergebirgs, in der feierlichen Schönheit der antiken Ruinen eine neue Konzeption der italienischen Landschaft zu entwickeln, so gingen später Lingelbach und Netscher, Flink und Knüpfer nach den Niederlanden, um dort in halbdeutschem Sinne fortzuschaffen,

und andere (Sir Peter Lely, Kneller) mit dem gleichen Erfolge nach England.

Was aber daheim blieb, das schuf, anfangs noch mit gewissenhaftester und wohlüberlieferter Technik, nach fremden Mustern oder in Anlehnung an die Aufgaben, welche der Wandschmuck der Barock-, später der Rokokoarchitektur stellte. Da handelte es sich um große Altarbilder mit meist geistig unendlich leeren Darstellungen oder um breite Flächen einer immer dekorativer werdenden Landschaftsmalerei, die, weit entfernt vom Studium der heimischen Natur, an niederländische oder italienische Landschaften anknüpfte oder in theatralisch-heroischem Tone ideale Bilder schuf. Oder aber es kamen neben den Aufgaben für die Öltechnik Fresken in Frage: die Bemalung weiter Strecken barocker Kuppel-, Gewölbe- und Kappenräume. Und hier noch am allereheſten ergaben sich originelle Aufgaben; der Sinn für Großräumigkeit und weiter Blick mußten entwickelt, das Schaffen auf den Gesamteindruck mußte geübt werden; und die Zeiten des Rokokos wenigstens erforderten so viel Grazie, daß das Ausklingen der heiteren Festesstimmung der Architektur in einem bunten, hellen Nichts der Deckenmalerei zum vollen Ausdruck drängte. So sind hier in der Tat noch eine Anzahl von Meistern mit Ehren zu nennen, vor allem von der italienischen Tradition erfüllte Österreicher, etwa Johann Friedrich Rottmayr (1660—1730), Peter Strudel (1660—1714) und andere. Sie haben mit einer Virtuosität sondergleichen und unter geschicktester Lösung der technischen Aufgabe ihre Verkürzungen gemalt und tausend Decken mit Engeln und Amoretten, mit dem Olymp und der Dreieinigkeit bevölkert: doch eine große Förderung der künstlerisch-ästhetischen Anschauung oder auch nur eine große gemütlich-ästhetische Wirkung ist auch von ihnen nicht ausgegangen.

Das gilt nun erst recht von den Vertretern der selbständigen Staffelmalerei. Sie klebten noch mehr am Fremden, gelehrige Schüler ohne Individualität; Screta († 1674) verstand Michelangelo, Caravaggio, Rafael, Dominichino, Guido Reni und den Veronese nachzuahmen; Dietrich († 1774),

der sich seit 1735 Dietricy nannte, malte in der Art Rembrandts, Berchems, Ostades, Poelenburghs, v. d. Neers, v. d. Werffs, Elsheimers, Roos', aber auch Salvator Rosas, Murillos oder Watteaus: kein Wunder, daß für beide keine Zeit übrig blieb, um auf eigene Art zu malen. So mochte man zufrieden sein, daß wenigstens auf einigen Gebieten, wie dem der Tiermalerei, tüchtige Meister schufen, und daß vor allem auf dem Felde des Bildnisses der alte Ruhm Deutschlands bewahrt ward; hier haben Meister wie Strauch († 1630), Kupetzky († 1740), Denner († 1749) fortdauernd Gutes geschaffen.

Freilich hatten sie den Vorteil, im ganzen bei der letzten großen Entwicklungsstufe binnendeutscher Kunst, den Zeiten eines Dürer und Holbein, stehen bleiben oder sich von hier aus bedächtig weiterentwickeln zu können, falls sie nicht fremder Einwirkung anheimfielen: denn auf dem Gebiete der Bildniskunst wird die alte zeichnerische Malerei immer diejenigen fesseln, welche die nur bei dieser Malerei mögliche vollendete Wiedergabe der Einzelplastik der Gesichtszüge jeder anderen Auffassung vorziehen. In diesem Sinne hat vor allem Denner geschaffen, wenn auch nicht mehr mit der Größe der alten Meister; zu leicht wird ihm ein Detail zur Hauptsache; beinah als Stilleben machte er seine Bildnisse, über deren feiner Strichelung dann die Charakteristik eintrocknet.

Im übrigen bildeten freilich auch die Porträtmaler keineswegs bloß die Manier des 16. Jahrhunderts fort; im Gegenteil, dies war die Ausnahme, die Regel dagegen der Anschluß im 17. Jahrhundert an die Niederländer, im 18. Jahrhundert vielfach auch an die Franzosen. So gingen sie doch der Hauptsache nach mit dem großen Haufen derer, die in einer verhängnisvollen Kombination von Urteilslosigkeit und Modezug bald der einen Manier anheimfielen, welche die des helldunklen Barock war, bald der andern, die dem lichten Farbenzuge des Rokokos folgte. Ja es kam vor, daß derselbe Maler beide Manieren zugleich anwandte. So konnte der schon genannte Dietrich dahin charakterisiert werden, daß er einerseits „Miß-

brauch von bunten Farben gemacht", anderseits „die Manier niederländischer Maler nachgeahmt" habe[1].

Es ist selbstverständlich, daß bei einer solchen Übung der Kunst jeder ursprünglich vorhandene schöpferische Funke erlöschen mußte. Und das ist in der Tat das allgemein Bezeichnende für den Ausgang der Kunst des Rokokos, des Barocks und der Renaissance überhaupt. Sie verlor sich schließlich im Sande; sie ging an dem Glauben ihrer Jünger zugrunde, daß sie gelehrt werden könne, Teil des Wissens sei und der Vernunft.

Der Irrtum ist alt; seine Anfänge liegen schon im 16. Jahrhundert. Während damals noch die Malerei gefestet dastand auf der unbestrittenen Überzeugung der Meister, daß sie die schöpferische, idealistische Wiedergabe der Natur sei, war für diejenigen Teile der Kunst, die aus der Antike Nahrung sogen, also die eigentliche Renaissance, die Auffassung doch schon eine andere. Hier bedurfte es ja in der Tat des Lernens; über ihm kam die Urkraft des Schaffens bald zu kurz; und man ward sich dessen bald unbewußt inne, indem man diese Schöpferkraft, überhaupt die Einheit von Kunstwerk und Künstler zu unterschätzen begann. So beginnt schon im 16. Jahrhundert die Literatur der Ornamentstiche und sonstiger Vorlagen für architektonische und dekorative Zwecke: von den deutschen sogenannten Kleinmeistern reicht sie über Vredemann de Vries und Dietherlin zu den französischen Ornamentisten unter Ludwig XIV., einem Lepautre (1617—1682) und andern, um in der Rokokozeit mit Oppenort in Frankreich, Franz Xaverius Habermann, Nilson und anderen Augsburgern in Deutschland einen dritten Höhepunkt zu erreichen. Es ist klar, daß sie eine Bevormundung der Phantasie des ausführenden Künstlers bedeutet und damit zugleich eine Verschlechterung der Entstehungsbedingungen des Kunstwerks: wie sollte dieses, selbst abgesehen von der Verschiedenheit der Phantasie der Feder von der des Meißels oder Hammers, einheitlich sein bei fremder Empfängnis?

---

[1] Goethe, Zur Farbenlehre (Weimarer Ausgabe II, 3, 376).

Traf aber diese Bewegung zunächst nur die dekorative Seite der Kunst, so wurde die tektonische nicht weniger durch zunehmende theoretische Bearbeitungen beeinträchtigt, die mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit auftraten und dem Grundsatze zustrebten, die Baukunst sei etwas ausschließlich wissenschaftlich zu Erlernendes. In diesen Zusammenhang gehören schon die palladiesken Traditionen. Und den Lehrern der Hochrenaissance folgten später in Italien ein Temanza, Lodoli, Algarotti, Milizia. Recht eigentlich heimisch aber wurde die Auffassung der Baukunst als einer Wissenschaft doch erst in Frankreich, dem Lande der 1671 errichteten Académie royale de l'architecture. Hier war eigentlich Hardouin-Mansart (der Erbauer des Invalidendoms vom Jahre 1706) der letzte große schöpferische Architekt; schon neben ihm begann sich eine Schule von Doktrinären zu erheben, die Perrault, Blondel, später Cordemoy, Laugier, welche die Kunst philosophisch, d. h. intellektuell und rationalistisch, begründeten und die Phantasie kaum noch im Vorhofe künstlerischer Tätigkeit zuließen. Und auch in Deutschland hatten sich solche Lehrmeister eingefunden: der Mathematiker Nikolaus Goldmann z. B. (1623—1665) und sein Übersetzer und Bearbeiter Leonhard Christoph Sturm (1669—1719).

So blieb nur noch übrig, daß man auch Malerei und Plastik als Wissenschaften faßte. Es war ein Standpunkt, der mit dem vollen Durchdringen der Barockarchitektur selbstverständlich schien: denn diese Architektur, selbst als Wissenschaft gefaßt, mußte bei ihrer Eigenart allmählich auch die selbständige Phantasietätigkeit in den anderen bildenden Künsten zerstören. In der Tat begann — während sich auf dem unbedeutenderen Gebiete der Bildnerei allgemeine Überzeugungen überhaupt weniger fest herausbildeten — für die Malerei die rationale Auffassung mit den ersten großen französischen Malern, mit Simon Vouet († 1646) und Nicolas Poussin († 1665).

Namentlich Poussin ist keine schöpferische Kraft im Sinne der großen Niederländer gewesen. Er rückte nicht so sehr der Natur als seinen italienischen Zeitgenossen auf den Leib, vor

allem Dominichino. Ihnen entnahm er, gewiß mit Ernst, mit Geschmack, mit Gründlichkeit, aber doch kühl, verstandesmäßig, bewußt, was ihm brauchbar erschien für sein eigenes Schaffen, ein erster, raffinierter Eklektiker. Und seitdem blieb es in der französischen wie auch in der ihr immer mehr folgenden deutschen Malerei beim Raffinement und Eklektizismus: das Ergebnis waren Akademiker und Virtuosen, Langweiler und Tausendkünstler.

Wie sehr dann im 18. Jahrhundert die Malerei und die Kunst überhaupt als etwas Rationales, Erlernbares, zur Nützlichkeit ebensosehr wie zur Schönheit Gemachtes galt, das zeigt nichts besser als Mengs' kleines Büchlein „Gedanken über die Schönheit". Hier führt Mengs, obwohl er innerlich schon über den Standpunkt des Rokokos hinausgewachsen war, dennoch unter dem Drange des Herkommens aus: die Schönheiten der Gemälde Raffaels seien Schönheiten der Vernunft und nicht der Augen, könnten mithin durch das Gesicht erst dann gefühlt werden, wenn sie den Verstand gerührt hätten, und meint, wem nicht eine Art philosophischer Verstand die Natur eröffne, der tue am besten, auf dem Gebiete der Malerei als Nachahmer zu glänzen. Da sei aber noch gewaltig viel zu tun, denn alle Künstler seit der Renaissancezeit hätten nur das Wahre und das Gefällige zur Absicht gehabt; und wenn es auch wahr wäre, daß sie in den Teilen, die sie besessen, auf den höchsten Gipfel gekommen wären, so bleibe doch noch für den, der die Vollkommenheit suche, übrig, das Teil des einen und andern zusammenzufügen. „Also soll sich kein Künstler abschrecken lassen, weil andre groß gewesen, sondern vielmehr durch ihre Größe sich erhitzen, mit ihnen zu streiten, denn es bleibt noch Ehre, von ihnen überwunden zu sein, wenn man ihnen nur nachgeahmt."

Es braucht nicht erst ausgesprochen zu werden, daß der Kunst durch solche Anschauungen die Tore der Zukunft so gut wie verschlossen wurden. In der Tat glaubten sich die Anhänger der letzten Ausbildungen des Rokokos am Ende aller

Kunst: denn alles schien ihnen lehrbar. In Wahrheit waren sie mit ihrer Kunst zu Ende.

In dem Verlaufe der künstlerischen Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert aber ist der tiefe Fluch der Renaissance nicht zu verkennen. Indem man eine fremde Kunst annahm und als ein ausschließliches Ideal nachzuahmen bestrebt war, blieb nichts übrig, als in der Theorie schließlich die Lehrbarkeit der Kunst zuzugeben. Trat aber diese Folge im 18. Jahrhundert so ganz klipp und klar ein, so war das zugleich ein Ergebnis des rationalen Zuges der Zeit, der in der individualistischen Konstruktion der Persönlichkeit seit dem 16. Jahrhundert aufs tiefste begründet war.

Gegenüber diesem vollen Bankerott des äußeren künstlerischen Apparates der Renaissance, gegenüber dem Verfall in Akademiker- und Virtuosentum auf schließlich allen Gebieten der bildenden Kunst blieb aber schließlich doch noch eine große Errungenschaft des Zeitalters unverbrüchlich bestehen: die Errungenschaft der künstlerischen Bewältigung des Lichts, soweit es nicht grade das freiflutende des Tages war, auf allen Gebieten, wo diese Bewältigung möglich erschien, auf dem der Architektur nicht minder wie auf dem der Malerei und selbst der Plastik. Sie ist das eigentlich dauernde, weil selbsterstrittene, weil entwicklungsgeschichtliche Ergebnis des Zeitalters; auf ihm haben die späteren Geschlechter weitergebaut.

## Zweites Kapitel.

## Die Dichtung der Renaissance in ihren unmittelbaren Abwandlungen.

### I.

Die Entwicklung der schönen Literatur in dem Jahrhunderte des großen Krieges und die der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verläuft als volles Gegenstück zur Entwicklung der bildenden Künste. Auch hier im inneren Deutschland das Verlassen volkstümlicher Bahnen unter dem Untergang der alten bürgerlichen Grundlage des nationalen Geisteslebens und wirkliche Weiterbildung zunächst nur in den Niederlanden, aber selbst dort unter schließlich überwiegendem Einfluß des gelehrten Humanismus; auch hier Einwirkungen der Renaissancekunst fremder Nationen, der Italiener und Franzosen vornehmlich, aber auch der Spanier, der Engländer; auch hier als innerste seelische Ursache des zunehmenden Unvermögens und schließlichen Absterbens die Auffassung, daß die Kunst lehr- und lernbar sei, da sie den Verstandeskräften der menschlichen Natur entquelle, und damit verbunden die Vorstellung, daß sie nur eine besonders ergötzliche Form intellektueller Betätigung sei. So setzt noch vor Anfang der Periode, schon im Jahre 1568, Nikodemus Frischlin nach dem Vorgange der Poetik Scaligers das Wesen und die Würde der Poesie in die eindringliche Einschärfung sittlicher Lehren und Beispiele und in die vergnügliche

Ausbreitung nützlicher Einsichten und Kenntnisse, kurz in das Docere cum delectatione. Denselben Standpunkt aber nimmt auch noch Gellert gegen Ende des Zeitraums in seiner Fabel von der Biene und der Henne ein:

Da fragst: was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du noch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Ist so die psychische Grundlage der Entwicklung für die Dichtung dieselbe wie für die bildenden Künste, so wird ein Unterschied der beiderseitigen Entfaltung wesentlich dadurch herbeigeführt, daß die Dichtung den fremden Einflüssen verhältnismäßig weniger Raum gestattete, jedenfalls aber bei ihr früher und öfter als in den bildenden Künsten die nationale Grundlage wieder durchbrach. Die Künste, vor allem die in dieser Periode immer mehr in den Vordergrund tretende Baukunst, hängen vom Mäcenate der führenden Kreise ab; dies Mäcenat aber beschränkte sich in diesen Zeiten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlicher auf die ausländischen Beispielen nacheifernden Fürsten. So war die Architektur unmittelbar und durchaus, die Malerei und Plastik wenigstens mittelbar und vornehmlich auf fremde Einflüsse hingewiesen. In der Literatur dagegen behielt die wesentlich bürgerlich charakterisierte Gelehrsamkeit eine im Laufe der Zeit eher verstärkte als abgeschwächte Bedeutung; auch die Fürsten, soweit sie sich der Literatur annahmen, zeigten wesentlich bürgerlich-gelehrten Charakter: Bürgertum aber bedeutete noch immer eine mehr volkstümliche Entwicklung. Erst in der zweiten Hälfte des Zeitraums, seit Ausgang des 17. Jahrhunderts, schieben sich dann einerseits die nunmehr vollem Absolutismus entgegengehenden Fürsten mit einem zahlreichen, jetzt fügsam gewordenen Adel so sehr in den nationalen Vordergrund, wachsen anderseits die bürgerlichen Geschlechter der großen Handelsstädte, Zürichs, Basels, Leipzigs, Hamburgs, so sehr in neue, reichere, weitergreifende Verhältnisse empor, daß das literarische Publikum, nun wesentlich aus großstädtischen

und adligen Kreisen bestehend, sich mehr vornehmlich französischen Einflüssen öffnet, wie sie von Adel und Fürstentum längst schon stärker zugelassen worden waren. Aber auch dann noch erhält sich auf dem literarischen Gebiete mehr gesund-einheimischer Sinn, als in den bildenden Künsten, und die Hagedorn und Gellert wie die Anakreontiker leiten in ihren Schöpfungen leise und unvermerkt zu jener neuen, gleich anfangs herrlichen Blüte einer subjektivistischen Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herüber, während auf dem Gebiete der bildenden Künste, die der tieferen nationalen Strömung fast ganz entfremdet waren, eine solche Überleitung fehlt und die Entwicklung mit der Mitte des 18. Jahrhunderts beinah unfruchtbar abbricht.

Wenn nun aber die Dichtung dieser Zeit, im ganzen betrachtet und abgesehen von den Schöpfungen einzelner Genies, die eine bessere Zukunft vorwegnahmen, vor allem Verstandesdichtung war, so war damit eine Entwicklung gegeben, die zunächst versuchen mußte, einen Kern jedweden oder auch gar keinen Inhalts mit poetischen Formen zu umkleiden; und diese Entwicklung mußte darum mit dem Aufsuchen spezieller poetischer Formen ebenso beginnen, wie es ihr in Formenüberfülle und Schwulst zu enden bestimmt war. Und dieser Entwicklung mußte dann eine zweite Periode folgen, in der man eine verständig-poetische, ja, wenn dies Oxymoron zulässig ist, eine nüchtern-dichterische Bearbeitung auch des Kernes versuchte: sie konnte also anfangs vielleicht mit einem scheinbaren Aufschwung beginnen, mußte aber schließlich dennoch in Prosa und, schlimmer noch, in läppischem Wesen entarten.

Die erste dieser Perioden beginnt leise schon im 16. Jahrhundert, tritt deutlich in Erscheinung mit Opitz, und endet spätestens um 1700: sie entspricht dem Barock, sie schafft in ihrer vollen Durchbildung wie dieses vornehmlich auf den Gesamteindruck und verhüllt zu dessen Gunsten die tiefere Form und den Inhalt. Die zweite Periode entspricht dem Rokoko mit seinem gleichsam nackteren Schaffen, das die Konstruktion prosaisch heraustreten läßt; an ihrer Spitze steht kein großer

Dichter, so wenig wie an der Spitze des Rokokos ein großer Künstler; sie besteht als Oberströmung etwa bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, und ihre letzten großen Vertreter sind Hagedorn und Gellert; in der Anakreontik verfällt sie schließlich ins Prosaisch-Lächerliche, wenn auch die Anakreontiker zugleich in den Farben eines unreifen Subjektivismus schillern. —

Die Anfänge der ersten Periode reichen bis in eine Zeit hinab, in der die Nation noch eine bedeutendere nationale Kunst besessen hatte, wie sie selbst in den Zeiten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch nicht ganz verloren gegangen war: nicht ohne Grund knüpfte späterhin die erste wieder wahrhaft nationale Dichtung, die der Empfindsamkeit und der Sturm- und Drangperiode, von neuem an diese Zeiten, an Hans Sachs vor allem, an. Den Zeitgenossen des 16. Jahrhunderts aber konnte der Sprung von Hans Sachs zu einer großen dramatischen Kunst noch nicht unausführbar erscheinen. Freilich, wir wissen schon, welche Mächte diese Entwicklung jäh abbrachen: mit dem Falle des großen Bürgertums des 16. Jahrhunderts, das schon Melanchthon sich allein noch als Träger einer würdigen deutschen Geistesentwicklung hatte denken können, fiel auch die wichtigste Bedingung einer nahe scheinenden Größe: die nächsten Zeiten der Dichtung sind nicht mehr eigentlich volkstümlich-bürgerlich gewesen; es herrschten in ihnen vielmehr Geistliche und Gelehrte wie später Gelehrte und Fürsten. Daneben hatte aber auch die spezielle literarische Entwicklung des 16. Jahrhunderts schon in sich manche Ursache des Verfalls getragen. Die Literatur in allen ihren Zweigen war anfangs der Reformation, später den kirchlichen und theologischen Streitigkeiten dienstbar gemacht worden: so hatte man die Form über dem Inhalt vernachlässigt. Daneben hatte der Humanismus gelehrten Charakter angenommen, war zwar Bestandteil einer bisher wesentlich nur nationalen Bildung geworden, teilte sich aber dieser nicht in nationaler Sprache, sondern mit lateinischer Eleganz und hochmütigem Herabsehen auf die Volkssprache mit: und machte er späterhin von dieser Gebrauch, so geschah es lange Zeit hindurch unter der Vorstellung, daß für dieses

Werkzeug der Mitteilung jeder Versuch feinerer Durchbildung, überhaupt jede geistige Bemühung überflüssig sei und vom Übel.

So ging denn eine unglückliche Entwicklung, die schon seit dem Untergange des Minnesangs begonnen und unter der Umbildung des Mittelhochdeutschen zum Mitteldeutschen, einem Stimmwechsel gleichsam der Sprache, zugenommen hatte, jetzt reißenden Weges weiter: die dichterische Form zerstob; eine entsetzliche Geschmacklosigkeit der poetischen Sprache im einzelnen, eine volle Zersetzung des metrischen und vornehmlich rhythmischen Baues im ganzen trat ein. Es war eine Bewegung, die im Grunde nur auf éinem Gebiete nicht völlig durchdrang: da, wo erst im 16. Jahrhundert eine Überlieferung von großer Festigkeit geschaffen worden war, auf dem Gebiete der schönen kirchlichen Literatur, wenn es gestattet ist, diesen Begriff zu bilden; auf dem Gebiete der Andachtsbücher, der Erbauungsschriften und vor allem der Kirchenlieder und der geistlichen Dichtung. Hier blieben noch zum guten Teil die klassischen Formen lutherischer Rede bestehen; das Kirchenlied wurde seit dem 17. Jahrhundert zwar milder, persönlicher, aber noch in dieser zweiten Hälfte sind die herrlichen Gesänge Paul Gerhardts zuerst erschollen; und auch der katholischen Kirche ist in den Liedern der Trutznachtigall des edlen Jesuiten Spee, die 1649 erschienen, ein voller Strauß geistlicher Dichtungen von wunderbarer Innigkeit, wenn auch gelegentlich etwas süßlichem Geruche gebunden worden.

Blieb auf dem kirchlichen Gebiete mit der strengeren Form des 16. Jahrhunderts, wie sie namentlich die eigentlichen Kirchenlieder auszeichnet, auch der dichterische Gehalt lebendig, so begannen im übrigen die älteren Formen selbst da verloren zu gehen, wo ihr Bestand am gesichertsten zu sein schien: im Volkslied.

Das Volkslied war in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zum Teil der Straße langsam entrissen und in ein Gesellschaftslied der mittleren Stände verwandelt worden. Zugleich aber hatte es den Einfluß des mächtig empordringenden musikalischen Lebens erfahren: die Melodie war bei ihm allmählich wichtiger

geworden als der Text. Nun griff aber in den Melodien seit der Mitte und namentlich seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts der Geschmack an französischen und bald auch italienischen Kompositionen immer mehr um sich[1]. Die Texte hatten damit den Kompositionen zu folgen; und das Volkslied älterer Form wich halbfremden Canzonetten, Madrigalen, Ritornellen, Galliarden, Akrostichen und Echos, mit deren Eindringen zugleich die romanische Metrik zu siegen drohte.

Worin bestand nun aber auf dem am ehesten greifbaren und zugleich wichtigsten Gebiete, dem der Rhythmik, der Verfall der alten Form?

Der deutsche Vers zerfällt in Takte, die sich an die Takte der natürlichen Rede, die Sprechtakte anschließen: eine Anzahl von solchen Takten, stärker und geringer betonten, wie sie der Hauptsache nach auf den Wurzelsilben der Wörter ruhen, macht den Vers aus. Die zwischen den Takten stehenden Bestandteile des Verses können dabei ein- oder zweisilbig sein, sie können auch fehlen. Der auf diese Weise zustande kommende Rhythmus war aber in der Höhezeit der mittelalterlichen Dichtung, zum Teil unter dem Einflusse der lateinischen Kirchenpoesie und der Metrik der romanischen Literaturen, schon dahin geregelt worden, daß die zwischen den Takten (Hebungen) stehenden gesenkten Silben ihrer Zahl nach fest bestimmt wurden: wodurch — gehen wir zur Vereinfachung der Terminologie statt von dem deutschen Takt- vielmehr vom antiken Quantitätsbegriffe aus — ein jambischer, trochäischer, anapästischer, daktylischer Rhythmus erreicht ward. Aber in der Volkspoesie hatte sich neben dieser Regelung der Kunstdichtung die alte deutsche Weise forterhalten: hier blieb also die Zahl der Hebungen allein maßgebend, während die Silbenzahl der Senkungen einer festen Regelung nicht unterworfen wurde. Es war die rhythmische Grundlage auch des Kirchenliedes des 16. Jahrhunderts wie noch heute vieler unserer Volkslieder, vor allem des Kinderliedes.

---

[1] S. Bd. VI, S. 215.

In der Kunstdichtung dagegen entwickelte sich schon im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts und erschien dann im 16. Jahrhundert ganz ausgeprägt eine eigenartige Weiterbildung jenes Verses, der zur Blütezeit des Mittelalters in seinen Senkungssilben geregelt worden war. Man begann nämlich immer mehr nicht den Takt, sondern die Silbenzahl in den Vordergrund zu schieben: bis man dazu gelangte, den Takt, die Zahl der Hebungen also, insofern sie mit dem Sprachton zusammenfielen, ganz zu vernachlässigen und das rhythmische Wesen des Verses äußerlich in nichts, als in einer bestimmten Anzahl von Silben mit Betonung aller gradzahligen Silben zu suchen: gleichgültig, ob diesen Silben nach der Natur der Sprache diese Betonung zukam oder nicht. Es wurde also nicht bloß der Vers in der Form gebildet, daß er vollendet schien, wenn er eine bestimmte Anzahl Silben umfaßte — ein Grundsatz, dem sich, bei regelmäßigem Wechsel betonter und unbetonter Silben, der Geist der deutschen Sprache sehr wohl zu fügen weiß —, sondern es wurde als gleichgültig angesehen, wie viele Hebungen und Senkungen in diesen Silben vorhanden waren und gleichwohl nach dem zahlenmäßigen Wechsel der Silben betont.

Diese Entwicklung vollzog sich vor allem in den Schulen der Meistersinger; hiermit mag es zusammenhängen, wenn sie unter den hervorragenden Dichtern nirgends mehr auffällt als bei Hans Sachs.

Nun ist aber eine solche Bildung gänzlich gegen den Geist unserer Sprache, die sich im Gegensatz zu dem glatten, nach unseren Begriffen anscheinend fast unrhythmischen Sprechen der Romanen durch starke Satzakzente und wohlbetonte Wortakzente auszeichnet. Indem mithin die neue Silbenmetrik durchdrang, entfernte sich die Dichtung von ihrer einfachsten Grundlage, vom Sprachgeiste selbst, und ließ jede Musik des Tonfalls, ja bisweilen sogar jede Möglichkeit eines Verständnisses des Inhalts auf Grund einer sich dem Inhalte anschließenden Form vermissen: und es erschien jeder dichterische Aufschwung als unmöglich, ehe nicht mit diesem zwar noch nicht bis zum

vollen Abschlusse gediehenen, doch aber schon weit vorgeschrittenen Vorgange gebrochen wurde.

Nun hat schon eine ganze Anzahl sprachlich fein empfindender Männer des 16. Jahrhunderts das Verzweifelte dieser Entwicklung geahnt, ja teilweis klar überschaut; und auch die Mittel zur Abhilfe sind, anfangs weniger sicher, schließlich bestimmt gefunden worden. Aber das geschah freilich nicht unmittelbar aus dem Genius der Muttersprache heraus, sondern bei der Bedeutung humanistisch-lateinischer Dichtung in dieser Zeit, zunächst im Zusammenhang mit den Versuchen, diese Dichtung im Deutschen nachzuahmen: also in der Richtung hin auf eine deutsche Poesie der Renaissance.

Da hatte man nun bereits im 14. und 15. Jahrhundert deutsche Gedichte unter Nichtbeachtung des Wortakzentes nach antiker Quantitätsmessung gemacht, und darin war im 16. Jahrhundert fortgefahren worden: selbstverständlich ohne dauernde Wirkung. Aber daneben hatte man auch schon begonnen, namentlich die einfacheren trochäischen und jambischen Versmaße der Alten so nachzuahmen, daß man an Stelle der Wörter der Alten mit entsprechender Quantität deutsche Wörter mit entsprechendem Tonfall setzte: namentlich der Lutherschüler und Dramatiker Paul Rebhuhn hat seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts so gedichtet, und nicht ohne über die Gründe eines solchen Gebrauchs systematisch nachzudenken: der Rythmus müsse durch den Akzent, nicht den Silbenwechsel bestimmt sein. Von hier aus bedurfte es nun nur noch eines Schrittes, um zu dem Prinzip der schönen mittelalterlichen Zeit zurückzukehren: war auf diese Weise der Akzent der antiken Metrik der Hebung, dem Worttakte des deutschen Brauches gleichgestellt, so mußte noch die Silbenzahl der nach jedem Takte stehenden Senkung gleichmäßig geregelt werden. Es war eine Forderung, die von dem musikalisch feingebildeten Johannes Clajus in seiner deutschen Grammatik (1578) zum ersten Male deutlich ausgesprochen wurde.

Allein Clajus hatte einstweilen keinen Erfolg. Denn es kam nicht bloß darauf an, das Prinzip aufzustellen, viel wich-

tiger war, daß es praktisch betätigt wurde. Und in dieser Hinsicht spielte nun in sehr eigenartiger Weise, während bisher die Antike geholfen hatte, die französische Dichtung in die weitere Entwicklung hinein: jene Dichtung, die mit ihrem Prinzipe der Silbenzählung eigentlich, wie man meinen sollte, den Verfall der deutschen Metrik noch hätte beschleunigen sollen. Gleichzeitig nämlich mit der Rhythmik war auch der deutsche Vers- und Strophenbau verkümmert; und schließlich wurde fast jeder dichterische Inhalt in die eine, an sich auch wieder im Verfall begriffene Form kurzer, viermal gehobener Verse von jambischem Rhythmus, die sog. kurzen Reimpaare oder Knittelverse gegossen. Nun hatte man allerdings dieser Armut, die sich schon früh ankündigte, aufzuhelfen gesucht; man hatte antike Strophen, so namentlich die sapphische, man hatte auch jambische und trochäische Zeilen von verschiedener Länge nachgebildet. Allein es fehlte ihnen das Moment des Volkstümlichen: sie drangen nicht durch. Und hier setzte nun zur weiteren Förderung der Frage ein sehr merkwürdiger französischer Import ein. In den Jahren 1572 und 1573 erschienen fast gleichzeitig zwei Übersetzungen der Psalmengesänge des unglücklichen Calvinisten Marot, die eine von dem neulateinischen Dichter Paul Schede (Melissus) zu Heidelberg, die andere von Lobwasser zu Königsberg: von zwei ganz verschiedenen Seiten her drang damit französische Dichtung in den weiten Kreis der deutschen Reformierten und erhielt hier der Hauptsache nach eine Stellung im Sinne des Kirchenliedes bei den Lutherischen. Die Popularität einer fremden dichterischen Leistung von großem Umfang war also gegeben. Und mit ihr zugleich auch das Eindringen französischen Vers- und Strophenbaus. Denn um die Melodien beibehalten zu können, hatte Melissus seine Übersetzung „nach französischer melodeyen unt sylben art“ gemacht und Lobwasser das Original „nach Art seiner Reime“ ins Deutsche „gezwungen“. Damit traten nun eine ganze Menge französischer Versarten breit in den deutschen Horizont. Und indem sie trotz ihrer ausschließlichen Silbenzählung unter Beibehaltung der Silbenzahl mit deutschen Wortakzenten versehen

wurden, traten sie den Reformbestrebungen eines Rebhuhn und Clajus zur Seite und erweiterten deren Erfolg.

Freilich war dieser auch hiermit noch nicht vollkommen gesichert. Hierzu bedurfte es längerer praktischer Erprobung des neuen Systems, seiner völligen Klarlegung auf Grund dieser Praxis und seiner Anwendung in einer mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Dichtung. Es war ein Ergebnis, das erst seit den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts erreicht ward. Und herbeigeführt wurde es schließlich durch den Vorgang der Niederländer und durch die Tätigkeit eines wichtigen binnendeutschen Dichters, Martin Opitzens.

In den Niederlanden hatten sich ähnliche Schwierigkeiten der metrischen und rhythmischen Behandlung ergeben wie im inneren Deutschland. Sie waren hier im Sinne des Clajus von Vander-Milius theoretisch behandelt und dann auch schon praktisch gelöst worden zu einer Zeit, da Opitz, 1597 zu Bunzlau geboren, 1619 und 1620 in Heidelberg und Straßburg weilend, von dort nach Leiden ging, um in dem Kreise der dortigen Theoretiker der neulateinischen und volkstümlichen Renaissancedichtung, Vossius und Heinsius, etwa ein Jahr zu verleben. Einige Jahre darauf, 1624, erschien Opitzens Buch von der deutschen Poeterey und fast gleichzeitig die Sammlung seiner deutschen Poemata: es sind die Grenzsteine gleichsam einer neuen Zeit metrischer Grundsätze; denn von nun ab galt das Prinzip der Übereinstimmung von Wort- und Versakzent und das Prinzip gleichmäßiger Silbenzahl der Senkungen; und nur wenige Dichter noch, so Weckherlin und Lauremberg, haben sich dem entgegengestellt: im ganzen brachte die Folgezeit nur noch die genauere Durchbildung des neuen Prinzipes.

Dabei enthielt aber das Buch von der deutschen Poeterey keineswegs bloß eine Metrik, die einen neuen formalen Aufschwung zunächst des Vers- und Strophenbaus gestattete, es brachte noch viel mehr: die Prinzipien einer neuen Poetik, einer neuen oder wenigstens hier zum ersten Male völlig klargelegten angeblichen Erkenntnis des Wesens der Dichtung und

ihres Verhältnisses zur Welt überhaupt. Und diese neue Poetik war die der Renaissance.

Im Altertum hatten Römer wie Griechen die Philosophie der Dichtung besonders fleißig entwickelt und als die besten Zusammenfassungen ihres Denkens zukünftigen Zeiten die Poetik des Aristoteles und die Ars poetica des Horaz hinterlassen. Sehr natürlich, daß diese großen Namen und Werke von der Zeit an zu wirken begannen, da im Verlaufe der Renaissance eine internationale, weitumfassende neulateinische Dichtung erblühte. Und da diese zunächst in Italien aufkam, so waren es vor allem Italiener, die die alten Theoretiker zuerst aufgesucht und neben ihnen, in ihrem Sinne, ja angeblich ihnen allein folgend neue Lehren der Dichtung aufgestellt hatten. Von Italien aus aber drangen diese neuen Systeme weiter; und bald traten ihnen da, wo der Renaissance jenseits der Alpen das vielleicht ungestörteste Abblühen gestattet war, neue Systeme zur Seite: für Frankreich wurde die 1561 erschienene Poetik des älteren Scaliger maßgebend und die auf dieser beruhende Lehre des Ronsard, für die Niederlande die ebenfalls von Scaliger abhängige Theorie des Daniel Heinsius. Heinsius' Lehre aber, sowie Scaligers und Ronsards Ideen brachte Opitz in seinem Buche von der Poeterey ins innere Deutschland.

Ist das der äußere Vorgang, so fragt es sich, was er im tieferen Grunde für Binnendeutschland bedeutete, dessen nationale Dichtung bisher den Theoremen der Renaissance ferner geblieben war.

Die Poetik des Scaliger, auf die schließlich fast alle Theorien der mitteleuropäischen Renaissance und somit auch die meisten Sätze der Opitzischen „Poeterey“ zurückgehen, beruht ihrerseits vor allem auf Vergil und Horaz, also auf den Lateinern, im Gegensatze zu Homer und Aristoteles. Im übrigen ist sie kein einfaches Gesetzbuch der Dichtung, sondern ein dickleibiges, wesentlich nur registrierendes und klassifizierendes Werk in der Art der gleichzeitigen philologischen Gelehrsamkeit, geschwätzig, von gehässiger Kritik und roh-empirischer Auffassung künstlerischer Probleme; damit aber freilich auch eine

unerschöpfliche Schatzkammer für eine später folgende Periode, die an der Hand der gesamten psychischen Disposition des Zeitalters des Individualismus aus den Massen angehäufter Tatsachen erst eigentlich die regelgebenden Lehren der Poetik ableitete und, in einem mehr späteren Stadium, die so gefundenen angeblichen Regeln der Alten durch die Vernunft als rein natürliche, zeit- und also auch wechsellose zu begründen sich vornahm.

Ehe indes diese spätere Stufenfolge der Entwicklung eintrat, die in Frankreich in dem Werke Boileaus gipfelte, hatte sich die Poetik Scaligers schon die zeitgenössische Dichtung unterworfen: zuerst die neulateinische allenthalben, die schon deshalb die Disziplin einer Poetik suchen mußte, weil sie rein künstlich blieb, dann aber auch die nationale Dichtung in Frankreich und in den Niederlanden. Und hier eben lernte Opitz die aus ihr belehrte Praxis zunächst aufs genaueste kennen.

Indem er aber die Praxis der niederländischen Vettern und in ihr die Renaissancepraxis überhaupt dem inneren Deutschland in seiner „Poeterey" zu vermitteln suchte, griff er zur theoretischen Darstellung auf Scaliger und auf Ronsard, dessen Lehren er schon in Heidelberg bewundern gelernt hatte, zurück und verband deren Grundsätze, soweit sie ihm unter dem Eindrucke der holländischen und seiner eigenen dichterischen Erfahrungen von Bedeutung zu sein schienen, zu dem Text der rasch hingeworfenen Sätze seines Buches.

„Die Poeterey," führt er hier nach Ronsard aus, „ist anfangs nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie und Unterricht von göttlichen Sachen. Denn weil die erste und rauhe Welt gröber und ungeschlachter war, als daß sie hätte die Lehren . . recht verstehen können, so haben weise Männer sie . . in Reime und Fabeln . . verstecken und verbergen müssen." Das Intellektualistische, Rationalistische des Zeitalters tritt hier offen zutage: die Dichtung ist Mittel der Belehrung. Diese Tatsache soll aber durch die gewählte Form verborgen bleiben: die Poesie ist der Form nach eine schöne

Lüge, wie an sich eines mit ihrem Charakter nicht weiter zusammenhängenden, zu diesem also indifferenten Inhalts: ein Zeitalter rein formaler Auffassung der Dichtung wurde eröffnet. Und so gleichen denn die Poeten ganz den rationalistischen Malern:

. . . . . . . wir schreiben den Verstand
Und Weisheit in ein Buch; ihr malt sie an die Wand.

Worin aber bestehen nun die Formen der Poesie? Es sind die Formen des Barocks. „Tu auras en premier lieu les conceptions hautes, grandes, belles, et non trainantes à terre“ hatte schon Ronsard gesagt[1]. Opitz eignete sich diese Meinung an: erhaben soll die Dichtung sein, von großen Formen, fern der bisher so beliebten sexuellen Sphäre: Poeten sollen „so züchtig reden, daß sie ein jegliches ehrbares Frauenzimmer ungescheuet lesen möchte“[2]. Diese erhabenen Formen aber findet man am besten bei den Lateinern, vor allem bei Vergil; und sie führen zum heroischen Epos, der von der ganzen Periode höchstgestellten Dichtungsart, auf deren Boden sie große Leistungen sehnsüchtig erwartete.

Dem Epos gegenüber treten alle übrigen Dichtungsformen verhältnismäßig zurück; das Drama wird zwar geschätzt, aber nicht verstanden; die Satire, als ein langes Epigramm gefaßt, soll höflich sein und wird damit ihres Wertes entkleidet, während man das eigentliche Epigramm noch eher zuläßt. Im ganzen wird damit der nationalen Dichtung eine Wendung zugemutet, die sie von den verheißungsvollen Anfängen grade des 16. Jahrhunderts, dem Drama und auch noch der Satire abruft auf ganz andere Gebiete.

Opitzens „Poeterey“, die den wirklich dringenden metrischen und rhythmischen Bedürfnissen der deutschen Dichtung entgegenkam, hat doch auch, ja man kann sagen vor allem in dieser allgemeinen, die Ziele der Dichtung überhaupt bestimmenden Richtung durchschlagend gewirkt. Allein sie hat noch mehr geleistet. Indem sie das grade im tiefsten Grunde vorhandene Bedürfnis nach

[1] Zit. Borinski S. 67.
[2] A. a. O. S. 73.

einer individualistischen, rationalistischen Ausgestaltung der Poesie überhaupt durch Verbreitung der außerhalb Deutschlands schon international gewordenen Theorien der Renaissancepoetik befriedigte und in ihrem Sinne die Poesie vor allem als lernbare Kunst der Nachahmung bezeichnete, ist sie zugleich das Manifest einer vollen neuen Periode der deutschen Dichtung geworden.

Nach beiden Seiten hin, der formalen wie der materiellen, werden wir im folgenden den Bildungsgang dieser Dichtung zu verfolgen haben.

## II.

1. Im Grunde ist auch in der Zeit der Renaissancedichtung die poetische Gattung, die eigentlich führte oder wenigstens den Zeitgeist am besten zum Ausdruck brachte, die Lyrik gewesen. Dies trotz aller Schwärmerei für das Epos. Denn was ist auf epischem Gebiete, als dessen höchste Leistung man die versifizierte Erzählung einer ereignisreichen Geschichte unter Hereinziehung von Allegorien und Göttermaschinen verstand, denn schließlich erreicht worden? Bestrebungen, wie sie mit Opitzens „Geburt Christi“, „Zlatna“, „Vesuvius“ begannen, endeten schließlich in den frostigen Beschreibungen fürstlicher Hoflager, in den angeblichen Poesien eines Herrn von Besser und verwandter Dichter. Zur Höhe auch nur von Voltaires „Henriade“ haben es die Deutschen nicht gebracht.

Aber schon vor dem Eingreifen Opitzens hatte sich das deutsche literarische Leben auf dem Gebiete vornehmlich der Lyrik wieder etwas zu heben begonnen und hatten einige begabte Dichter auf eigene Faust Wege zum antiken Parnaß zu bahnen gesucht. So wüst die politischen Zustände vor und nach 1600 auch waren, insoweit das Verhältnis des Reiches zu den Territorien und der Territorien untereinander in Frage kam[1], so herrschte doch in den einzelnen Ländern selbst, eine Folge stetigen Steigens des patriarchalischen Absolutismus,

[1] S. Bd. V, 2 [1–2] S. 608 ff., insbesondere S. 675 ff.

eine früher wenig gekannte Ruhe, die geistigen Aufschwung begünstigte; und in den Städten speziell kam es noch zu einem reichen Nachleben der Kultur des 16. Jahrhunderts. Dazu stellten sich gewisse Wirkungen des neukatholischen Aufschwungs und protestantische Einflüsse aus Holland ein, um die Lage grade für die Entwicklung der Literatur noch günstiger zu gestalten. Und so sieht man denn, ein äußeres Zeichen zunächst des Aufschwungs, die deutsche Bücherproduktion beträchtlich steigen. Literarisch aber erhob sich eine erste Renaissance lyrischer Dichtung von rein praktischem Charakter, die ohne allzuviel Federlesens und Grübelns über dichterische Theorien alsbald weltmännischen Zielen nachstrebte.

Hauptvertreter dieser Bewegung waren Weckherlin, Werder und Hoeck: kühne, phantasievolle, dabei zugleich höfische und gebildete Geister. Und Schauplätze waren namentlich die Höfe von Stuttgart und Heidelberg; denn hier besonders waren Kavalierton und vornehmer Schäfergeschmack zu Hause.

Württemberg war seit Ende des 15. Jahrhunderts, nachdem ihm 1498 die Grafschaft Mömpelgard zugefallen war, ein Vermittlungsland französischen und deutschen Wesens geworden. Aus diesem Zusammenhange ging Georg Rudolf Weckherlin (1584—1651, seit 1620 als Agent der Protestanten in London dem deutschen Geistesleben so gut wie ganz entzogen) hervor. Früh in Paris von Bewunderung für Ronsard und seine Schule erfüllt, längere Zeit am Hofe des besonders stark französierenden Herzogs Friedrich, wenn auch metrisch noch an Lobwasser anknüpfend, war er einer der frühesten weltmännischen, in strenger Entfernung vom Volke dichtenden Poeten:

Ich schreibe weder für noch von allen,
Und meine Verse, kunstreich und wert,
Sollen nur denen, die gelehrt,
Und (wie sie tun) weisen Fürsten gefallen.

Aber das hinderte Weckherlin, eine kraftgenialische Natur, nicht, frisch und keck und in der Form überschäumend bis zu tollem Bombaste dareinzufahren: was wäre unter günstigeren Umständen von ihm zu erwarten gewesen! Als Festordner und

Dichter höfischer Inventionen hat er einen Teil seines Lebens auf deutschem Boden zugebracht; im Sinne einer höfischen Renaissance schritt er auch in seinen dramatisch wirkenden Gedichten, klassische Formen nachahmend, in klassischer Götterwelt lebend und webend, daher. Weitaus am größten aber ist er in der Lyrik. Seine Oden erschienen im Jahre 1618; sie haben alles, was die Renaissancepoesie der Romanen kennzeichnet: glatte, doch kühne Form, stürmisches Gefühl, bacchantische Leidenschaft, üppige Phantasie, theologische Unbefangenheit; es ist, als sollte ein Rubens der deutschen Dichtung erstehen, als tauchen die schönsten Fassaden des Heidelberger Schlosses auf.

Noch mehr als Stuttgart fast war in der Tat die Residenz der Pfalzgrafen am schönen Neckar seit langem unter französischem Einflusse, nur daß sich hier mit diesem ständig niederländische Einwirkungen kreuzten. Heidelberg hat schon im Ausgange des 16. Jahrhunderts gradezu eine Dichterkolonie der Renaissance gehabt. Hier lebte seit 1586 Paul Schede und dichtete, vermutlich auch mit bestimmt durch seine Beziehungen zu Orlando di Lasso und Goudimel und das daher lebendige Interesse am Gesellschaftsliede, deutsche Lieder, Brautgesänge und Verwandtes, im Sinne der französischen Renaissance. Hier sehen wir gegen Ende des Jahrhunderts mehrere andere Dichter auftreten und teilweis Wohnsitz nehmen. Im zweiten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts bildete sich dann hier ein poetischer Kreis, der, dem Geschmacke des Hofes folgend, die französischen Bestrebungen du Bellays und der Plejade, die man vor allem in Ronsard (1524—85) verkörpert sah, aufnahm: was man wollte, war das Programm der Plejade: „direkte, selbständige Renaissance durch Griechen und Römer; Heraustreten aus der ritterlich-mittelalterlichen Phantasiewelt; Reinheit der Sprache und Vervollkommnung der Form nach der Art der großen Italiener; möglichst naher Anschluß an die Dichtungen des Altertums, sogar bis in einzelne Gedanken und Wendungen“[1]. Mittelpunkt dieser Bestrebungen wurde seit 1615 Julius Wilhelm

---

[1] Lemcke S. 155.

Zincgref aus Heidelberg (1591—1635); 1618 trat der junge schlesische Student Martin Opitz in diesen Kreis, und bald verkündete ihn Zincgref als Messias auch der deutschen Dichtung. Im Jahre 1620 aber wurde dieser Zusammenhang gesprengt; die Schlacht am Weißen Berge war geschlagen, der Winterkönig flüchtig, das freie Hofleben in Heidelberg dahin.

Neben den südwestdeutschen Bestrebungen tauchten indes auch sonst hier und da in Deutschland Renaissanceversuche auf: so in Hessen, wo unter Moritz I. Dietrich von dem Werder (1584—1657) seit 1626 seine durch Wärme, Weichheit, Schwung und Freiheit der Bewegungen ausgezeichneten Übersetzungen Tassos und Ariosts erscheinen ließ und sich in eigenen Gedichten versuchte; so in Leipzig, wo Kaspar Barth seinen Teutschen Phönix (ebenfalls 1626 erschienen) dichtete, so auch in Norddeutschland und nicht minder in Böhmen: in Böhmen dichtete der Pfälzer Theobald Hoeck schon früh im Sinne seiner heimatlichen Schule das „Schöne Blumenfeld", nicht selten noch etwas naiv, gelegentlich noch mehr volkstümlich als vornehm-gelehrt:

Zwei Augen, zwei Händ, ein rosenfarbener Munde
Mich täglich machen wunde.

Und während so die Höfe des Südwestens die Entwicklung einer vornehmen Literatur durch Begünstigung oder wenigstens moralische Stützung dichterischer Talente gefördert und darin mancherlei Beihilfe auch anderwärts erfahren hatten, war man in Mitteldeutschland auf noch einem anderen, scheinbar viel unmittelbareren Wege vorgegangen: die Fürsten hatten selbst versucht, zunächst die Sprache als Grundlage einer neuen Literatur zu heben; im Jahre 1617 war durch Ludwig von Anhalt die Fruchtbringende Gesellschaft nach dem Vorbilde der Florentiner Accademia della Crusca (seit 1582) begründet worden: zur Erhaltung guten Vertrauens und Erbauung wohlanständiger Sitten und zur nützlichen Ausübung der Landessprache. Wie man sieht, waren die Absichten, die bei der Gründung dieser und verwandter Gesellschaften hervortraten, nicht so ganz einfacher Natur. Man begann sich in den höfischen Kreisen des alten Lebens in Saus und Braus zu schämen:

man wollte auch seinerseits teilnehmen an der Entfaltung vergeistigten Daseins. Man fühlte sich zugleich verpflichtet, dieses Dasein national zu gestalten; man trat zu der Verderbnis des Wortschatzes der Sprache in Gegensatz, wie sie seit der Renaissance so furchtbar eingerissen war. Man wünschte aber zugleich durch das Vorbild der Alten die Dichtung in der eigenen Sprache zu heben. Und so gingen denn konservative und fortschrittliche Ideen, Biedersinn und Pedanterie miteinander: vor allem aber glaubte man an die Allheilkraft eines patriarchalischen Absolutismus selbst auf diesem Gebiete.

Natürlich wurde wenig erreicht. Zwar blühte speziell die Fruchtbringende Gesellschaft unter der Teilnahme der höchsten Stände etwa ein halbes Jahrhundert, doch kam man über ein Spiel mit ernsten Dingen kaum hinaus; und barocke Namengebung, Aufsuchen von Devisen, Herrichtung von Medaillons, Zeichnen und Malen von Wappen nahmen ein gut Teil von Zeit und Beschäftigung in Anspruch.

Im ganzen waren daher die Versuche, der deutschen Literatur mehr von außen her aufzuhelfen, mochten sie nun genossenschaftlich betrieben werden oder auf gelegentliche individuelle Unterstützung selbständiger, dichterischer Bestrebungen hinauslaufen, schon um 1620 nicht eben sehr aussichtsvoll; selbst unter den bestehenden, an sich überaus günstigen Umständen zeigte es sich, daß das Mäcenat jeglicher Form ohnmächtig ist gegenüber dem innersten und selbstherrlichen Verlaufe der Phantasietätigkeit eines großen Volkes.

Was schließlich förderte und klärte, war die Tätigkeit eines einzelnen, der das immanente Ziel der Entwicklung deutlich verkörperte. Im Jahre 1624 erschien Opitzens „Poetik", im Jahre 1625 kamen Opitzens Gedichte heraus, die nach der neuen Theorie bearbeitet waren: seitdem gab es der Hauptsache nach nur noch einen Führer auf dem steilen Pfade der Renaissancedichtung: Opitz.

Opitz war ein Schlesier: er stammte aus dem damals vielleicht reichsten Kolonialgebiete des deutschen Ostens. Welchen Eindruck einer üppigen äußeren Kultur dieses Landes

für das 16., ja auch schon für das 15. Jahrhundert erhält man noch heute, wenn man das reiche Altertumsmuseum in Breslau mustert! Aber auch geistig standen diese Gebiete hoch; es ist kein Zufall, wenn sie Ursprungsland und zum großen Teile auch Schauplatz der Literaturblüte gewesen sind, die von Opitz über die Gryphius, Logau, Hofmannswaldau hinweg bis auf Günther währte. Denn im Lande lagen stolze Städte, von denen aus ein aristokratisches Bürgertum, in ausgezeichneten Mittelschulen erzogen, über die Slawen des platten Landes geistig gebot; manch Gelehrtendasein hob den Ruf namentlich Niederschlesiens; und die Höfe zeichneten sich neben alter Roheit der Lebensführung durch einen reinen Renaissancekult aus, auf dessen starke Dauer der glänzende Aufschwung der polnischen Renaissancedichtung, der so gefeierte Dichter wie früher die Brüder Kochanowski, jetzt Sarbieski angehörten, nicht ohne Einfluß gewesen sein mag.

Opitz, aus solcher Umwelt hervorgegangen, war ein wesentlich formales Talent, eine nicht viel über das Mittelmaß hinausragende, aber wohltemperierte Kraft von ungewöhnlicher Fähigkeit literarischer Organisation und sprachlicher Formgebung. So war er, kein eigentlich pathetischer Bahnbrecher, wie geschaffen zur Vereinigung und wirkungsvollen Ausprägung verschiedener, im einzelnen schon weithin gepflegter Tendenzen.

Und er ist dieser Aufgabe nicht bloß, wie wir schon wissen, in der Theorie, sondern auch praktisch, als Dichter, gerecht geworden. Denn auch hier blieb er vor allem der klare und verständige Befolger und Verbreiter der Vorschriften seiner Lehre. Seine Dichtung ist gleichsam palladieske Poesie mit einigen noch mäßigen Schattierungen ins Barock: Formgebung in dieser Richtung bei leidlicher Gleichgültigkeit gegen den Inhalt blieb der Kern seines Wirkens. Es fehlt also das Pathos, die hinreißende Rede der Leidenschaft, das Gemüt, die Anschauung von innen heraus. Die Dinge sind nicht von ihrem Kern her durchleuchtet, sondern von außen wiedergegeben: darum kein Temperament hoher Spannung, kein persönliches Licht, keine Dämmerung und kein Zwielicht: alles erscheint in gleichsam unpersönlicher, ebenmäßig

klarer, kalter Beleuchtung. Und so wird denn dem Dichter sein Wirken zur bloßen Handhabe, lehrhaften oder ergötzlichen Inhalt eindringlich vorzutragen, und ganz hält er es mit dem horazischen Aut prodesse volunt aut delectare poetae.

Daher wird ihm verständige und ruhig geordnete Anlage der Form zum höchsten Ideal der Dichtung: dahin zielen seine einfachen Versmaße, seine gleichmäßig trottenden Alexandriner, seine Pedanterie für die Bildung und Stellung der Wörter. Innerhalb dieser Grenzen aber war er ungemein fruchtbar. Er hat die erste deutsche Oper geschrieben, er hat das Epos und das Drama, das Lehrgedicht und den Panegyrikus, er hat alle Arten fast der Lyrik gepflegt. Aber in seinem Epos folgte er nicht der Äneide Vergils als Vorbild, sondern den Bukolikern; seine Lobgedichte sind von den schwülstigen Poeten der römischen Kaiserzeit inspiriert; und da, wo er ein schöpferisch ursprüngliches Pathos nachzuahmen sucht, wie z. B. in seinen Bearbeitungen von Psalmen, tritt das Schwerfällige, Prosaische, Philister- und Lehrhafte, Platte und Verstandesmäßige seiner Dichtung grell hervor. Gleichwohl gelingt ihm in der Lyrik, sieht man von der höchsten Gattung, dem Liebeslied, ab, manch graziöser Vers voll frischen, heitren und innigen Empfindens; und in den geistlichen Gedichten erhebt er sich auch zum warmen Tone kirchlich-vaterländischer Begeisterung:

Verknüpfe mit des Friedens Bande
Der armen Kirchen schwache Schar;
Nimm weg von unserm Vaterlande
Verfolgung, Trübsal und Gefahr!
Laß uns ruhig bleiben,
Unsern Lauf zu treiben
Diese kleine Zeit,
Bis du uns wirst bringen,
Wo man dir soll singen
Lob in Ewigkeit!

Opitz hat, eben indem er nur der „Kunst gelehrter Saiten“ lebte, indem er als Dichter nur der Illustrator seiner Lehren war und nicht mehr, diesen Lehren, wie sie die Renaissanceversuche der Vergangenheit und Gegenwart in sich abschlossen, durch

sein lauteres Beispiel die Verbreitung, die an sich in der Luft lag, außerordentlich erleichtert: fast ohne irgendwelche äußerliche Revolution vollzog sich ziemlich allgemein der Übergang; und neben die Meistersingerei, den letzten formalen Rest der großen mittelalterlichen Literaturepoche, trat die Reimerei und die Dichtung der Renaissance.

2. Allerdings machte sich in Deutschland, teilweis noch anknüpfend an die Reformbewegungen vor Opitz, einiger Widerstand gegen die Auffassung grade Opitzens bemerkbar: so in Straßburg, wo im Jahre 1633 nach dem Vorbild des Palmenordens die Aufrichtige Tannengesellschaft gestiftet worden war, so auch in Nürnberg, wo die Pegnitz-Hirten des Gekrönten Blumenordens, der wie die Straßburger Gesellschaft erst nach Opitzens Tode (1644) aufkam, wenigstens nicht ausschließlich und unmittelbar von Opitz abhängig sein wollten, indem sie mit dem niederländisch-französischen Wesen seiner Lehre italienische Einflüsse von erschlaffender Süßlichkeit und barockem Schwulste verbanden.

Aber alle diese Bewegungen blieben schließlich doch ohne große Bedeutung, da das Widerstreben von keinem dichterischen Genie getragen ward. Denn wie die Straßburger so hielten sich auch die Nürnberger Dichter, ein Harsdörffer (1607—1658) oder Klaj (1616—1656), die Gründer des Ordens, sowie Sigmund von Birken (1626—1681) ganz in den Grenzen des renaissancemäßig Konventionellen, ja sie sind für eben dieses besonders charakteristisch; hier vor allem ist zuerst das Übermaß einer üppigen Form bei schwülstig-unsinnigem Inhalte, ist die Metapher und die Onomatopoesie, der bombastische Klingklang überhaupt und die höfisch-schäferliche Einkleidung übermäßig gepflegt worden. Oder sollte etwa eine Poesie großer Wirkungen fähig gewesen sein, von der ein Sigmund von Birken bekannte:

Das Herz ist weit von dem, was eine Feder schreibet,
Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet.

In uns flammt keine Brunst, obschon die Blätter brennen
Vor liebender Begier. Es ist ein bloßes Nennen. —?

Und die Nürnberger haben damit Keime gelegt, die später auch in Mitteldeutschland geil wuchernd emporschossen, und gegen die sich noch Gottsched zu wenden hatte.

Von größerer Bedeutung war die Vermählung, die sich, sei es bewußt oder unbewußt, zunächst auf süddeutschem Boden zwischen der Renaissanceform im Opitzschen Sinne und dem aufstrebenden Geiste des Neukatholizismus vollzog. Dieser Neukatholizismus, wie er mit den künstlerischen auch die poetischen Formen des italienischen Barocks nach Deutschland gebracht hatte, feierte seinen sichtbarsten Triumph freilich zunächst auf dem Gebiete der lateinischen Schulpoesie; hier wurde der Jesuit Jakob Balde (1603—68) zum vermittelnden Meister. Allein er trat doch auch, indem er sich mit einer damals eben emportauchenden mystisch-pietistischen Strömung[1] verband, in die deutsche Literatur ein. Der erste entscheidende Vertreter, in dessen Dichtung so verschiedenartige Strömungen zusammentrafen, war der Jesuit Friedrich von Spee (1592—1635). Gewiß waren die Gefühle des süßlich Verzückten und weich Schwärmerischen, die ins spezifisch Katholische übertragenen entnervenden Düfte der italienischen Dichtung des Marinismus schon vor Spee nach Deutschland gelangt; klar liegt der Zusammenhang schon in der Gedichtsammlung „Paradeisvogel" des Jesuiten Vetter (seit 1613) vor. Allein während es sich hier meist nur um Übersetzungen fremder Lyrik handelte, tritt mit Spee eine edle menschliche und dichterische Anlage rein deutscher Art in den Dienst dieser Empfindungen. Und sicherlich: man liest noch heute einen großen Teil der „Trutznachtigall" Spees mit inniger Freude und wahrem Mitgefühl; und man läßt sich hinreißen von der Melodie seiner einfachen, wenn auch in ihrer Wiederholung etwas eintönigen Naturpoesie, wie auch die bisweilen hervorlodernde, sonst gedämpfte Leidenschaftlichkeit und ein Gefühlsreichtum, der, wenn auch endlos zerfasert und ver-

[1] S. darüber oben S. 163 ff.

dünnt, gleichwohl das dichterische Fluidum der Gedanken immer wieder durchleuchtet, ihres Eindruckes nicht verfehlen. Aber man wendet sich doch gleichzeitig ab von den barocken Verkleidungen des Heilandes in einen Schäfer oder gar in eine Daphnis, die vom Monde beklagt wird; man wird den langatmigen Gesang über das Ecce homo nicht neben Paul Gerhardts „O Haupt voll Blut und Wunden" hören wollen, und man befreundet sich nur ungern mit einer abgeschmackten Jesulein-Poesie als Vorläuferin Zinzendorfscher Einfälle. Und so wird man, über die barocke Form hinaus, bisweilen beinahe selbst an den Gefühlen eines Mannes irre werden, dem hysterische Überspanntheiten nicht gänzlich fernblieben.

Einen viel gewaltigeren Ausdruck jedenfalls als bei Spee fand der mystische Neukatholizismus, hier gradezu zur dichterischen Theosophie erweitert und außer von italienischen auch von spanischen Renaissanceelementen getragen, bei Johann Scheffler aus Breslau, dem Angelus Silesius (1624—1677). Scheffler, ursprünglich Protestant, 1648 in Padua zum Doktor der Philosophie und Medizin promoviert, trat 1652 zum Katholizismus über. Im Jahre 1657 erschienen die wunderbaren Sprüche seines „Cherubinischen Wandersmanns":

Ich trage Gottes Bild: wenn er sich will besehen,
So kann es nur in mir, und wer mir gleicht, geschehen.

Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen . . .

Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse . . .

Die Schrift ist Schrift, sonst nichts. Mein Trost ist Wesenheit,
Und daß Gott in mir spricht das Wort der Ewigkeit.

Freilich: neben dieser tiefsinnigen Theosophie stehen bei Scheffler die schlimmsten Auswüchse der derben zeitgenössischen Lebensauffassung, und gelegentlich stört auch ein Bombast der Form, der an Geschmacklosigkeit nicht leicht übertroffen werden kann. —

Abgesehen von der Entfaltung in den bisher geschilderten Richtungen wurde die Opitzsche Reform vor allem in Mittel-

und Norddeutschland wirksam, um so mehr, als sie hier, auf geschlossenem protestantischen Boden, gleichwie in den bildenden Künsten die holländisch-calvinistischen Einflüsse gegenüber den italienisch-katholischen überwogen hatten, so durch niederländische Einflüsse unterstützt und dadurch trotz barocker Überladenheit der Form langsam zu einer gewissen nüchternen Verständigkeit des Inhaltes abgeklärt wurde. Dabei knüpfte sich hier, wie im Süden, die regelmäßig fortlaufende Entwicklung vornehmlich an die großen Städte; und wie im Süden Straßburg und vor allem Nürnberg als frühe und regelmäßige Träger der Renaissancedichtung zu nennen gewesen waren, während die Territorien, am spätesten die Schweiz, erst nachfolgten, so waren es in Mittel- und Norddeutschland die damals reichsten Städte Leipzig und Hamburg.

In Leipzig gedieh vor allem das leichte Lied der Liebe und des Gelages; der Thüringer Homburg (1605—1681) kennt da schon die frohesten Töne; Schwieger (etwa 1630—61), Schirmer (1623—82) und andere schlagen dann eine Bahn ein, die schon zu Anakreon und den späteren Weisen eines Gleim und seiner Nachfolger zu führen beginnt; bis Schoch, ein Leipziger Kind, der Dichter der drastischen Komödie vom Studentenleben (1657), die Gruppe vollendet: er kann recht derb sein und in „Saufliedern" bisweilen sogar realistische Züge zeigen; im allgemeinen aber ist er der typische „Fettschwätzer", und seine Phantasie sucht in Schäfereien und schönen Gärten die üblichen Figuren auf, Venus und Amaryllis mit Adonis und Seladon.

Im Norden, in Hamburg und sonstwo, ist der Ton trockner und ernster; in Königsberg dichtet der Professor Simon Dach (1605—59) außer seiner plattdeutsch-volkstümlichen „Annke von Tharau" in jungen Jahren auch sonst manch frisches Lied, bis er später langweilig wird; hier und da umgetrieben, einer unserer frühesten Schriftsteller, die vom Berufe leben wollen, ohne es zu können, bringt Philipp von Zesen aus Priorau bei Dessau (1619—89) seine originellen Verse an den Mann und erregt durch seine verschrobenen Sprachneuerungen Gelächter;

an der Niederelbe dagegen reimt der Nebenbuhler und Gegner Zesens, Johann Rist aus Ottensee (1607—67), der „Singschwan“ und Pfarrer zu Wedel an der Elbe, und begründet, dem Hamburger Leben durch den Operntone einiger seiner Schöpfungen verwandt, in rühriger Eitelkeit im Jahre 1667 die poetische Genossenschaft des „Elb-Schwanen-Ordens“ nach berühmten Mustern. Über diese Flachgründe der Poesie aber, in denen die Renaissanceform nur zu oft die gänzliche dichterische Leere des Inhalts verdeckt und schon früh die schweren Schäden jeder importierten Dichtungsweise: Gemachtheit, Unwahrheit und demgemäß Nüchternheit oder Bombast, enthüllt, heben sich zwei wahre Dichter hoch hinaus: Paul Fleming und Paul Gerhardt.

Fleming, 1609 zu Hartenstein im Vogtlande geboren, Mediziner, in jungen Jahren weit in der Welt erfahren, starb in dem Augenblicke, da er sich in Hamburg als Arzt niederlassen wollte, im April 1640. Er war aus dem Leipziger Kreise hervorgegangen; aber als ein Dichter, der nur sang, wenn ihm die Muse gebot, und darum vornehmlich Gelegenheitsdichter, sprengte er die engen Fesseln der Liebes- und Trinkpoesie und erfüllte seine Kunst mit reichem Gedankeninhalte bei eng geschürzter Darstellung und einer durch regste Anschauung gestärkten Plastik des Ausdrucks. Gewiß steht auch er innerhalb der Schranken einer halb fremden Form, die klassische Mythologie verläßt auch ihn selbst im Zuge der Begeisterung nicht, und mit inniger Verehrung hat er Opitzens gedacht. Aber er füllt diese Form ganz aus; und in wortreicher Zeit ziert ihn die altnationale Gabe dramatischer Schlagkraft. So wirken seine Dichtungen noch heute lebendig, munter und schwungvoll, und die fremde Form adelt und zügelt seinen Genius mehr, als daß sie ihn unterdrückte. Wie herrlich ist nicht der Zyklus von Gedichten, den er einer unglücklichen Liebe fern von der Heimat in Reval geweiht hat! Wenn auch nicht gleich geschlossen, ist dieser wohl dem ersten Gedichtkranz in Heines „Buch der Lieder“ zu vergleichen. Freilich: bei Liebeskummer in beiden Fällen welch Unterschied der

Wiedergabe von Charakter und Stimmung! Was aber die Lieder Flemings über seine sonstige Poesie hinaushebt, das ist die Wärme persönlichsten Erlebnisses. So tritt die Rhetorik noch um einen Schritt weiter zurück, die Form wird noch gedrungener; Natur und Volkstum stehen als gute Feen an der Wiege von Gedichten, die in den höchsten und gespanntesten Daseinsmomenten des Sängers die Empfindungswelt eines späteren Zeitalters vorwegnehmen.

In gleichem, wenn nicht noch in höherem Maße ausgleichend, ja zu wahrhaft klassischer Formenschönheit erziehend wirkte der stille Einfluß der Renaissancepoetik auf Paul Gerhardt aus Gräfenhainichen bei Wittenberg (1606—1676), den überzeugungstreuen Diener der rein lutherischen Lehre. Mag er sich in Übersetzungen der erhabensten Erzeugnisse christlicher Dichtung ergehen, mag er seinen eigenen Empfindungen in der stillen und kleinen Welt seines Heims freien Lauf lassen oder der Stimmung abendlichen Ergehens in dem weiten Flachland seiner Heimat Worte leihen: stets bewundern wir die getragene Kraft, die maßvoll gezügelte Phantasie, den offen-getragenen Sinn für jederlei Schönheit; und der Eindruck der ruhigen Wahrheit und satten Fülle schlägt uns entgegen aus einer Zeit, für die unwahrhaftiger Schwulst charakteristisch war.

3. Überschaut man nach alledem die Lage des deutschen Parnasses etwa ein oder zwei Generationen nach der Einführung der Neuerungen der Renaissance, so ergibt sich ein immerhin sonderbares Bild: ein Volk von kleinen Dichtern gemachter Form und stetig abnehmenden inhaltlichen Ernstes: und über ihnen in beiden Konfessionen einige große Dichter fast durchweg besonders religiöser Anlage. Ist es recht, zu folgern, daß den Dichter der Zeit denn doch vor allem noch das fromme Gefühl ausmachte als das erhabenste aller Gefühle dieser Jahrhunderte und nicht das noch so sichere Leben in der neuen, angeblich klassischen Form? Der Schluß scheint berechtigt für eine Zeit, da einer sonst nicht besonders hervorragenden Dichterin, wie

der Kurfürstin Louise Henriette von Brandenburg (1627—67) ein Lied von der herben und ergreifenden Tiefe des „Jesus meine Zuversicht" gelingen konnte. Und er wird vollends sicher, wenn wir den weiteren Verlauf der Renaissancedichtung verfolgen.

Die Dichtung der Opitzschen Zeit und der unmittelbaren Nachfolger Opitzens hatte noch immer starke Momente der reinen Renaissance enthalten; sie hatte der Nüchternheit nicht ferngestanden, wenn sich auch die Neigung zu stärkerer formeller und inhaltlicher Profilierung gleichsam des Gedankens immer mehr regte: sie war sozusagen eine palladieske Poesie gewesen.

Auf sie folgte mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine volle Barockpoesie. Gewiß war diese schon länger in einzelnen Zügen vorbereitet, wie sie der intellektualistische Charakter der Renaissancedichtung von vornherein mit sich bringen mußte: so in der blumenreichen Prosa Zesens, in den „kandierten Süßigkeiten" Schirmers, in der spielenden Art der Pegnitzschäfer und, in tieferem Sinne, auch in der mystischen Metaphorik des Angelus Silesius. Allein ganz eingeführt hat sie doch erst der Begründer der sogenannten zweiten schlesischen Schule, der behagliche, heiterem Lebensgenusse ergebene Breslauer Ratsherr Hofmann von Hofmannswaldau (1618—79).

Hofmann unterlag dabei dem Einflusse des italienischen Barocks, wie es auf dem Gebiet der Dichtung Marino durchgebildet hatte: alle die schillernde, hyperbolische und metaphoreske Manier dieses Meisters und seiner Schüler hat er in Deutschland eingeführt. Und wie Sprache und dichterische Formen sich bei ihm schwülstig aufblähten bis zu unverständlichem Bombast, so verflüchtigte sich jeder erlebte Inhalt: an die Stelle traten trotz besserer Anlage des Dichters der Regel nach im Grunde phantasielose, um so mehr aber zu verstandesmäßiger Hohlheit aufgebauschte Empfindungen und Erlebnisse, und vor allem wurde der Liebespoesie durch das sogenannte Concetto ein galantes Hautgout gegeben; war noch Gryphius nicht mit den Franzosen „zu glauben gesonnen, als könnt kein Trauerspiel sondern Lieb und Buhlerei vollkommen sein", so wurden jetzt in jeglicher Dichtung mit aller Deutlichkeit, die der Bombast

noch zuließ, die intimsten körperlichen Reize eingebildeter Geliebten besungen, und die Dichtung löste sich auf in ein Phrasengeklingel von unzüchtiger Lüsternheit.

Dabei handelte es sich keineswegs nur um eine etwa Hofmannswaldau allein angehörige, bloßer Laune verdankte Übertragung des Marinismus in deutsche Lande. Eine Betrachtung der Poesie Hofmannswaldaus in diesem Sinne würde einer Anschauung entsprechen, die unsere barocke Plastik allein aus der Übertragung der Schöpfungen Berninis nach Deutschland ableiten wollte. Im Grunde lag vielmehr eine ganz organische Wendung in der Entwicklung der deutschen verstandesmäßigen Renaissancepoesie selber vor.

In noch maßhaltender Betrachtung hatte man während der guten Zeiten dieser Renaissance die Dichtung anfangs bloß als Reproduktion, als Malerei, als Nachahmung angesehen, indem man nach den Vorschriften einer nachahmenden Poesie die ersten, die antiken Produkte dieser Poesie nochmals nachahmte. Was anders konnte da aber das Ergebnis sein als Eintönigkeit und Schablone? Wollte man diese jetzt innerhalb des Ideenbereichs der einmal eingeschlagenen Richtung vermeiden, so war es nur noch möglich durch Übertreibung der Form: denn nur diese lag noch im wesentlichen Kreise des poetischen Interesses. Damit war man denn zu immer stärkeren Steigerungen der Form, zu immer wilderem Farbenauftrag gleichsam gezwungen, und man konnte sogar der Einbildung leben, sich damit in einer Reaktion gegen die karge Nüchternheit der Opitzischen Periode zu befinden: barocker Schwulst war die Folge, bis der Schwulst schließlich vollends auf den geringen, etwa noch vorhandenen poetischen Inhalt übergriff und auch diesen noch in leere Vorstellungen umsetzte.

Dieser Verlauf der Entwicklung war allgemein, und so fand Hofmannswaldau Nachfolger; das ältere Ideal der humanistisch-didaktischen Poesie starb ab — schon Hofmann machte sich über die „gemeinen Schul-Possen“ lustig —, und die Vorstellungen eines lüsternen Alamodetums und italienisch-weltmännischen Geistes nehmen Platz an der leer gelassenen Tafel.

Dabei übertrafen die Schüler, vom Standpunkte schöpferischer poetischer Begabung aus, keineswegs den Meister. Hatte Hofmannswaldau noch eine gewisse dichterische Anlage gehabt, wie er denn, in vornehmer Lebensstellung, zu seiner Selbstbefriedigung dichtete und keineswegs zum Ergötzen anderer, so wurden diese Spuren schöpferischer Ausstattung bei den Schülern immer geringer. Schon bei Kaspar Daniel von Lohenstein (1635—1683), dessen Name später für unverständlichen Schwulst schlechthin bezeichnend geworden ist, zeigte sich das: fern stand Lohenstein dem noch faunischen Behagen Hofmannswaldaus am Unanständigen, da bei ihm die Empfindung für den Unterschied zwischen Anstand und Schamlosigkeit überhaupt verwischt erscheint; ins Ekelhafte zieht er, was bei Hofmannswaldau noch einfach gemein war, und mit kaltem Verstande begibt er sich auf das Gebiet des Obszönen. Als Dramatiker aber, auf dem Gebiete, auf das ihn seine Anlage zunächst verwies, ist er der extremste Virtuos raffiniert erfundener und ausgemalter Szenen des Schrecklichen, Grausamen, Nervenerschütternden überhaupt. Die übrigen Namen aber dieser zweiten schlesischen Dichterschule, ein Mühlpfort, von Assig, von Abschatz, auch der jüngere Gryphius, bedeuten dichterisch nichts mehr; das unglückliche Prinzip ruinierte rasch auch ursprünglich bessere Begabung.

Die Dichtungen Hofmannswaldaus und Lohensteins wie ihrer Nachfolger machen auf uns den Eindruck unerträglicher Gemachtheit und schwülstigsten Aufbauschs von Nichtigkeiten. Und doch kann wenigstens Hofmannswaldau ein Zug zur Poesie, eine Ader der Einbildungskraft nicht abgesprochen werden, wie sich denn die ganze Richtung der eigenen Meinung wie der Ansicht der Zeitgenossen nach in starker Reaktion gegen die Verstandesmäßigkeit der Nachfolger Opitzens bewegte. Es war ein Kampf gegen den Intellektualismus in der Dichtung, der sich doch seinerseits wiederum auf der viel breiteren allgemein-intellektualistischen Grundlage der ganzen Zeit vollzog: und darum endete er ergebnislos in heillosem Schwulste. Über seinen Abschluß hinaus kam es aber in immer zunehmendem Maße zu

jener Rationalisierung der Dichtung, welche dem eigentlichen Geiste des Zeitalters entsprach.

So folgte denn dem Schwulste eine der Opitzischen Zeit wiederum vergleichbare, nur noch ungleich stärkere Periode reiner verstandesmäßiger Nüchternheit. Sie begann mit den achtziger Jahren etwa des 17. Jahrhunderts: klar zutage trat sie, nun getragen durch den allgemeinen Ausbruch der geistigen Aufklärung wie verwandter Erscheinungen auf dem Gebiete des Seelenlebens, seit der Wende des 17. Jahrhunderts; denn mit dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begannen sogar die Pegnitzschäfer teilweis in den neuen, nüchternen Stil einzulenken.

4. In der Gärung, die diesen Umschwung einleitete, wirkten anfangs sehr verschiedene deutsche Kräfte und außerdem von jenseits der deutschen Grenzen niederländisch-französische Einflüsse mit- und gegeneinander. Aber die niederländischen Einflüsse traten allmählich zurück, und es siegten schließlich die französischen: hier wirkte die feste Zusammenfassung der dichterischen Kunstübung durch Boileau und zugleich die allgemeine Zeitströmung durchschlagend, die seit den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts französischem Import jeder und namentlich geistiger und künstlerischer Art Tor und Tür öffnete.

Dabei war es, der allgemeinen Entwicklung am Ende des 17. Jahrhunderts entsprechend, anfangs noch der Geist des ausgehenden Barocks, der einströmte. In ihm hat, vermischt noch mit niederländischen Reminiszenzen, der würdige Friedrich von Canitz (1654—99) aus Brandenburg, ein Diplomat aus der Schule des Großen Kurfürsten, aber ein selbständiger Edelmann, geschaffen. Neben den Franzosen sind es die Lateiner, auf die er zurückgeht, freilich eben die, von denen auch die Franzosen lernten und gelernt hatten, vornweg Horaz und Juvenal. Das, was ihn auszeichnet, ist nicht besonders hohe dichterische Begabung, wohl aber Ernst und Reinheit des Gefühls: es schien, als ob eine zwar verstandesmäßige, doch

gehaltene Poesie sich werde entwickeln können; und in der Tat hat die Art Canitzens in diesem Sinne auf einige Dichter, z. B. Benjamin Neukirch, den Lohensteinianer, veredelnd gewirkt.

Allein das Vorbild selbst, Frankreich, hielt sich nicht auf entsprechender Höhe. Der großen Zeit Ludwigs XIV. folgten Jahrzehnte des Verfalls ins Süßlich-Gemachte, Blendend-Geleckte: und dieser Entwicklung lief die der deutschen Dichtkunst, soweit sie sich in den sozialen Voraussetzungen der französischen Poesie bewegte, parallel. Es sind die Zeiten der verstandesmäßigen Hofdichter, eines Besser (1654—1729) am Berliner, König (1688—1744) am Dresdner, Heräus (1671—1730) am Wiener Hofe.

Gewiß hat Heräus einmal ausgeführt: „Die edle poetische Entzückung müsse in keinen Rausch, noch in eine verrückte Phantasei verunarten. Das wahre Hohe oder sogenannte Sublime bestehe auch nicht in schwulstigen Worten, noch in überhäuften Zieraten, noch in verwirrten Empfindungen." Und wenn er dann zusetzt: „Die wahre Bildung sei die Seele der hohen Schreibart in dem Leibe einer neuen, kurzen und netten Ausrede", so wird man auch mit diesem Ausspruch noch mitfühlen. Allein entsprach dem die Dichtung dieser Hofpoeten und vor allem der norddeutschen? Was uns entgegentritt, ist leere Zeremoniendichtung, Gewäsch eines schalen Prunkes, kriecherische, kalte Rhetorik, zwischen deren ausgedehnten, nicht ausempfundenen Sätzen noch immer wieder die alte Roheit, die Unanständigkeiten mit Scherzen verwechselt, ein Erbteil des sittlichen Empfindens der höheren Klassen des 17. Jahrhunderts, hervortritt. Auf diesem Wege konnte auch einer verstandesmäßigen Poesie nicht geholfen werden.

Aber inzwischen begann sich für die Einführung des französischen Geschmackes, dessen Gedankensystem in Frankreich selbst im Beginn des 18. Jahrhunderts, nach dem Tode auch des letzten großen Dichters, Racine († 1699), noch immer mehr entwickelt wurde, ein bedeutungsvoller Umschwung zu voll-

ziehen: während die französischen Einwirkungen bisher wesentlich von dem dichtenden Adel und den „Hofpoeten" aufgenommen worden waren, begannen sie jetzt auch die führenden bürgerlichen Kreise zu ergreifen.

Sie trafen hier einen Boden, der schon seit den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts nicht ganz ohne Vorbereitung geblieben war. Wie in den vorhergehenden Jahrzehnten die bessere deutsche Romandichtung, die in bürgerlichen Händen lag, Front gemacht hatte gegen den Schwulst, so hatten sich hier und da auch einige bürgerliche Theoretiker gegen ihn gewendet, am entschiedensten vielleicht der große Polyhistor Daniel Georg Morhof aus Wismar (1639—1691). Scharf sprach er sich in seinem „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie" (1682) gegen die „Bidibumpoesie" der Lohensteinianer aus: es müsse Maß gehalten werden, und die viele metaphorische, mythologische und sonstige Gelehrsamkeit sei in der Dichtung vom Übel.

Indes entschiedener als alle theoretischen Mahnungen mußte ein Beispiel neuer, unschwülstiger, verstandesmäßiger Dichtung wirken. Es kam, wie wir später sehen werden, aus einem der wenigen großen Zentren geistigen Lebens in dieser Zeit, aus Leipzig.

Inzwischen aber erhebt sich für uns immer dringlicher die Frage, was denn während der bisher behandelten Entwicklung der Lyrik aus den hoffnungsvollsten Zweigen der deutschen Dichtung des 16. Jahrhunderts, aus Satire und Drama, geworden sei.

## III.

1. Die Satire war seit dem 14. Jahrhundert aus dem Bestreben entwickelt worden, immer besser zu charakterisieren: auf diesem Bestreben beruht noch die Grobheit des 16. Jahrhunderts, wie sie in der Erfindung der Figur des St. Grobian durch Sebastian Brant und danach in Dedekinds „Grobianus" (1549) ihren klassischen literarischen Ausdruck fand.

Allein über das Bestreben, drastisch in Karikatur und damit gern satirisch zu charakterisieren, war doch die Satire des 16. Jahrhunderts schon bei weitem hinausgegangen. Je mehr das realistische literarische Porträt nicht minder wie das gemalte Bildnis gelang, je mehr eine Charakteristik ohne Karikatur einsetzte und in groben, aber der Wirklichkeit entsprechenden Linien gleich den festen Umrissen des gleichzeitigen Holzschnittes individuelle und typische Personen sicher in den literarischen Rahmen setzte, um so mehr schied sich die Satire von der Charakteristik und wurde eine für sich stehende Kunst.

Als solche gesellte sie sich dann die Elemente des Komischen und des Grotesken zu. Das Komische steht entwicklungsgeschichtlich schon über dem Satirischen: es beruht auf einem willkürlichen Spiel mit den Erfahrungen aus dem individuellen Verständnis der Umwelt; es ist eine idealisierende, künstlerisch und geistig schon freiere Form der Charakteristik. Dabei war denn das komische Element freilich nach unseren Begriffen noch sehr äußerlich geblieben; zunächst handelte es sich um Schilderung leiblicher Gebrechen, um Unanständigkeiten, Fluchen, Schelten, komische Eigennamen, vielfach um das, was wir familiär dummen Witz nennen. Doch zeigten sich hier und da immerhin höhere Ansätze, die auf Ausnutzung des komischen Elements für die Gesamtstimmung eines ganzen Gedichtes hinwiesen: das komische Epos war im Anzug.

Und neben der Komik war die Groteske entdeckt worden als die komische Verbindung besonders weit auseinander liegender Gebiete des Erfahrungsinhalts; und schon in Naogeorgs Dramen, wo sich nicht selten Groteskes und Furchtbares mischt, war die Wirkung gewaltig gewesen.

Ja noch mehr: die so verstärkte Satire hatte sich nicht mehr bloß, wie zunächst im 14. und 15. Jahrhundert, auf die typischen Zustände des gesellschaftlichen Lebens bezogen, sie hatte vielmehr während der großen Zeiten der Reformation eingegriffen in die höchsten geistigen Strömungen der Gegenwart, sie war kirchlich und sie war persönlich geworden. So trugen ihre Verfasser die eigene Haut zu Markte, und ein

tiefstes Pathos erfüllte sie: da rangiert mancher Verfasser der zahlreichen Flugschriften der Zeit mit Hutten und Luther; statt der leicht plänkelnden Charakteristik des späteren Mittelalters hatte sich ein Kampf der Geister auf Leben und Tod entsponnen.

Diese Höhe war dann freilich schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht aufrechterhalten worden, zu einer Zeit, in der sich erst recht die Satire aus der realistisch gewordenen Charakteristik vollendeter hätte entwickeln müssen. In der bilderreichen, aber für das Größte gestaltungsunfähigen Phantasie Fischarts überstürzten sich noch einmal die alten satirischen Elemente, aber der innere Anteil war geringer, die öffentlichen Vorgänge in Kirche und Staat gaben den packenden Stoff von ehedem nicht mehr ab, wenn auch Fischarts Jesuitenhaß als ebenso echt wie freilich durch die große, hinter ihm stehende Partei der Protestanten gedeckt erscheint, und stofflich wird seine Satire schon von fremder Phantasie — Rabelais — abhängig.

Trotzdem war das Ganze noch nicht verloren; immerhin wurde eben zu Fischarts und nach Fischarts Zeiten der entschiedene Fortschritt zum komischen Epos gemacht; und große nationale Ereignisse hätten auch die aktuelle polemische Satire wieder aufleben lassen können.

Aber nahten solche Ereignisse mit dem 17. Jahrhundert? Konnte das Zeitalter einer angehenden absoluten Monarchie und einer verknöchernden Kirche der publizistischen Satire frommen? Oder die Stagnation, ja Rückbildung der Gesellschaft der sozialen? Schon die äußeren Bedingungen für Fortleben und Weiterentwicklung der alten nationalen Spott- und Besserungssucht fehlten. Und so sehen wir im ganzen nur Verfallserscheinungen trotz der Anstrengungen mancher persönlich bedeutenden Kraft.

Bezeichnend aber ist es, daß die wenigen noch erwähnenswerteren Satiriker des 17. Jahrhunderts fast alle fern von den modernen poetischen Renaissancebestrebungen dieser Zeit, wie sie in Mittel- und Süddeutschland besonders zu Hause waren, und vornehmlich auf niederdeutschem Boden erwachsen sind. Hier

hielt sich länger als sonstwo die literarische Disposition des 16. Jahrhunderts, und jener Entwicklungsgang der nationalen Dichtung, der als der von innen heraus erfolgende und darum natürliche erscheinen muß, wurde nach Kräften beibehalten.

Ganz dieser Disposition gehört noch der in Gießen geborene originelle Hamburger Pastor Balthasar Schuppius an (1610—1661, seit 1649 in Hamburg). Er war allerdings als Dichter wenig bedeutend. Aber seine Werke in Prosa, seine Streitschriften, Abhandlungen, Erzählungen, Litaneien, Predigten wimmeln von satirischen Elementen alten Stils, denen nichts fehlt als ein großer Gedanke, ein konzentriertes Ideal, um im höheren Sinne zu wirken.

Neben Schuppius stehen als eigentlich norddeutsche Satiriker dieser Zeit Johann Lauremberg aus Rostock (1591 bis 1659) und der namentlich im Dithmarschen wirkende Joachim Rachel (1618—1669). Sie sind immerhin schon stark von der Renaissance beeinflußt, und die römischen Poeten von Juvenal bis zu Martial sind ihre Vorbilder. Im ganzen aber ziehen sie sich doch auf die alte soziale Satire, ja die hergebrachte Form des satirischen Schwankes zurück; die hervorragendste Leistung Laurembergs, die plattdeutschen vier alten Scherzgedichte (1653), handeln von der Menschen jetzigen verdorbenen Wandel und Manieren, von alamodischer Kleidertracht, von vermengter Sprache und Titeln, und von Poesie und Reimgedicht.

Ganz auf dem Niveau des 17. Jahrhunderts und seiner Renaissancepoesie bei im übrigen oft recht wirksamem Inhalt steht die Satire des schlesischen Edelmanns Friedrich von Logau (geboren 1604 in der Nähe von Nimptsch, gestorben 1656). Bei ihm nimmt die Satire nach dem Muster Martials die Form des Epigrammes an. Was Logau in dieser Form in seinen dreitausend Sinngedichten, die 1654 unter dem Namen Salomons von Golau erschienen, darbietet, zeugt gewiß von Kenntnis der Welt, und der Standpunkt der Beurteilung ist der ehrenhaft-konservative, der sich patriotisch im Sinne einer

besseren Vergangenheit gegen Alamodetum und Fremdsüchtelei wie heimischen Sittenverfall wendet: allein der literarisch-formelle Zusammenhang mit den großen satirischen Erscheinungen des 16. Jahrhunderts ist nur noch lose. Soweit aber die Psychologie in Betracht kommt, so geht Logau nur in sehr geringem Grade über das 16. Jahrhundert hinaus. Was er uns verrät, das sind zum großen Teile die an anderen gemachten Erfahrungen, und namentlich die Beobachtungen des Hofmannes spielen da eine Rolle; die Erfahrungen des Herzens dagegen, die Kundgebungen subjektiver Selbstbeobachtung fehlen. So sind denn die Gegenstände der meisten Gedichte mehr sozialer als persönlicher Natur, und dem entspricht eine sarkastische und satirische, bis zu vollem Pessimismus hingetriebene Malerei ohne tiefen Horizont; im günstigsten Falle hören wir prächtige politische und gesellschaftliche Wahrheiten, und ihre Objektivität erlaubt noch die Aussprache im Witz, in der symbolischen Umschreibung, ja gelegentlich in der uralten Hülle des Rätsels. Dabei mag Logau zur Entschuldigung dienen, daß es ihm mit seiner Poesie überhaupt nicht so übermäßig Ernst war:

Ich schreibe Sinngedichte: die fordern nicht viel Weile
(Mein andres Tun ist pflichtig), sind Töchter freier Eile.

Wußte er zugleich, daß er in gewissem Sinne der letzte einer langen Reihe war? In der Tat ging mit ihm die alte Satire zu Ende. Wir werden zwar sehen, daß einige ihrer Elemente in der neuen Form des volkstümlichen Romans fortlebten, und daß auch dem 18. Jahrhundert eine zahme bürgerliche Satire nicht versagt war —, lange dauerte es, ehe dieser kräftige Zweig unserer Literatur, dessen erster Sproß bis ins 12. Jahrhundert zurückgeht, vollends abstarb. Aber im ganzen stehen wir schon jetzt in den Zeiten einer traurigen Krise; selbst Logau ist bald vergessen worden: schon das 18. Jahrhundert kannte sogar seinen Namen nicht mehr, und Lessing und Ramler haben 1759 sein Andenken auf dem künstlichen Wege literarischer Ausgrabung erneuern müssen.

2. Beachtenswerter aber noch als der Rückgang, ja Untergang der Satire war der Untergang der noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so hoffnungsvollen Anfänge des Dramas. Denn das Drama war seit dem 16. Jahrhundert recht eigentlich zur Führung der Dichtungsgattungen berufen: in dramatische Formen hatten sich die alten Schwänke und die neutestamentlichen Parabeln wie die kirchlichen Legenden, in dramatische Formen auch die dialogische Satire und die satirischen Holzschnittfolgen der Reformationszeit mit ihren Versen umzukleiden begonnen. Denn während das Epos sich mit der Darstellung des einfach Singulären begnügt und die Satire den groben Typus sucht und entwickelt, bringt das Drama die höhere Integration beider: bestimmte Menschen, deren Tun dennoch im Sinne typischen Handelns auf uns wirkt und wirken soll.

Wie gewaltig der Zug zu einer Weiterbildung der dichterischen Darstellungsmittel in dieser Richtung war, das läßt sich seit dem 16. Jahrhundert an tausend Erscheinungen erkennen, die um so mehr beweisend sind, je ferner sie zu liegen scheinen: an der dramatischen Fassung der Flugschriften und jeglicher Satire, an der Kürzung der überlieferten Epen, die z. B. bei dem Gedichte vom Herzog Ernst fast auf ein Zehntel des ganzen hinausläuft, und am meisten wohl an der zunehmend dramatischen Wandlung des Volkslieds.

Aus alledem war nun die volkstümliche Entwicklung des Dramas seit dem 15. Jahrhundert im tiefsten Sinne hervorgegangen. Gestützt aber erschien diese Bewegung wenigstens bis auf einen gewissen Grad durch den Einfluß der ersten humanistischen Renaissance. Denn wie sich in der nationalen Poesie das dramatische Element vor allen anderen entwickelte, so war es bezeichnend, daß die Nation aus der Antike zunächst die Lyriker so gut wie gar nicht, ein wenig, soweit sie satirischen Neigungen entgegenkam, die Fabel, mit voller Liebe aber nur das Drama, und hier wieder die römische Posse, aufnahm. Und sie begnügte sich nicht mit der bloßen Aufnahme, sie schritt im lateinischen Schuldrama zur Nachahmung fort. Diese

Nachahmungen aber wirkten fast noch mehr als die Originale nun auch auf die Technik des deutschen Schauspiels ein: man machte bemerkenswerte Fortschritte.

Gewiß war dabei auch noch das vollendete Drama des 16. Jahrhunderts weit entfernt von der Durchbildung, welche unser Schauspiel technisch und psychologisch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erfahren hat: weder Charakterentwicklung noch Einheit der Form wurden gefordert; namentlich die Einheit der Form ist auch Hans Sachs, dem bedeutendsten Dichter der Periode, noch gänzlich unbekannt geblieben; genug, wenn wenigstens auf den geschlossenen Aufbau des einzelnen Aktes gesehen wurde[1]. Aber dennoch schien der Aufschwung zu einer höheren dramatischen Form nationalen Charakters bevorzustehen, als diese Bewegung durch die Ungunst äußerer Verhältnisse gehemmt ward.

Die Nation hatte um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts nicht bloß keine großen öffentlichen Interessen mehr — dieser Umstand hatte schon die Satire nicht vorwärts kommen lassen —: sie hatte auch keine Bühne. Grade das lateinische Schuldrama hatte hier schädlich gewirkt durch seine Schüleraufführungen. Die eigentliche Ursache des Mangels freilich lag tiefer. Die Städte gingen zurück, und so litten die geistigen Interessen da, wo es allein zur Durchbildung von Bühne und Bühnenkunst hätte kommen können.

Das Fehlen einer nationalen Schauspielkunst hatte aber noch verhängnisvollere Folgen. Alle Kunst ist sinnlich und kann daher ohne sinnliche Darstellung nicht gedacht werden. Darauf beruht auf niedrigen Kulturstufen die Einheit der künstlerischen Erfindung und Darstellung: Aktion und dichterisch-musikalisches Empfinden, ja Schaffen gehen zusammen; erst spät trennt sich der Schöpfer vom Darsteller. Etwas Ähnliches gilt auch später noch für alle erst werdenden Kunstformen; und so auch für das Drama des 16., ja noch 17. Jahrhunderts. Die Schauspieler stellten in dieser Zeit nicht bloß die Dichtung

[1] S. dazu Bd. VI, S. 247 ff.

eines Dritten dar, sie wirkten vielmehr in höchstem Grade noch schöpferisch tätig mit: unendlich weit gezogen ist noch die Grenze der dichterischen und der darstellenden Improvisation; und es ist kein Zufall, daß zwei bedeutende Schauspieler dieser Zeit, Shakespeare und Molière, zugleich ihre größten Dramatiker sind.

Unter diesen Umständen läßt sich ermessen, was es für das deutsche Drama bedeutete, daß ihm durch eine ungünstige äußere Entwicklung Bühne und Bühnenkunst versagt blieben. Es begann, soweit es im 16. Jahrhundert volkstümlich entwickelt war, an diesem Mangel vornehmlich zugrunde zu gehen.

Eben in den Zeiten seiner Krise aber schien dem bestehenden Mangel auf sehr eigenartige Weise, durch das Erscheinen fremder Schauspieler, abgeholfen zu werden.

In England hatte sich, unter volkstümlichen wie antiken Einflüssen zugleich, ein Drama des 16. Jahrhunderts ähnlich dem deutschen entwickelt. Allein es hatte den Vorteil eines hauptstädtischen Publikums und aufsteigender gesellschaftlicher wie politischer Verhältnisse gehabt, und so trat ihm eine wirkliche Bühnenkunst zur Seite: 1576 wurde zu London das erste Theater eröffnet, und am Ende des Jahrhunderts war die Zahl der Theater in London größer als heute. Es waren Jahre der Schulung teilweis unter Shakespearischer Herrschaft; rasch stieg der Ruf des englischen Schauspiels, und bald unternahmen seine Darsteller Gastspielreisen ins Ausland.

Im Jahre 1585 spielte eine englische Truppe vor dem König von Dänemark; 1586 finden wir sie, fünf Mann stark, am sächsischen Hofe und danach in Danzig. Vom Jahre 1592 ab erneut sich dann in Deutschland der Zuzug englischer Truppen und wird bald ständig auf fast anderthalb Jahrhunderte. Die Blütezeit des englischen Wirkens aber liegt um etwa 1620; in diesem Jahre erscheinen die deutsch bearbeiteten „Englischen Komödien und Tragödien". Waren diese Schauspieler anfangs vornehmlich an den Höfen zu finden, so wurden sie bald vor allem Gäste der Messen und Märkte: so gelangten sie nach Frankfurt, Köln, Straßburg, Nürnberg, auch in norddeutsche Städte. Und früh schon spielten sie nicht

mehr englisch, sondern deutsch, wie sie denn auch vielfach deutsche Nachahmer fanden.

Dabei blieben sie aber in der Fremde naturgemäß, auch wenn sie ihre Stücke in Übersetzungen spielten, vornehmlich auf die Schaulust des Publikums angewiesen. Und dem entsprach es, wenn in ihren Stücken vor allem die Handlung im verwegensten Sinne des Wortes, die Staatsaktion, der Aufzug, die Schlacht, die Prügelei, die Hinrichtung, noch mehr fast als in der englischen Heimat eine Rolle spielte. Schon dies, dazu die selbst für deutsche Ohren manchmal zu starke Unfläterei — charakteristisch ist, daß bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts alle Frauenrollen von Männern gespielt werden mußten — gab ihren Darbietungen noch etwas sehr Rohes. Dazu kam, daß sie bei dem alten Zusammenhange ihres Berufes mit dem Jongleurwesen jedem Bedürfnis in dieser Richtung aufs beste nachkamen: Fechten, Tanzen, Springen, kurz Clownkunst brachten sie mit aus England herüber, und diese setzte sich nun auf weit über ein Jahrhundert auf der deutschen Bühne fest. Schon Ende des 16. Jahrhunderts konnte daher ein herber Kritiker dem Publikum vorwerfen, es gehe nicht wegen der lustigen Komödie ins Theater, sondern wegen der Possen des Narren und wegen des Springens in glatten Hosen.

Gewiß wirkte also in vielen Beziehungen der Einfluß der Engländer nicht eben veredelnd. Allein war das deutsche Publikum denn viel anderes gewöhnt? Was man schließlich auch vom deutschen Drama verlangt hatte und verlangte, das war Mordspektakel für die Posse und grausamste Nervenerregung im Trauerspiel: hat doch Vossius ganz ernsthaft den Vorschlag gemacht, man möge für die Hinrichtungen auf offener Bühne wirkliche Verbrecher benutzen, und war es selbstverständlich, daß bei Stichen auf der Bühne wirkliches Blut oder wenigstens rote Farbe aus Schweinsblasen fließen mußte.

Wirkten also in dieser Hinsicht die Engländer wenn gewiß nicht veredelnd, so doch auch nicht übermäßig schädlich, so bleibt noch die allgemeine Frage zu stellen, inwiefern sie der dramatischen deutschen Kunst in ihrer kritischen Lage die wünschenswerte

Bühnenunterstützung boten. Die Antwort muß verneinend lauten. Die Engländer spielten im wesentlichen nur ihre Stücke, sie stellten sich nicht in den Dienst der deutschen Kunst; und sie beseitigten zudem durch ihr Dasein noch all die geringen Keime, die für die Entwicklung eines deutschen Schauspiels hätten in Betracht kommen können. So vermochte ihr Einfluß auf die deutsche Dichtung sich höchstens in der Nachahmung der „neuen Englischen Manier und Art" zu äußern. Diese Nachahmung aber verschlechterte nochmals die Lage der deutschen Dramatik. Nirgends zeigt sich das deutlicher, als in der Entwicklung des bedeutendsten Dramatikers unmittelbar nach Hans Sachs, Jakob Ayrers. Ayrer blieb in der ersten Periode seines Schaffens (1593—98), da er sich noch an Sachs anschloß, tüchtig; später (1598—1605), als er neben anderen vornehmlich englische Einflüsse aufnahm, brachte er plumpe Marktstücke, bei denen die überladene Ausstattung und die Anwesenheit der manieriert komischen Figur unangenehm auffällt, wenn sich auch ein etwas klarerer Begriff der dramatischen Form einzufinden scheint.

Im ganzen war somit dem deutschen Drama, wie es das 16. Jahrhundert ausgebildet hatte, durch das Dazwischentreten der Engländer keineswegs geholfen: in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ist es ruhmlos verfallen.

Aber das waren die Zeiten der neuen Renaissancebestrebungen und der Opitzschen Reform. Sind diese nicht dem deutschen Drama zugute gekommen?

* * *

Im Drama hatte die Renaissancetheorie, wie sie Opitz von Franzosen und Niederländern übernahm, noch keine Ahnung vom Psychologisch-Dramatischen: das Drama wurde nicht als eine Dichtungsart betrachtet, die auf die Empfindung des Hörers eine spezifische Wirkung ausübt, sondern im besten Falle als eine besonders lebhafte Form der Erzählung, — also dem Epischen noch eingeordnet. Dementsprechend wurden die dramatischen Einzelformen nach dem Stoffe, nicht nach ihrer

Wirkung auf den Zuschauer unterschieden. So meint Opitz von der Komödie, sie bestehe in schlechtem Wesen und Personen: „redet von Hochzeiten, Gastgeboten, Spielen, Betrug und Schalckheit der Knechte, ruhmrätigen Landtsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen"[1]. Die Tragödie dagegen wird dahin charakterisiert, daß sie „an der Majestät dem heroischen Gedichte (d. h. dem Epos) gemäß sei, ohne daß sie selten leidet, daß man geringen Standes Personen und schlechte Sachen einführe, weil sie nur von königlichem Willen, Totschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vätermorden, Brande, Blutschande, Kriege und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seufzen u. dergl. handelt"[2].

Man sieht: diese Theorie stand den Anschauungen des volkstümlichen Dramas nicht so fern, mochte sich auch Opitz für seine Ausführungen über die Tragödie außer auf Daniel Heinsius auf Aristoteles berufen. Die psychologische Grundlage für das nationale und das Renaissancedrama war im ganzen dieselbe: das Renaissancedrama folgte dem nationalen Empfinden. Allein für den Aufbau der dramatischen Form standen die Dinge schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts anders. Hier kam es schon nicht mehr darauf an, rein den Alten, sei es nun ihrer Praxis im Drama, sei es ihrer Theorie, zu folgen: auf diesem Gebiete hatten schon die anderen großen Nationen der westeuropäischen Völkerfamilie auf Grund der Renaissance neue Typen geschaffen, und es blieb nur die Aufgabe, sie abzulehnen oder ihnen zu folgen.

Da hatten zunächst und am frühesten die Italiener aus den maurisch-spanischen Ringelrennen (juego de sortiga) die spektakulosen Maskeraden der Frührenaissance und aus diesen unter dem Einfluß bewußt-gelehrter Versuche, das antike Drama mit seiner Melopöie wieder aufleben zu lassen, das Dramma

[1] Zit. Borinski S. 82.

[2] Noch nach Gottsched hat das Drama drei natürliche Unterarten, da wir drei Lebensarten in der Welt haben: dem Hofleben entspricht die Tragödie, dem Stadtleben die Komödie, dem Landleben das Schäferspiel.

per musica, die früheste Oper, entwickelt, und diese hatte von Florenz, wo Doni als ihr Theoretiker aufgetreten war, seit Ende des 16. Jahrhunderts ihren Triumphzug durch das ganze zivilisierte Europa angetreten[1].

Da hatten ferner die Niederländer aus den großen Renaissancebestrebungen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts heraus seit etwa 1600 das antike Drama rein, wie es war, zu erneuern versucht[2]: und darum hatten sie, wenn auch nicht auf Sophokles, sondern auf Seneca gestützt und wenn auch unter aufgeblasenem Bombast der Sprache und manierierter Übertreibung der Handlung, die Chöre nachgeahmt und die Schicksalsidee der Alten bis zur Einführung überirdischer Eingriffe wiederzubeleben gesucht. Dabei war ihnen in Vondel ein großer Dichter erstanden; und bald sollten holländische Schauspielertruppen nach dem Muster der englischen Deutschland aufsuchen und wenigstens in den Hansestädten günstige Aufnahme finden.

Da begannen endlich die Franzosen jetzt eben, mit den Jahren ihrer großen nationalen Renaissance, eine besonders selbständige Verarbeitung der antiken Einflüsse. Sie waren geneigt, das religiöse Element des antiken Dramas und damit alles Musikalische und Chorhaft-Opernhafte, das aus der Beibehaltung des religiösen Elementes hervorging, auszuscheiden; sie fingen an, den Chor zu beseitigen und durch den Vertrauten oder die Vertraute zu ersetzen: und so ergaben sich ihnen die ersten Umrisse ihres reinen klassischen Rededramas, und alles erschien klar, plan, vereinfacht und der Bühnenkunst ihre Aufgabe in jedem Sinne erleichtert.

Vermochte nun die deutsche Dramatik, in ihrem tiefen nationalen Verfalle, gegenüber diesen Strömungen eine selbständige Stellung zu gewinnen? In keiner Weise war davon die Rede. Und da sie sich der Anfänge der französischen Entwicklung nur in Einzelheiten bemächtigen konnte, so fiel sie

---

[1] Vgl. dazu Bd. VI, S. 225 f.
[2] S. Bd. VI, S. 255 ff.

italienischer und niederländischer Einwirkung anheim: wir erhielten niederländisches Renaissancedrama und italienische Oper.

Der Hauptvermittler der niederländischen Dramatik war Andreas Gryphius (1616—64). Gryphius hat in seiner Jugend alle Leiden des Dreißigjährigen Krieges kennen gelernt; und mehr wie auf andern zeitgenössischen Dichtern, die freilich fast alle auch diesen Zug haben, lagert auf ihm die Schwermut der Zeit. So entquillen seinem Herzen, das das eines wahren und großen Dichters war, tiefe Klagetöne neben heiteren Weisen; ja seine Lyrik ist voller Todesgedanken. Und er gibt sich ihnen mit dem ganzen überstürzenden Pathos barocker, ja grotesker Formgebung hin, das ihm eigen ist.

Ernst, leidenschaftlich, charaktervoll war er auch im Drama, auf das ihn seine Begabung besonders hinwies. Innerhalb der Wirksamkeit dieser Begabung aber wurde er vornehmlich von dem niederländischen Drama und in erster Linie wieder durch die Werke Vondels bestimmt: als er 1638 nach Leiden kam, hatte Vondel mit dem „Gijsbrecht van Amstel" soeben seinen größten dramatischen Sieg errungen. Daneben ging Gryphius freilich auch auf Seneca, das Muster der Niederländer, zurück, wie ihm Einwirkungen der französischen Dramatik und der englischen Volksbühne nicht gefehlt haben. Allein diese Einwirkungen blieben doch nebensächlich: statt sich ihnen hinzugeben und ein deutsches Drama etwa im freieren Sinne der Franzosen oder noch mehr der Engländer auszubauen, blieb er schließlich im Fahrwasser der niederländischen Landsleute, und seine Kunst erscheint im ganzen entwicklungsgeschichtlich nur als eine Fortsetzung derjenigen Vondels: seine „Gibeoniten" sind geradezu eine Übersetzung von Vondels „Gebroeder", seine „Katharina von Georgien" ist Vondels „Maagden" außerordentlich ähnlich, fast so wie sein „Papinianus" Vondels „Palamedes" — wie denn anderseits sein „Leo Armenius" (vom Jahre 1646) ins Holländische übertragen worden ist. Gewiß war Gryphius dabei den Holländern an Abwechslung und Leben der Handlung überlegen, wenn auch seine Dramen unserem Geschmacke noch in hohem Grade abspannend und handlungsleer erscheinen.

Allein auch er kam doch nicht über die Schaffung von bloßen Typen hinaus.

Damit ist denn zugleich das Urteil über seine Dramatik gesprochen. Hatte schon Vondel keine Nachfolger, so erst recht nicht Gryphius: beider Werke verwelkten früh in dem unfruchtbaren Untergrund der reinen Doktrin der Renaissance. Für Gryphius aber kam hinzu, daß ihm jeder Zusammenhang mit der Schauspielkunst, mit dem Leben der Bühne fehlte: und so war sein Einfluß von vornherein unterbunden.

Was freilich Gryphius bei seiner echten dramatischen Begabung der Nation hätte sein können, wäre es ihm möglich gewesen, auf nationalem Wege zu wandeln, das zeigen seine Lustspiele, sein „Horribiliscribifax" mit der schon ganz individualisierten Figur der „geliebten Dornrose", eine tolle Nachbildung des Plautinischen „Miles gloriosus", und seine „Absurda Comica oder Herr Peter Squenz", die den Stoff der Handwerkerkomödie in Shakespeares „Sommernachtstraum" verarbeitet.

Allein Gryphius war es grade mit diesen Erzeugnissen seiner dramatischen Muse nicht völlig Ernst. Wie schon der eingeschalteten Komödie Shakespeares wenigstens teilweis die Tendenz aristokratischer Verspottung der Handwerker zugrunde liegt, so treten verwandte Motive bei Gryphius um vieles deutlicher hervor: er schafft nicht im Sinne des Derb-Volkstümlichen, sondern in der bewußten Absicht, das Volksleben im Sinne des Rationalismus und des gelehrten Fortschrittes seiner Tage zu verspotten. Und so bedeuten seine Lustspiele keine Annäherung, sondern vielmehr die härteste Abwendung von den tieferen dramatischen Instinkten der Nation.

Nun starb allerdings das deutsche Renaissancedrama alten Stiles mit Gryphius noch nicht aus; später hat z. B. noch Lohenstein in seiner Weise gedichtet. Aber indem Lohenstein die schon bei Gryphius recht schwülstige Diktion in den Bombast der Periode Hofmannswaldaus überführte und zugleich im Aufbau seiner Dramen wie in der Wahl möglichst grausamer und schrecklicher Stoffe für sie die Konsequenzen der zweiten schlesischen

Dichterschule zog, wurde er vollends zum Totengräber des Dramas der Opitzischen Renaissance.

Die dramatischen Instinkte der Nation blieben damit sich lange Zeit selbst überlassen: und sie fanden ihre Nahrung nun einerseits in einer immer furchtbareren Entstellung des Renaissancedramas ins Manieriert-Schauervolle und Langweilig-Allegorische und zum andern, mit unter englischem Einflusse, in der Weiterbildung der alten Posse zu jenen Hanswurstiaden und Zotenstücken, gegen die besonders sich später die Entrüstung Gottscheds gewandt hat.

## IV.

1. Die obersten entwicklungsgeschichtlich schöpferischen Formen der deutschen Dichtung der Zeit, Satire und Drama, waren unter den Einwirkungen der Renaissancepoetik nicht gediehen; nicht minder war durch sie das Volkslied, wie sich später herausstellen wird, im Begriffe, geschädigt zu werden. Hatte nun wenigstens die Form im niederen Sinne, auf deren Besserung die Poetik vor allem ausgegangen war, erklecklich gewonnen?

Auch diese Frage, so allgemein gestellt, muß verneint werden. Gewiß waren feste Grundlagen für Rhythmik und Metrik gefunden worden, wenn auch ihr Ausbau von wenig Erfindungsgabe zeugte. Auch hatte sich im allgemeinen der Sinn für Harmonie und Gleichgewicht, für literarische und poetische Ordnung gemehrt. Aber daneben trat, trotz aller Gegenbestrebungen Opitzens selbst wie seiner Anhänger und Nachfolger und nicht zum geringsten doch als eine Folgeerscheinung der Renaissance, der humanistischen des 16. Jahrhunderts wie der poetischen des 17. Jahrhunderts, ein tiefer Verfall der Sprache ein.

Verhängnisvoll war hier vor allem, daß den Bestrebungen der Poetik nicht gleich regsam und erfolgreich grammatische Bestrebungen parallel liefen. Hatte die Humanistenzeit noch keine deutsche Grammatik von wissenschaftlicher Bedeutung gekannt,

so blieb auch noch das 17. Jahrhundert in dieser Richtung verwaist. Und selbst noch im 18. Jahrhundert war die grammatische und syntaktische Verwahrlosung so groß, daß Glaffeys „Anleitung zur weltüblichen Teutschen Schreibart" um 1730 für die Hauptsache den „wohlgefaßten Periodus" erklären und zur Erläuterung dieses Begriffs einen Satz von elf Seiten (?) geben konnte, auf den sich der Verfasser noch dazu viel einbildete[1].

Was man in Betracht zog und zu reformieren suchte, das war im ganzen nur der Sprachschatz. Und hier war allerdings die Not am größesten.

Die neue Renaissancedichtung hatte alsbald zu einer Entstellung durch „welsch geblasene" Wörter geführt, die weit über die Sprachmengerei der Humanistenzeit hinausging: man war so weit gelangt, daß selbst der Druck durch den ewigen Wechsel lateinischer und deutscher Buchstaben für einheimische und fremde Wörter dem Auge unerträglich wurde. Vor allem die Musterkarte der Wörter auf ieren, die sich so schön zum Reim brauchen ließen, war unausstehlich; neben „exzellieren" und „transformieren" standen „dubitieren", „temporieren" und tausend andere. Galt das für die Sprache der Prosa und der Poesie in gleicher Weise, so kam für die Dichtung noch ein anderer Übelstand hinzu.

Erst seit Opitzens Poeterei war der ganze Olymp vollends eingeführt worden. Zwar stießen sich die Frommen daran. Allein auf sie wurde nicht Rücksicht genommen. Zwar empfahlen die Deutschtümler dafür die nationale Mythologie. Aber Philipp von Zesen scheiterte mit seinem Versuch, sie einzuführen. Zwar klagte man laut über die Unverständlichkeit der vielen mythologischen Namen und Beziehungen. Aber man erreichte nur, daß man auf des Karl Stephanus und andrer Diktionarien verwiesen wurde. Kurz: der Olymp brach für länger als ein Jahrhundert allbeherrschend in die Gebiete der deutschen Dichtung ein; ja, während die Engländer seine Gestalten schon

[1] Steinhausen 2, 44—5.

vor der Mitte des 18. Jahrhunderts zu vertreiben begannen, spuken seine Schemen bei uns noch in den schönsten Erzeugnissen der großen subjektivistischen Dichtung.

Was war nun gegen die Trübung und Verfälschung des deutschen Wort- und Empfindungsschatzes zu tun? Und was gegen jenen Gebrauch fremder Sprachen, namentlich des Französischen und des Lateins, der mit ihr immer mehr vordrang? Zum großen Teil schon gegen diese Übel waren die alten deutschen Orden und Gesellschaften der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegründet worden, der Palmbaumorden, der Pegnitzerorden und andere; ihnen folgten, in erneuten Bestrebungen vor allem zur Reinigung des Wortschatzes, seit 1697 die sogenannten deutschen oder deutschübenden Gesellschaften, zuerst zu Leipzig, dann zu Hamburg (1705), Jena (1728), Halle (1733), Göttingen (1738), während inzwischen eine zunächst theoretisch, dann praktisch werbende Bewegung zur Abhaltung deutscher Vorlesungen an den Universitäten eingetreten war: Balthasar Schuppius (1655), Christoph Schorer (1659), Johann Valentin Andreae (1673), vor allem Thomasius (1687) sind hier die entscheidenden Namen.

Aber wurde auch nur für die Reinigung des Wortschatzes viel erreicht? Die Neigung zum Schwulst, die in der Poesie ein „majestätische Heldensprache", in der Prosa eine „mehr fließende Beredsamkeit, ausgesuchtere Worte und weitschweifigere Umstände, Gedanken vorzustellen" brauchte, und die durch die Renaissancepoetik immer wieder, wenn nicht hervorgerufen, so doch verstärkt wurde, machte die besten Bestrebungen zuschanden. So drohte schließlich nach dem Urteil auch ruhiger und weitsichtiger zeitgenössischer Dramatiker selbst die Errungenschaft der neuhochdeutschen Schriftsprache wieder verloren zu gehen. Leibniz z. B. konnte in seinem „Unvorgreiflichen Bedenken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" ausführen, das Deutsche sei wohl in allem Sinnlichen und Leiblichen, in allen Worten und Wendungen für das gemeine Leben ausgebildet, nicht aber für die Bezeichnung der Gemüts-

bewegungen und der abgezogenen Begriffe der Sittenlehre und der Kunst des Denkens.

Unter diesen drohenden Gefahren vermochte schließlich nur ein Mittel mit Sicherheit zu retten: die Selbsthilfe der Poesie. Und trat sie zunächst nicht in der Reimdichtung ein, deren Formgebung gänzlich der Renaissancepoetik anheimfiel, so mußte sie im dichterischen Prosastil gewonnen werden. Und hier war es der Roman, der Hilfe brachte: im Roman zunächst bewahrte und entwickelte sich in grader Linie der ältere deutsche Prosastil weiter. Zwar hatte Opitz auch auf diesem Gebiete zu ändern gesucht und einem planen Stil nach französischem Muster das Wort gesprochen, während seit fast gleicher Zeit von Jakob Böhme und weiteren mystisch-pietistischen Strömungen her der Versuch gemacht wurde, eine deutsche Gelehrtensprache zu begründen: allein beide Bestrebungen gediehen nicht. Im Grunde gab es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts vornehmlich zweierlei Prosadeutsch: einmal den immer stärker verschnörkelten und stets fürchterlicher mit Fremdwörtern aufgefütterten amtlichen Stil, und dann die Fortsetzung des behaglichen Erzählungsstils des 16. Jahrhunderts. An diesen letzteren knüpften nun die volkstümlichen Romanschreiber des 17. Jahrhunderts an. Freilich bedurfte es, ehe diese Wendung eintreten konnte, für sie wie zur Ausgestaltung einer volkstümlicheren höheren Formgebung und eines nationaleren Inhaltes noch einer wesentlichen Entwicklung des Romanes selbst.

2. Der Roman hatte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als er Träger der Einfuhr fremder Stoffe geworden war, keineswegs eine verheißungsvolle Entwicklung genommen. Nach französischem und teilweis auch italienischem Muster brachte er irgend eine absonderliche Helden- und Liebesgeschichte, die mit tausend Episoden und Abschweifungen derart durchzogen war, daß das Ganze, wurde es nicht überhaupt durch die Zutat gesprengt, jedenfalls nur schwer zu überschauen blieb. Dabei wurde die Gelegenheit wahrgenommen, ganze

Enzyklopädien unfruchtbarer Gelehrsamkeit auszukramen, und die sittliche Atmosphäre der Hauptgeschichte wurde allmählich so höfisch verdünnt und parfümiert zugleich, daß das Ganze sich je länger je mehr einer uns unausstehlichen, doch von den Zeitgenossen hochgeschätzten Manieriertheit näherte.

Dieser Richtung schon des ausgehenden 16. Jahrhunderts arbeiteten dann die Renaissancebestrebungen des 17. Jahrhunderts zum mindesten nicht entgegen. Vielmehr wuchsen unter deren Einflusse der aufgeblasene Schwulst und die gezierte Unnatur wie auch die trocken-didaktischen Zwecke: die Amadisromane des 16. Jahrhunderts wurden in dieser Hinsicht bei weitem durch des Herrn Superintendenten Buchholtzens „Wundergeschichte des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca" (1659) oder seines Herrn, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, „Durchlauchtige Syrerin Aramena" (1669—73) übertroffen.

Allein dieser Richtung im Roman trat in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allmählich eine andere entgegen, die zunächst von der eingeschachtelten Didaktik und der wüsten, unübersichtlichen Komposition ablenkte und, wenn sie auch zunächst noch am Gezierten und Schwülstigen festhielt, doch den Roman als in sich geschlossenes Kunstwerk zu begreifen suchte. Als Hauptwerk dieser Richtung kann von Zieglers „Asiatische Banise oder das blutige, doch mutige Pegu" vom Jahre 1689 angesehen werden.

Indes noch ehe Zieglers „Banise" erschien, waren weniger die schriftstellernden adligen Kreise und ihr bürgerlicher Anhang, als diejenigen literarischen Kräfte, welche man als schlechthin bürgerlich bezeichnen kann, weitergegangen: sie hatten den Roman zur Form einer neuen Kunst zu machen begonnen, die leise aus dem Wege der bloßen Renaissancekunst herausstrebte. Die Hauptvertreter dieser Strömung sind Johann Michael Moscherosch (1601—1669), aus einer unter Karl V. aus Aragonien eingewanderten Familie, längere Zeit Amtmann im Linksrheinischen, später Fiskal in Straßburg und schließlich Rat in Kassel, und Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausen (1625—75),

bischöflich Straßburgischer Schultheiß zu Renchen in Baden: jener der Verfasser der „Wunderlichen Gesichte Philanders von Sittenwald“, dieser der Dichter des „Abenteuerlichen Simplicissimus“ (1669).

Gewiß schufen nun auch die Vertreter dieser Richtung nicht ohne fremdes Vorbild. Aber dieses Vorbild war ihnen kongenial, da es in seiner Entstehung ebenfalls auf einer nationalen Reaktion gegenüber dem entnervenden, weil wesentlich nur formalistischen Charakter der Renaissance beruhte, und da es hervorkehrte, was die entwicklungsgeschichtliche Grundstimmung des deutschen literarischen Charakters auch noch im 17. Jahrhundert war: Humor und Satire.

In Spanien wurde im 17. Jahrhundert der nationale Gegensatz gegen die hochtrabende Renaissance durch Hervorheben der Poesie der niederen volkstümlichen Schichten künstlerisch verklärt; es war die Zeit, in der Murillo (1618—82) seine berühmten Bettelbuben schuf. Aber schon viel früher war versucht worden, demselben Gegensatz literarisch einen unsterblichen Ausdruck zu geben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war mit Mendozas „Vida de Lazarillo de Tormes“ (1554) der Schelmenroman erblüht, der den Realismus der Welt nicht unmittelbar dichterisch idealisierte, sondern in den widerspiegelnden Lichtern des Humors und der Satire überlegen brach. Und diese literarische Gattung war in Deutschland bekannter geworden, ja hatte Aufsehen erregt, als der „Guzman de Alfarache“ Mateo Alemans (1599) im Jahre 1615 unter dem Titel „Landstörtzer Gusman von Alfarache oder Picaro genannt“ in lesbarer Übersetzung erschienen war. Denn hier zum ersten Male sah man, ganz abgesehen von dem literarischen Charakter, einen Roman vor sich, der nicht bloß aneinandergereihte Episoden, Anekdoten, Lebensregeln, Wissensstoffe gab, sondern ein größeres zusammenhängendes Lebensbild voller Entwicklung zeichnete.

Inzwischen aber hatte sich aus dem Schelmenroman in Spanien ein Doppeltes entwickelt: zunächst in entfernterem Zusammenhang und vornehmlich von der satirischen Grund-

stimmung ausgehend, die satirisch-allegorische Schilderung, die in den „Sueños“ (Träume; Moscherosch übersetzt: Visionen) des Don Francisco de Quevedo y Villegas (1570—1647) den gereiftesten Ausdruck gewann, und weiter und vor allem der direkt satirische Roman. In diesem war besonders die Hyperidealität der Amadisromane gegeißelt worden, die nirgends mehr als in Spanien, dem Lande der überhitzten Maurenkämpfe, gesteigert worden war. Und in diesem Zusammenhange hatte Cervantes, der den Zwiespalt zwischen den kriegerischen Phantasien und der Wirklichkeit selbst hart genug mit durchlebt hatte, seinen unsterblichen „Don Quixote“ (1605) geschaffen, indem er der begrenzten Wirklichkeit den allgemeinen Gegensatz zwischen überspannter Idealität und unbedingtem Realismus unterlegt hatte. Der Roman war in Deutschland seit 1621 in Übersetzungen bekannter geworden.

Diese spanischen Einflüsse wirkten nun zunächst auf Moscherosch. „Nach ungefährer Anleitung“ des Villegas schrieb er seine „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte des Philander von Sittenwald“, die zuerst einzeln, dann gesammelt erschienen, satirische Skizzen über geistige und gesellschaftliche Krankheiten seiner Zeit[1]: Betrachtungen, die sich in den besten Fällen zu wunderbar realistischen und ergreifenden Schilderungen des zeitgenössischen Lebens, so vor allem der Not des großen Krieges erheben, und die häufig genug unmittelbar in den Erzählungston des Schelmenromans übergehen.

Ein reines Kunstwerk freilich hat Moscherosch in seinen Visionen nicht geschaffen. Der Aufbau des Ganzen ist unübersichtlich; und der literarischen Gattung fehlt es an vollkommen festgehaltenem Guß und einheitlichem Charakter. Es sind Anfänge satirisch-erzählender, ja satirisch-romanhafter Betrachtung des Zeitlebens in gedrungener, dem Volkston abgelauschter, ehrlicher Prosa, die nicht selten an Formen und Stoffe der Satire

[1] Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Totenheer, Letztes Gericht, Höllenkinder, Hofschule, Alamodekehraus, Hans-hinüber — Gans-herüber, Weiberlob, Turnier, Podagra, Soldatenleben, Reformation.

des 14. und 15. Jahrhunderts anknüpfen: die Vollendung in gewissem Sinne, den satirischen Roman in künstlerischer Abrundung brachte erst Grimmelshausen.

Grimmelshausens „Simplicissimus“ ist oft mit Wolframs „Parcival“ verglichen worden. Und in der Tat: das Problem, wenn man es nicht allzu tief faßt und nur in der großen Frage der Lebenserziehung sieht, ist der Hauptsache nach dasselbe, und namentlich der Anfang der Lebensgeschichte unseres bäuerlichen Simplicissimus mahnt an das naiv-unbewußte Emporwachsen des ritterlichen Gotteshelden. Allein wenn Wolfram das große Problem seines Epos im ganzen etwa so folgerichtig beibehält wie Goethe das verwandte Problem der Bildung des modernen Menschen im „Faust“ und im „Wilhelm Meister“, und wenn es ihm dadurch gelingt, ein auch der Form nach geschlossenes Kunstwerk zu schaffen, so steht Grimmelshausen in diesem Punkte zurück.

Es zeigt sich hier, wie nötig doch, bei allen Abwegen, die sie veranlaßt oder wenigstens nicht gehindert hat, die Episode der Renaissancepoetik für die deutsche Dichtung war oder hätte sein können: der verwilderten Poesie des 16. Jahrhunderts tat die formelle Schulung durch einen fremden Geist gut; wo diese mangelte, da wurde es ihr und ihren volkstümlichen Fortsetzungen im 17. Jahrhundert schwer, sich zusammenzuraffen: und selbst ein so geschlossener Geist wie Grimmelshausen hat seiner Erzählungsgabe, die freilich fast unerschöpflich war, zuviel nachgegeben, um ein Kunstwerk vollendeter Komposition zu schaffen.

Freilich: verhinderte nicht am Ende ein viel innerlicherer Mangel die Durchführung eines wirklich geschlossenen Aufbaus? Der eingehenderen Betrachtung erscheint die Psychologie des Dichters doch in vieler Hinsicht noch als auf dem niedrigen Niveau des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts befindlich. Gewiß gebietet Grimmelshausen über eine treffliche Summe intimer Lebenserfahrungen, die auf eine verfeinerte Beobachtungsgabe schließen lassen. Aber im Hintergrunde seiner psychologischen Fassungskraft steht doch sozialpsychologisch noch

immer das alte Ständeschema und individualpsychologisch noch immer die Auffassung der menschlichen Eigenschaften als göttlicher oder teuflischer Inspirationen; und diese Anschauungen treten im Verlaufe des Romans um so mehr hervor, als die ursprünglich mehr psychologische Konzeption allmählich einer mehr äußerlichen Erzählungsweise weicht, die von reinem Fabulismus getragen wird; konnte unter diesen Umständen die Einheit der Komposition, selbst wenn ursprünglich beabsichtigt, gewahrt werden? Sogar in der Schilderung größerer Ensembleszenen fiel sie hinweg, indem an deren Stelle eine Zerlegung in die Schicksale und Handlungen der einzelnen Personen und eine nun freilich überaus eingehende und genaue Schilderung von Einzelmomenten trat.

Dringt man indes über die Unförmlichkeiten der Komposition, die gegenüber früheren Romanen immerhin schon stark gemäßigt erscheinen, in den Geist des Romans als eines Ganzen vor, so zeigen sich doch bereits manch wunderbare Keime eines Neuen. Man wird dessen inne, daß der Dichter nicht bloß ein Geist des 17. Jahrhunderts war. Seine Interessen tragen weiter, und die Mischung seiner seelischen Eigenschaften deutet bereits ahnungsvoll an, was die bürgerliche Literatur des 18. Jahrhunderts dereinstens sein wird. Schon melden sich leise Zeichen der Verachtung des Rationalen, Funken sentimentaler Stimmung stieben empor, die Sehnsucht der Abkehr von dem Gemachten, des Eintritts in Welten einer höheren und reineren Natur lebt sich in ergreifenden Erfindungen, in den Anfängen vor allem einer den Helden erlösenden Robinsonade aus: es klingt hervor wie die ersten leisen Töne eines Präludiums zu Rousseau und Herder.

Und hier eben ergibt sich der sicherste Beweis für den nationalen Charakter dieser Romanpoesie: hinweg über die gelernten und gemachten Formen der Renaissancepoetik sucht sie den Ausdruck der eingeborenen Art, der erreichten Kulturhöhe des Volkes. Darum ist sie echt und hat das Feuer der Zeiten überstanden, während Opitz und seine Nachfolger der zersetzenden Einwirkung der mittlerweile eingetretenen Wandlungen der Volksseele erlegen sind.

Allein in ihrer Zeit standen Grimmelshausen und auch Moscherosch noch einsam da; und auch nach ihnen ist der Roman der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts keineswegs schon Träger und Ausdruck des inneren seelischen Fortschrittes geworden: vielmehr zeigte er wesentlich intellektuell-polyhistorischen Charakter und war in erster Linie geographische und geschichtliche Kenntnisse zu vermitteln bestimmt, wenn er nicht gar zum Klatsch- und Skandalroman hinabsank. Doch siegte auf deutschem Boden vornehmlich die erste Art, als deren Hauptvertreter in früher Zeit Christian Weise gelten kann; die literarische Gattung, die in Frankreich durch das Fräulein von Scudéry und die La Fayette berüchtigt ward, ist uns im ganzen erspart geblieben. Der ganzen Lage gegenüber aber brachten erst die vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung und zunächst auch sie nur durch Übertragungen aus dem Gebiete des englischen Familienromans; so ist Richardsons „Pamela", die 1740 erschien, bereits früh übersetzt worden; und die „Clarissa" von 1745 ist gar noch im gleichen Jahre auch auf deutsch herausgekommen.

Ehe aber diese neuen Erscheinungen auftraten, erstreckte sich noch von Grimmelshausens „Simplicissimus" bis fast zur Mitte des 18. Jahrhunderts eine weitere gewaltige literarische Oberströmung der Renaissancedichtung, deren Poetik den Roman so gut wie gar nicht kannte: die schweizerischen „Discourse der Mahlern" haben ihn vom künstlerischen, Gottscheds Zeitschriften vom sittlichen Standpunkte aus verworfen. Es ist die Periode, in der dem literarischen Barock des Rokoko, dem pathetischen Schwulst die graziöse Verständigkeit folgte.

---

## Drittes Kapitel.

# Musik und Dichtung der Renaissance im Zeichen beginnender Unterströmung eines neuen Gemütslebens.

---

## I.

1. Für die weitere Entfaltung der darstellenden Künste, des Schauspiels, der Dichtung und noch mehr der Musik, ist bezeichnend, daß sie sich weit mehr als bisher noch an bestimmte Orte und Gegenden anschloß. Es waren die Stätten, an denen das deutsche Bürgertum sich entweder seit dem 16. Jahrhundert ohne stärkere Unterbrechung weiterentwickelt hatte: Stätten, die nur an den Grenzen des Nationalgebiets **zu** finden waren, an der Nordsee und in der Schweiz; oder in denen es auf Grund neuer Entwicklungstendenzen besonders rasch fortgeschritten war und es schon um 1700 zur Bildung eines neuen Patriziates gebracht hatte: hier kommen namentlich einige große Handelsstädte des Binnenlandes in Betracht.

In beiden Fällen aber war das Bürgertum, das nun schon wieder der hauptsächlichste Träger der weiteren Entwicklung zu werden begann, bei aller städtisch-geldwirtschaftlichen Haltung doch noch lange Zeit hindurch nicht im Besitze eigener sozialer Kulturformen. Vielmehr, wie es schon einmal in der Entwicklung des bürgerlichen Patriziates des 12. und 13. Jahrhunderts der Fall gewesen war, hatte es zunächst die Formen des im allgemeinen sozial noch führenden Fürstentums und des Adels angenommen. Freilich: unter dieser Hülle, die im Laufe

des 18. Jahrhunderts immer mehr abgestreift zu werden begann, regten sich leise neue Lebensformen einer rein bürgerlichen Gesellschaft.

Diese Lage nun, diese Mischung von Künftigem und Vergangenem, verleiht der geistigen Kultur nach 1700 in Deutschland, vornehmlich soweit die darstellenden Künste in Betracht kommen, ein Doppelantlitz: sie ist konservativ und trägt in dieser Hinsicht die Form eines aufrichtigen Rokokos, dessen gesellschaftliche und künstlerische Motive an erster Stelle von Adel und Fürsten aufgenommen worden waren, und sie ist fortschrittlich, indem ihr Verlauf Züge zu zeigen beginnt, die immer mehr vom Rokoko abweichen und auf eine neue, vornehmlich bürgerliche Kultur, die Kultur eines kommenden primitiven Subjektivismus, hinweisen.

Natürlich wird damit diese Periode, die Jahre von 1700 etwa bis 1750, zu einer Zeit der Gärungen und Übergänge. Schwer atmend gleichsam ringt sich manches Neue durch; daneben halten sich Reste des Alten. Ja während die neuen subjektivistischen Regungen nur zerstreut und enthusiastisch auftreten, bringt es die alte Geisteskultur erst jetzt zum harmonischen Abschluß ihrer gesamten Auffassungen in der Entwicklung der allgemeinen Weltanschauung der Aufklärung[1].

Noch verworrener aber wird dieser an sich schon schwierige Werdegang des Neuen dadurch, daß sich in den Verlauf seines gewundenen Weges die Entwicklung einer neuen Renaissance einschiebt, die einerseits auf der Erkenntnis beruht, daß vieles von dem geistig Neuen, das man sucht, schon einmal von der griechischen Volksseele entfaltet worden sei und daher in der Tradition der Antike vorliege, die aber anderseits auch noch von dem Fortebben gewisser Richtungen der mittlerweile völlig durchgebildeten römischen Renaissance des 17. bis 18. Jahrhunderts und des in ihr eingeschlossenen Rationalismus abhängt.

---

[1] S. oben S. 126 ff.

Am frühesten entwickeln sich nun diese Gärungen und Übergänge zum Neuen hin in Hamburg; wenig später treten sie vornehmlich in Leipzig und in den großen Städten der Schweiz auf: bis schließlich Leipzig in Mitteldeutschland als Zentrum des geistigen Lebens der Nation in dieser Zeit der Hauptschauplatz der letzten Stadien der Umwälzung wird. Es sind Stätten der literarisch-musikalischen Bewegung, von denen auch bisher schon öfter die Rede gewesen ist[1]: bereits etwa vom Beginn des 17. Jahrhunderts ab, wenn nicht hier und da noch früher, lassen sich leise Anfänge der Rollen erkennen, die sie vornehmlich um 1700 und in den nächstfolgenden beiden Menschenaltern in der Geschichte des deutschen Geisteslebens gespielt haben.

Im Beginne der ganzen Bewegung aber macht sich vor allem Hamburg bemerklich: denn hier hatte sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die binnendeutsche bürgerliche Kultur wohl am frühesten wiederum zu einer gewissen Höhe entfaltet. Und wir wissen es schon: der Hauptgrund für dieses Erblühen war in der Lage der Stadt an der Nordsee, noch leidlich nahe den Hauptwegen des Welthandels, gegeben[2]. Eben diese Lage aber brachte es dann auch mit sich, daß sich in Hamburg die Einflüsse der nördlichen Niederlande besonders belebend äußerten. Und sie wurden noch keineswegs als fremd empfunden. Der in Hamburg wohlbekannte Paul Fleming konnte noch dichten:

Unsern Deutschen kann nicht gleichen
Bartas, Sidney, Sannazar:
Wenn Cats, Heins' und Opitz singen,
So will nicht das Fremde klingen.

Und noch im Jahre 1741 spielten holländische Schauspieler, auf frühere Erfahrungen von Landsleuten gestützt, in Hamburg holländisch und hofften auf volles Verständnis, denn:

Het Nêer-en Plat-Duitsch is de modertaal en grond
Van't hooge Duitsch, dat hier gesproeken word in't rond.

---

[1] S. z. B. Bd. VI, S. 219 ff., und oben S. 46 f.
[2] Vgl. dazu Bd. VI, S. 14 ff.

Unter so günstigen äußeren Verhältnissen war denn auch die innere Hamburger Entwicklung besonders glücklich verlaufen. Als man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Staats wegen eine Sammlung von Ratsherrenbildnissen anlegte und mit deren Anfertigung u. a. einen so bedeutenden Meister wie Denner beauftragte sowie in der Auswahl der Porträts bis ins 16. Jahrhundert zurückgriff, da hatte man wohl ein Bewußtsein der Größe der inzwischen verflossenen Zeit: im Bilde der Stadtväter wollte man sie verewigen.

In der Tat beruht die Bedeutung Hamburgs neben der günstigen äußeren Lage vor allem auf dem besonders rasch fortschreitenden Verlaufe der inneren verfassungsmäßigen Entwicklung, deren ungestörte Freiheit spätestens seit Anfang des Dreißigjährigen Krieges durch die Herstellung gewaltiger Festungsbauten, die äußere Feinde abhielten, gesichert wurde. Und schon gegen Schluß des Mittelalters hatte diese Verfassung verhältnismäßig sehr moderne Züge angenommen: weit modernere jedenfalls, als sie relativ junge Städte, wie Frankfurt oder Nürnberg, im Binnenlande aufwiesen. Sehr gering war da vor allem die agrarische Seite des bürgerlichen Lebens, die z. B. in Frankfurt so hervorstach, entwickelt gewesen; und so läßt sich denn für die Bildung der ratsfähigen Geschlechter kaum irgend etwas wie eine landwirtschaftliche Grundlage nachweisen; überhaupt gab es im Rate kaum ein altbefestigtes, auf einzelne Familien gestütztes Patriziat.

Die Folge hiervon war, daß das Gemeindeleben von alters her besonders stark organisiert war, und zwar in nicht weniger als drei großen Verfassungsformen. Da war zunächst eine Anzahl sehr kräftiger Parochialgemeindebildungen; da stellte sich neben und bald über diese eine vornehmlich seit der Reformation entschieden hervortretende politische Gesamtgemeinde, deren Organe anfangs durch Zusammensetzung und Auswahl aus den Organen der Kirchengemeinden erwuchsen; da gab es endlich, auf deutschem Boden fast eine Hamburger Besonderheit, eine ausnehmend starke Bildung freier Genossenschaften für öffentliche, namentlich kaufmännische, Verkehrs- und Bildungszwecke.

Innerhalb dieses reichen Verfassungslebens vollzog sich nun eine ständige Entwicklung zu ganz modernen Formen dadurch, daß für die Abgrenzung der in ihnen zugelassenen und tätigen Mitbürger von den bloßen Einwohnern der Stadt, insbesondere für die Abgrenzung der Bürger der Gesamtgemeinde von diesen Einwohnern stetig freiere und modernere Unterscheidungsmerkmale gesucht wurden: während anfangs noch allein, nach naturalwirtschaftlicher Sitte, Grundbesitz Eintrittsberechtigung in die Bürgerschaft gewährte, war es später immer mehr ein gewisser sicherer Kapitalbesitz oder höherer, insbesondere gelehrter Beruf, der bevorrechtete: die Fortschritte der Geldwirtschaft und der sozialen Schichtung nach Berufen einschließlich schon eines solchen der Kopfarbeiter wurden unverhältnismäßig früh von Bedeutung.

Je mehr sich aber das Rekrutierungsgebiet der drei großen Verfassungsformen erweiterte, um so stärkeres Leben pulsierte auch in ihnen; die von jeder von ihnen gebildeten Ausschüsse wurden immer zahlreicher und griffen zur Bewältigung des bürgerlichen Lebens immer mehr ineinander, je mehr der Rat sie anerkannte, begünstigte oder teilweis wohl gar hervorrief. Natürlich aber, daß unter dieser weitverbreiteten Tätigkeit der Massen, der ganzen großen Gemeinde der Rat verhältnismäßig zurücktrat: ein System der Isopolitie aller bürgerlichen Elemente wurde somit erreicht, das eine reiche Blüte der geistigen Kräfte fast von selbst bedingte und einschloß.

Um 1712, mit der Beilegung der inneren Zwiste zwischen Rat und Bürgerschaft durch den sogenannten Unionsrezeß, war das volle Ausleben dieser glücklichen Konstellation gewährleistet: und kein Wunder, wenn damit zugleich ein noch höherer wirtschaftlicher Aufschwung eintrat. Neben den schon vorhandenen Handel trat eine nicht unbedeutende Industrie der Seide und Baumwolle in Sammetweberei und Kattundruck; dazu eine starke Bijouterie; besonders wichtig wurde allmählich die Zuckersiederei nach holländischem und englischem Vorbild. Das führte dann wieder zu erhöhtem Import und Export; und schließlich ermöglichte es der steigende Handel mit England und Frankreich, in der zweiten Hälfte

des 18. Jahrhunderts einen wesentlichen Teil des holländischen Handels nach dem Hamburger Hafen zu ziehen.

Sehr natürlich aber, daß die weiten Handelsbeziehungen, die jetzt vor allem auch auf den ganzen germanisch-skandinavischen Norden ausstrahlten, nochmals auch geistige Einflüsse voraussetzten oder zur Folge hatten. Dies um so mehr, als zwischen dem deutschen Norden und wenigstens Kopenhagen schon vom Mittelalter her und dann wieder besonders seit dem 17. Jahrhundert ein sehr reger Verkehr bestand: die Studenten der Universitäten Kiel, Rostock und Kopenhagen wechselten ständig hin und her: Kopenhagen aber war damals der Mittelpunkt mindestens zweier nordischer Stämme, der Dänen und Norweger, und sein Einfluß erstreckte sich auch über Schweden. Dabei war es Kopenhagen, dem durch Hamburg vor allem deutsche Kultur vermittelt wurde: bis zu nicht geringer Verdeutschung der dänischen Sprache vornehmlich im Wortschatz. Die Folge dieser kräftigen Einwirkung ist dann die außerordentliche Lebendigkeit des dänischen Geistes im 18. Jahrhundert gewesen; die Begründung einer nationalen Bühne, die einen Holberg hervorbrachte, geht auf sie zurück, wie nicht minder jener nationale Eifer für die bildende Kunst, der die spätere Entfaltung so bahnbrechender Genies auf diesem Felde wie Carstens' und Thorwaldsens in Kopenhagen begreiflich macht. Und von Kopenhagen her hat dann auch Deutschland bald eine kräftige Rückwirkung gespürt: in Dänemark hat Johann Elias Schlegel gelernt, in Dänemark haben Klopstock und Gerstenberg Anregungen gefunden.

2. In Hamburg selbst aber erstand unter dieser gesamten Konstellation schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein künstlerisches und geistiges Leben von beachtenswerter Höhe.

Während man aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch wenig Nachrichten über Hamburger Kunst und noch weniger über Hamburger Kunstdenkmäler besitzt, kam es in der zweiten Hälfte zu einer immer höher steigenden Blüte. Den Schmuck mancher palastartiger Häuser und der großen Säle des Rat-

hauses begannen große mythologische Gemälde zu bilden, daneben wurden religiöse Stoffe behandelt, und Bildnismalerei und Porträtstich wuchsen ins Breite. Vor allem aber entwickelte sich eine Genremalerei, wie sie auf deutschem Boden um diese Zeit wohl einzig dastand. Wurde schon die Bildnismalerei vielfach zum Gesellschaftsbilde erweitert, so schilderte eine volle sittenbildliche Kunst den Bauern wie das bürgerliche Leben in der Stadt und draußen vor den Toren; auch die Seemalerei wurde populär und folgte Anregungen, die reisende Künstler vom Eismeer und von den Küsten Portugals heimbrachten; und schließlich entstand — ein Zeichen reifster Entwicklung — auch das Stilleben jeder Art, und Tierstück wie Blumen- und Fruchtstück fanden Spezialisten.

Nun war diese Kunst gewiß, und namentlich in den ersten Zeiten, stark von Holland abhängig: neue Stadtteile erhielten holländisches Gepräge, ein Holländer baute drei Kirchtürme, die heimatlichen Maler zogen zum Studium nach Amsterdam und Haarlem. Allein allmählich wurde das neue Leben doch immer mehr spezifisch deutsch, wie denn seine Erzeugnisse schließlich bis in die Wohnräume der mittleren Bürger und sogar des Bauernstandes vordrangen, und Meister wie Jacobs (etwa 1630—64) und Scheits (vor 1640 bis etwa 1700) müssen als rein deutsch angesprochen werden, wie sie in Hamburg geboren waren.

Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts begann dann diese Entwicklung in ihrer vollen Breite wieder zurückzugehen, wenn auch die Bildnismalerei noch lange bedeutend blieb; und nur in der Architektur, die vorher mehr vor kleinere Bauten gestellt worden war, fand noch bis in die Mitte dieser Zeit hinein ein Aufschwung statt; erst 1750—62 wurde die große Michaelskirche erbaut, ein Werk des spät entwickelten Architekten Sonnin, das ganz auf Hamburger Traditionen fußt, eine der schönsten und am klarsten gegliederten Predigtkirchen des deutschen Protestantismus.

Auf dem Gebiete der darstellenden Künste aber war es für eine Handelsstadt wie Hamburg bezeichnend, daß sich die Bürgerschaft sehr früh dem besonderen Kultus der Musik zuwandte.

Wir werden später in Leipzig, dessen große Zeit der Blüte Hamburgs teils parallel ging, teils folgte, etwas Ähnliches beobachten.

Woher diese Erscheinung? Die Musik ist eine gesellige — ein einsamer Pilosoph wie Kant hat gesagt: eine aufdringliche Kunst. Ihre höhere Pflege ist darum von vornherein nur möglich innerhalb großer ständiger Gemeinschaften. Solche Gemeinschaften waren im Mittelalter die Stifter und Klöster gewesen: und schon aus diesem Gesichtspunkte allein begreift sich die Überlegenheit der kirchlichen Musik über die weltliche sogar in diesen Zeiten, in den Zeiten der Monodie. Jetzt nun war die Entwicklung der Monodie durch eine solche der Polyphonie abgelöst worden: um so mehr bedurfte es zur Ausführung wie zum Anhören mindestens der Gesangesmusik großer Massen, wie sie nur in wohlbevölkerten Städten zur Verfügung standen.

Blühte aber unter diesen Umständen die Musik wiederum grade in den Handelsstädten besonders empor, so war hierfür die Entfaltung der besonderen Eigenschaften der kaufmännischen Psyche maßgebend, unter denen ein Zug zu sinnenfälliger, das Außergewöhnliche darstellender Pracht hervorsticht, sowie die Neigung zu einem künstlerischen Genusse, der aus wirtschaftlichen Aufregungen und dem hastigen Treiben des Tages rasch und unmittelbar ableitet, ohne daß es besonders großer eigner Anstrengung bedarf. Einen solchen Genuß vermittelt aber die Musik am raschesten — und innerhalb ihres Bereiches wiederum die Oper. Dies ist einer der Gründe, aus denen in unsern Handelsstädten noch heute die Oper überall besonders gepflegt wird.

Außerdem aber kamen im 17. Jahrhundert noch große Momente tieferer und allgemeinerer Entwicklung hinzu, um die Neigung zur Musik überhaupt besonders zu begünstigen. Je verstandesmäßiger die Dichtung wurde, um so mehr versuchte das von ihr unbefriedigt bleibende Gemüt in einer Kunst auszuruhen, der der volle Übergang zum Nationalen ein für allemal versagt ist. Und je intensiver und in sich nuancierter die Empfindungen wurden, um so weniger konnten sie ihren vollen

Ausdruck in den Lauten der herkömmlichen, noch dazu rationalisierten Sprache finden: unwiderstehlich drängten sie einem Leben in Tönen zu. Es ist eine Bewegung, die eben jetzt, seit 1650, erst ganz leise einsetzte, die in den nächsten Jahrhunderten auf deutschem Boden die überreiche Blüte vor allem des Liedes hervorgerufen hat: die ihren ersten Höhepunkt fand in der klassischen Musik des primitiven Subjektivismus. Man weiß, wie in diesen Zeiten Schiller von der einfachsten Musik hingerissen ward, wie sie ihm zum wunderbarsten Erregungsmittel dichterischer Stimmungen gedieh. Und auch Goethe liebte die Musik in besonderem Maße: in einer der schönsten Stellen seines „Wilhelm Meister", da, wo der Held des Romans von den unbeschreiblichen Empfindungen einer ersten wahren Liebe ergriffen wird, da greift er, um sie zu vergegenwärtigen, zur Darstellung in der Macht der Töne. „Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Klarinetten, Waldhörner und Fagotte, es schwoll sein Busen. Durchreisende Spielleute machten eine angenehme Nachtmusik. Er sprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten sie ihm zu Marianens Wohnung. Hohe Bäume zierten den Platz vor ihrem Hause; darunter stellte er seine Sänger; er selbst ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung und überließ sich ganz den schwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn säuselten. Unter den holden Sternen hingestreckt, war ihm sein Dasein wie ein goldner Traum. . . . Die Musik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem seine Empfindungen bisher emporgetragen wurden."

Es ist eine Stelle, die ihresgleichen nicht hat in unserer früheren Literatur; um die Wende des 18. Jahrhunderts kündigt sie von der Musik als von einer ganz anderen Herzensbezwingerin, als es je zuvor eine gegeben hatte.

Aber, wie gesagt, diesen neuen Aufgaben beginnt sich die Musik schon langsam im Zeitalter des Individualismus zu nähern, wenn auch noch vielfach unfrei in ihren eigenen Mitteln und gebunden an die Mitwirkung des Wortes. Und grade in dieser Hinsicht ist Entstehungsgeschichte wie Schicksal der ersten deutschen Oper besonders charakteristisch.

Da hatte man schon seit etwa 1590 begonnen, im Drama die Zwischenakte mit Singspielen, den Uranfängen der heutigen Operette, auszufüllen; und dann waren bei den Poeten der Zeit des Dreißigjährigen Krieges Dichtungen, die mit Musik wechseln sollten oder sonst in irgend einer Weise, etwa im Sinne des späteren Oratoriums, Musik erforderten, immer häufiger geworden: so hatte z. B. Klaj seine dramatischen Stoffe (etwa Herodes den Kindesmörder, den leidenden Christus, Engel- und Drachenstreit) weniger als Schauspiele als im Sinne von Oratorien behandelt.

Diesen Neigungen, wie sie leise anklangen und noch keine feste Kunstform gefunden hatten, war dann die italienische Oper in hohem Grade entgegengekommen, nachdem schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Einfluß der italienischen Musik auf dem Gebiete der liedmäßigen Komposition, später auch ganz allgemein von internationaler Bedeutung geworden war. Dabei war die älteste Form der italienischen Oper das Dramma per musica gewesen; wir haben sie schon früher kennen gelernt[1]. Aber jetzt war diese Form überholt, und als höchster Meister einer neuen Gattung trat Alessandro Scarlatti († 1725) hervor. In ihr hatte das dramatische Moment, ursprünglich das durchaus bestimmende, an Kraft verloren; die Chöre waren seltener geworden und hatten immer weniger zu sagen gehabt: ganz in den Vordergund dagegen war, einer tiefsten Entwicklungstendenz der Musik gemäß, die beseelte Monodie, der Einzelgesang getreten. Dementsprechend wurde denn von den italienischen Meistern, besonders den Neapolitanern, aus dem ariosen Einzelgesang vor allem die sogenannte große Arie entwickelt, indem die Arie breiter angelegt und ihre Teile, Tonarten und Kadenzen in einer dreiteiligen Form mit Mittelsatz und Wiederholung geregelt wurden. Diese Arie drängte darauf je länger je mehr alles andere in den Hintergrund, dramatischen Aufbau, textlichen Inhalt, ja aus dem In-

[1] S. Bd. VI, S. 225.

halt motivierte musikalische Empfindung. Sie wurde mithin für die gesangliche Ausdrucksfähigkeit und bald auch für die mit dieser entwickelte gesangliche Virtuosität Selbstzweck: so wie früher, bei den Niederländern des 15. und 16. Jahrhunderts, das kontrapunktische Gewebe für vokale Chormusik Selbstzweck geworden war. Es war eine Entwicklung, die schließlich, ganz entgegen dem ursprünglichen Drängen auf Beseelung des Gesanges, zur Durchführung reiner monodialer Bravour führen konnte, ja fast führen mußte.

Und dieser Prozeß ging um so rascher vor sich, als der Inhalt der Oper ihm in keiner Weise Widerstand zu leisten geeignet war. Denn noch immer bewegte er sich in schäferlicher und gemacht-heroischer Mythologie, war also dem Leben entfremdet. Hielt sich die Oper trotzdem, so hatte sie das nur ihren sinnlichen Reizen, dem des Gesanges wie der Inszenierung, zu danken.

In Deutschland hat die Oper in dieser Form, entsprechend ihrem Wesen, besonders an den wichtigsten Höfen ihre Ausbildung gefunden, um so mehr, als auch das Dramma per musica bereits fast ausschließlich von der fürstlichen Kultur aufgenommen worden war. So wurden denn die Höfe von Wien, München, Dresden, Berlin ihre wichtigsten Stützpunkte; daneben wurde sie, bald vorübergehend, bald dauernd, auch in Braunschweig, Weißenfels, Stuttgart und sonstwo gepflegt. In Wien blühte sie namentlich in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Fux, Caldara und Conti; in München wurde sie mit dem Jahre 1654 eingeführt und fand neben den Italienern in Johann Kaspar Kerl einen deutschen Tonsetzer italienischen Stils; in Dresden wurde sie etwa zur gleichen Zeit, mit der Thronbesteigung des vergnügungssüchtigen Johann Georg II. (1656), aufgenommen und blühte namentlich zur Zeit Johann Adolf Hasses (1731—1763), der, Gemahl der berühmten Sängerin Faustina Bordoni und völlig italianisiert, als der größte Opernkomponist der Zeit galt und das zeitgenössische Ansehen eines Bach und Händel bei weitem überstrahlte.

In Berlin endlich wurden italienische Opern erst unter Friedrich I. häufiger aufgeführt, so im Sommer 1700 ein großes, mit Balletten vermischtes Singspiel „La Festa del Hymeneo", und ein eigenes Opernhaus — eigentlich ein Redoutensaal — wurde gar erst unter Friedrich dem Großen im Jahre 1742 eröffnet. Als Komponist für dieses wirkte ganz in italienischem Sinne Karl Heinrich Graun, der Verfasser des süßlichen, noch heute gelegentlich aufgeführten Oratoriums „Der Tod Jesu" vom Jahre 1760.

Allein neben diese fürstlichen Bestrebungen, die für die deutsche Kunst fast gänzlich erfolglos geblieben sind, traten bald bürgerliche; und hier kam es zu Entwicklungen, die nicht bloß einer italienischen Kunstgeschichte in partibus infidelium, sondern vielmehr der Entwicklungsgeschichte der deutschen Kultur und Kunst selbst angehören. Für sie aber wurde neben der italienischen auch die französische Musik von Bedeutung — weit mehr, als sie das für die höfische Musik gewesen ist. Und dabei handelte es sich nicht bloß um Einflüsse auf dem spezifischen Gebiete der Oper, sondern fast noch mehr auf dem der Instrumentalmusik überhaupt.

In Frankreich hatte Jean Baptiste Lully seit den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts die französische Nationaloper zu entwickeln begonnen, indem er in Verbindung mit dem Dichter Quinault, zugleich angeregt durch Zurückgehen auf angeblich altgriechische Formen, die italienische Oper durch Beschneidung der groß angebauten Tonformen, namentlich der Arie, in ein einfacheres Musikdrama zurückformte und damit zugleich Raum schuf für die Entwicklung der echt französischen Eigenschaften der Deklamation und Rhetorik, sowie für die stärkere Aufnahme des für französische Augen unentbehrlichen Balletts wie überhaupt eines raffinierten Dekorationswesens.

Diese Oper wurde nun zwar nicht unmittelbar nach Deutschland verpflanzt, wohl aber wurde ihr Wesen und ihre Instrumentation deutschen Musikern bekannt; und so hat sie, neben der italienischen Oper, nicht ganz unwesentlich auf den ersten Versuch eingewirkt, auf deutschem Boden eine wirklich deutsche

Oper zu begründen. Dieser Versuch aber wurde bezeichnenderweise von keinem Fürstenhofe unternommen, und auch nicht von den Bevölkerungen der größeren Binnenstädte, die sich vorübergehender Opernaufführungen rühmen konnten, sondern von Hamburg.

Neben Hamburg wäre nach dem Dreißigjährigen Kriege aus dem Grunde, daß sie von Kriegsnöten verschont geblieben war, wie nach Reichtum und Ansehen des Adels und des in ihr residierenden Hofes in Binnendeutschland an erster Stelle wohl nur noch eine Stadt in Betracht gekommen: Wien. Allein in Wien stand der Hof unter spanischem Zeremoniell und italienischem Geschmack, war der Adel zum großen Teile fremdländisch und huldigte das Bürgertum, von den entscheidenden Vorgängen innerhalb der Stadtmauern ferngehalten, einer tödlichen Vorliebe für das Niedrig-Lustige und Rohe: Hahnenkämpfe und Hanswurstiaden erschöpften sein Interesse; um 1710 stand noch die Hanswursthütte auf dem Neuen Markt; noch in den Anfängen des Karlstheaters (an der Praterstraße) trat der Hanswurst auf; und 1755 wurde ein Tierhatzzirkus erbaut, der bis 1792, wo er abbrannte, in Gebrauch stand.

In den Niederlanden aber ist allerdings schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und damit noch vor dem Hamburger Versuche zu Amsterdam eine Oper erstanden. Hier begründete Jan Hermansz Krul (geboren 1602) die „Amsterdamsche Musijck-Kamer“ und verfaßte 1634 für sie das Pastoralmusikspiel „Juliana en Claudiaen“ teils in Alexandrinern, teils in sangbaren Strophen. Doch der Erfolg war gering; sehr bald kehrte sich reformierter Zelotismus wie gegen das Theater überhaupt, so gegen die Oper; und der Ruhm, die erste deutsche Oper von Dauer begründet zu haben, fiel schließlich dennoch Hamburg zu.

In Hamburg herrschte schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein reges musikalisches Leben; bedeutende Organisten spielten in den Kirchen; ein Collegium musicum sorgte für Aufführungen im Reventer des Domes; das Patriziat achtete und förderte Musik und Musiker. So begreift sich der

mit deutlichem Hinweis auf Hamburg geäußerte Wunsch des alternden Schütz, statt Dresdens, wo er gewirkt hatte, „eine fürnehme Reichs- und Hansastadt zur letzten Herberge auf dieser Welt auswählen zu dürfen". Und auch die Dichtkunst blühte um diese Zeit schon, eine künftige Gehilfin der Oper.

Unter diesen Umständen konnte der Jurist und nachmalige Ratsherr Schott es wagen, am 2. Januar 1678 eine ständige Bühne mit einer ersten deutschen Nationaloper zu eröffnen. Und bis zum Jahre 1738 hat darauf die Hamburger deutsche Oper bestanden. Aber freilich war es schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entschieden, daß der Versuch schließlich doch mißglücken werde. Und er mußte mißglücken, weil er am Ende doch allzusehr auf eine unreife und rohe Applikation der fremden Oper namentlich italienischen Stils auf deutsch-bürgerliche Verhältnisse hinauslief. Denn was bedeuteten schließlich der Masse der Bürger die Helden und Heldinnen des Olympos? Man zog sie ins Lächerliche. Nun wurden zwar dem übernommenen Stoffe deutsche Elemente eingefügt und aufgepfropft, das Possenhafte des alten Fastnachtsspiels und das Ernste des noch nicht völlig abgestorbenen mittelalterlichen Mysteriums. Aber es war klar, daß aus diesen Inhalten niemals ein neues Ganze entstehen konnte. Die einzige sichere Folge war zunehmende Roheit, Begünstigung des unfeinen Masseninstinkts für äußerliche Wirkungen, Betonung des Sinnlichen sogar der geschlechtlichen Sphäre.

So glitt man denn von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einem immer weniger vermeidlichen Abgrunde zu, zumal sich keine Librettisten höheren Stiles einfanden und die für die Oper beschäftigten Komponisten, ein Kusser, Keiser, Matheson, Telemann, zwar vielfach geschickte Musiker, doch teilweis sittlich und gesellschaftlich minder hochstehende Persönlichkeiten waren. Unter diesen Umständen nützte auch die Anwesenheit Händels, der 1703 in Hamburg erschien und 1705 seine „Almira", bald darauf seinen „Nero" zur Aufführung brachte, der Bühne nichts; elend ging sie zugrunde. Und lange hat es seitdem gedauert, ehe sich die Oper wieder anerkanntes künstlerisches

Heimatsrecht auf deutschem Boden erwarb. Hatte schon der neue französische Geschmack im Stile Boileaus die Oper verworfen wegen ihrer Unfähigkeit, „das Herze zu bewegen und die Begierden zu besänftigen", so war sie Gottsched gar „das ungereimteste Werk, das der menschliche Verstand je erfunden", eine Beförderin der Wollust zudem und Verderberin guter Sitten.

Und in der Tat: mußte sie nicht, ein unzweifelhaftes Kind stark entfalteter Phantasiekunst, einem Zeitalter zunehmender Verstandeskultur verhaßt sein?

Darum zog sich die weitere musikalische Entwicklung, soweit sie auf große repräsentative Formen ging, aus der weltlichen Musik zurück, um, ebenfalls zunächst auf Hamburger Boden, einen günstigeren Nährboden in der Kirche zu finden.

Ähnlich wie in Italien Carissimi (blühte etwa 1635 bis 1680), angelehnt an die musikalischen Effekte der Oper, die Kammerkantate vielfach religiösen Charakters im Sinne einer dramatisch-musikalischen Szene mit Rezitativen, Arien und Ensemblesätzen ohne äußerlichen Bühnenapparat ausgebildet hatte, so schufen jetzt Hamburger Musiker aus verwandten Voraussetzungen heraus eine große Kirchenkantate. Anfangs nur an den theatralischen Stil angelehnt, behandelte sie irgend einen Spruch der evangelischen Perikopen; in Arien, Duetten, Rezitativen wurde er, durch Stimmen gleichsam einer idealen Gemeinde, ausgelegt, während sich die reale Gemeinde mit dem alten Choral dazwischenschob. Es war eine Musikform, die sehr leicht ins völlig Theatralische verfallen konnte, der es aber auch möglich war, den kommenden, religiös wieder erregteren Zeiten des Pietismus als eine der wertvollsten Grundlagen für die Entfaltung eines großen protestantischen Oratoriums zu dienen; schon eine Passionsdichtung des Hamburgers Heinrich Brockes vom Jahr 1712 ist in dieser Richtung mehrfach, unter anderem durch Händel, zur Komposition gelangt; und Bach hat ihr später für seine Johannespassion mehrere Strophen entnommen.

Nachdem aber diese neue Tonform gefunden war, diente sie alsbald, unter dem belebenden Einflusse neuer protestantischer

Frömmigkeitsströmungen, dem Versuche immer innigere Empfindungen des menschlichen Innenlebens wiederzugeben, und trug so nicht bloß zur Vervollkommnung der musikalischen Ausdrucksmittel bei, sondern erhöhte zugleich die deistisch-religiöse Stimmung, als deren Vertreter wir bald dem Dichter Brockes begegnen werden.

3. Die Entwicklung der Oper, die in vielem noch immer dem barocken italienischen Geiste folgte, hatte es zunächst mit sich gebracht, daß die Bestrebungen in Hamburg auf literarischem Gebiete während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus ein besonders buntes, aus Elementen des Barocks und des Rokokos gemischtes Bild zeigten. Da gab es neben alten Anhängern Rists und der Pegnitzschäfer auch direkte Nachahmer des italienischen Marinoschwulstes; und vor allem dauerte der Einfluß Lohensteins länger fort. Im ganzen darf man vielleicht sagen, daß sich eine ganze Generation hamburgischer Dichter in dem Kurse bewegte, der durch die genannten Richtungen angezeigt war: so Postel (1658—1705) „aller niedersächsischen Poeten Großvater", die beiden von Bostel, Prätorius und Hunold. Später wurde dann die Einheit eines wesentlich barocken Geschmackes durch Wernicke gestört, der französelte und in scharfen Epigrammen gegen die alte Schule vorging; doch trat auch jetzt der französische Geschmack nur neben die älteren Richtungen, ohne sie gänzlich auf- und abzulösen.

In diese Lage wurde nun der spätere Hamburger Ratsherr Heinrich Brockes (1680—1747), der erste allgemein wichtige Hamburger Dichter, hineingeboren; und er baute sie für sich dahin aus, daß er sich, von den italienischen Manieristen ausgehend, seit dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts immer mehr den Franzosen näherte, um schließlich im höheren Alter auch den Engländern Einfluß zu gestatten.

Was aber die Hauptsache war: bei Brockes verband sich mit einer in seiner Blütezeit wesentlich französischen Formgebung ein breites Wurzeln in den verständig-bürgerlichen Voraus-

setzungen des deutschen Lebens und eine wahrhaft poetische Ader. Das ist es, was ihn, bei aller Tonfärbung schon ins Rokoko, den Niederländern der guten Renaissancezeit, einem Cats und verwandten Dichtern annähert: der Sinn für das Kleine und Konkrete in der Natur, die Freude am Garten und an seinen Blumen, an der Wiese mit ihrem betauten Gras, an Feld und Wald der nächsten Nachbarschaft. Was er um sich und sein Heim, das ihm über alles geht, erblickt, das unterwirft er seiner bürgerlich-frommen Betrachtung, — und daraus ergibt sich ihm, was er als den Inhalt seiner Dichtung ansieht: die poetische Bestätigung der Leibnizschen Theodicee, das „irdische Vergnügen in Gott“:

Glänzt Sonne, Feld und Flut in solchem Schmuck und Schein,
Wie herrlich muß ihr Quell, wie schön der Schöpfer sein!

In neuen starken Bänden, die von 1721 bis 1748 erschienen, breitet Brockes die poetischen Akten dieses Vergnügens in Gott vor uns aus, anfangs kühn und nicht selten sogar groß zufassend, so wenn er Gottes Dasein im Gewitter malt, später nachlassend und lehrsam-pedantisch. Es ist keine große, wohl aber eine charakteristische Poesie, die wir ihm auf diese Weise verdanken.

Liegt bei Brockes das Verständige noch mehr in der Tendenz seiner Poesie, wie denn durch sie unter den deutschen Dichtern ein förmlicher Hang, den physikoteleologischen Beweis vom Dasein Gottes poetisch zu führen, emporkam, so bedeutet es den Fortschritt der eingeschlagenen Richtung, wenn das Nationale immer mehr in den poetischen Gehalt selbst übertragen wurde. Es geschah, indem man das Pathetische in das Graziöse, das Schwere in das Muntere, das Kühne in das Kecke, das Obzöne in das Lüsterne, das Sinnlich-Rohe in das Frivole verwandelte und dem entsprechend die schwülstige Form der zierlichen weichen hieß. Auf Hamburger Boden war es Hagedorn, ein Hamburger Kind (1708—1754), das diesen Weg aus dem Barock zum vollendeten Rokoko einschlug.

Hagedorn wuchs unmittelbar aus der älteren Hamburger Poetengeneration heraus; eine Gedichtsammlung, die von ihm im Jahre 1729 erschien, verrät noch ganz deren eklektisches Schwanken. Aber Erfahrungen eines längeren englischen Aufent-

haltes, die ihn namentlich der Glätte Popes nahebrachten, und seine steigende Kenntnis der französischen Literatur, wo Boileau und Lafontaine ihn besonders fesselten, brachten ihn der romanisch-englischen Durchbildung der literarischen Renaissance ins Rokoko näher und führte ihn zugleich auf die dieser Richtung kongenialsten Alten: Anakreon vor allem und Horaz. Und er baute unter deren Schutze um so lieber Hütten, als ein deutsches Volkslied, an das er seiner ganzen Art nach vielleicht veredelnd und hebend hätte anknüpfen können, nicht mehr vorhanden war. Denn die Volkspoesie war seit Ausgang des 16. Jahrhunderts völlig verkümmert; die Gebildeten hatten sich seit dem Dreißigjährigen Kriege etwa dem neuen studentischen und soldatischen Gesellschaftsliede zugewendet; und fast nur in kriegerischen Berichten von meist sehr untergeordnetem dichterischem Werte trieb die alte Wurzel noch Schosse. Aber auch das ältere Gesellschaftslied des 16. wie das neuere des 17. Jahrhunderts waren verderblichem Einflusse unterworfen, indem der Geist der Renaissancepoesie immer mehr in ihre Form, das Gelehrtentum immer mehr in ihre Stoffe eingedrungen waren. An Stelle der alten, frischen und charakterisierenden Originalität waren damit steife Alamodegedanken oder richtiger Alamodephrasen getreten: das kernhaft Nationale war dahin. War das ein Zustand, der einen Dichter von der Bedeutung Hagedorns hätte zu Anknüpfungen veranlassen können?

Hagedorn ging viel lieber von den Alten aus. Oder noch mehr vielleicht von Franzosen und Engländern? In England hatte schon die Lyrik Matthew Priors (1664—1721) anakreontischen Geist geatmet; in Frankreich waren der Abbé de Chaulieu und eine ganze Dichtergruppe auf der gleichen Spur: eine Dichtung von geringem poetischem Gehalte, aber von graziöser Metrik und glatter und melodiöser Sprache war im Entstehen, ein Gegenstück zu den Gemälden eines Adriaen van der Werff oder noch besser eines Watteau und Boucher.

Hagedorn führt in der Vorrede zu seinen lyrischen Gedichten aus, daß Sappho, Anakreon und Horaz ihm Muster für kleine Oden und Liederchen gewesen seien. „Sie werden finden, daß

diese Alten in ihren Liedern gemeiniglich nur einen Gedanken ausführen und solchen bis zu einem gewissen Ziele treiben, ohne, wie es den neueren Dichtern von diesem Orden so gewöhnlich ist, durch Nebendinge aufgehalten oder unterbrochen zu werden und auf Abwege zu geraten." Es sind Worte, mit denen der Dichter seine eigene Technik richtig schildert. Freund heiteren Lebensgenusses bis in sein höchstes Alter, typischer Repräsentant jenes ästhetischen Epikureismus, der das Zeitalter des Rokokos kennzeichnet, hat er in heiterer Urbanität, voll sokratischer Weisheit, wie diese von den Zeitgenossen begriffen ward, den Freuden höherer Geselligkeit, der Liebe, dem Wein gehuldigt und selbst, wo er gefühlvoll wurde, aller Sentimentalität fern in den Becher der Wehmut die Perle eines artigen Scherzes geworfen. Und in dieser Haltung war er von einfachster und durchsichtigster Formgebung und bewegte sich in ihr als dem eigentlichen Elemente seines dichterischen Daseins.

Seine Gedichte sind daher durchweg kleine Kunstwerke von feinem Guß, ein wenig geschwätzig, aber dennoch rasch dahineilend wie vorwärtstreibende Bachwellen: nie war bisher die deutsche Sprache gleich geläufig, gleich reizvoll behandelt worden. Und in dieser Richtung blieb sich der Dichter gleich, mochte er sich, Lafontaine folgend und ihn nicht selten übersetzend, in Fabeln und Erzählungen ergehen oder horazisch und anakreontisch Empfindungen eines gemütvollen Humors oder eines gesellschaftlichen Behagens weisheitsvoll in Epigramme und Lieder, in Satiren und lehrsame Gedichte fassen.

Ihr Dichter voller Jugend,
Wollt ihr bei froher Muße
Anakreontisch singen,
So singt von milden Reben,
Von rosenreichen Hecken,
Von Frühling und von Tänzen,
Von Freundschaft und von Liebe;
Doch höhnet nicht die Gottheit,
Auch nicht der Gottheit Tempel.
Verdienet, selbst in Scherzen,
Den Namen echter Weisen!

Dabei stand Hagedorn eine zarte Melancholie der Vorstellungsbilder zur Verfügung, sowie ein rasches Dahingleiten der Sprache über einschmeichelnde Metren, gleich dem matten Erglänzen gebrochener Farben der Atlasstoffe zur Rokokozeit:

Wie säuselten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh'
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu!
Mich störte nicht der Ehrfurcht reger Kummer,
Der vielen droht;
Ich war, vertieft in angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Phyllis tot.

Und alles, was der Dichter der deutschen Welt auf diese Weise schenkte, jene „Kleinigkeiten, die nicht unsterblich sein wollten", sie entzückten das Publikum, vor allem das feine Bürgertum der größeren Städte: verwirklicht erschien hier, was Opitz erstrebt hatte, und der Optimismus einer Anakreontik war geschaffen, aus dem ernstere Stimmungen schließlich, Zug um Zug, bis zu dem Jauchzen der Schillerschen Apostrophe an die Freude und Beethovens Schluß der Neunten Symphonie geführt haben. Und war nicht Hagedorn, wenn auch nach Goethe ein „lebensgewandter Edelmann" und sicherlich in gewissem Sinne ein Renaissancedichter, gleichwohl auch bürgerlich und national? Voll verkörperte sich in seinen Gedichten die mögliche Lyrik des städtischen Patriziates der Rokokozeit; und kaum übertroffen und nur ergänzt werden konnte diese dadurch, daß auch noch die Dramatik und Epik, überhaupt die volle Dichtung dieses Standes irgendwo entwickelt ward.

Das geschah aber nicht mehr in Hamburg, sondern an einem andern Orte, in Leipzig.

## II.

1. Leipzig gehört zu den verhältnismäßig jungen Städten Deutschlands; erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hören wir von einem Leipziger Rat, und erst der Schluß des Mittelalters bringt der Stadt siegreiche und entscheidende

Handelskämpfe gegen benachbarte Nebenbuhler, namentlich Halle, und das Emporblühen der Messen mit den guten kaiserlichen Privilegien der Jahre 1497 und 1507. Und gleichzeitig mindestens stellt sich eine ungewöhnliche Weite bürgerlichen Blickes ein. Kein besseres Zeichen hierfür, als daß der Rat keine geschlossene Körperschaft bildete; frisches Blut wollte man in ihm haben, vor allem aufstrebende Kaufleute: „dan die sint weit gewandert und wissen, wadurch ander stette in handeln und inkumen gedeien, und trachten sulch gedei und zunehmen hie auch aufzurichten", wie es ein Ratsbeschluß von 1513 ausspricht. Aber neben den Kaufleuten waren auch die Gelehrten, namentlich die Juristen, früh im Rate vertreten; neben dem bürgerlichen Elemente machte sich ein anderes bemerklich, das der Universität; und sehr bald und auf lange sind beide dadurch verschmolzen worden, daß die Lehrer der Universität vielfach aus den Kreisen der führenden Bürgerfamilien hervorgingen.

Gleichwohl kam es in der Stadt vor der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht eigentlich zu einem höheren geistigen Leben. Man ging in wirtschaftlichen und kommunalen Sorgen auf, und nach Tagen des Aufschwunges erlebte man auch auf diesem Gebiete während des Dreißigjährigen Krieges und noch darüber hinaus schwere Zeiten: die Stadt geriet — noch sieht man nicht recht, auf welche Art — in schwere Schulden; schließlich wurde sie sogar von der kurfürstlichen Regierung — denn Leipzig war und blieb sächsische Landstadt — unter Sequester gestellt. Es ist die Periode, in der zugleich allein ernstliche, aber vergebliche Bestrebungen der Gemeinde hervortreten, Anteil an der Regierung und Verwaltung der Stadt zu erlangen.

Und auch nach Überwindung dieser kritischen Zeit, seit spätestens dem letzten Viertel etwa des 17. Jahrhunderts, ist Leipzig nicht eigentlich eine literarische Stadt und eine Stadt öffentlichen Kunstlebens geworden. Wie eifrig hatten sich doch die großen deutschen Gemeinden des Mittelalters im Luxus prunkender Bauten ergangen! Und wie blieb nicht bloß in den demokratischen, nein, auch in den rein patrizisch verwalteten alten Reichsstädten, in Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Köln, Lübeck

diese Baulust selbst noch über das Mittelalter hinaus lebendig! Nichts von alledem in Leipzig. Das alte Rathaus Lotters aus dem 16. Jahrhundert ist der einzige wirklich monumentale Bau der Stadt aus weiter zurückliegenden Zeiten; im übrigen weist die Leipziger Vergangenheit fast nur Nutzbauten auf; und beinah ausschließlich einzelne Bürger sind es gewesen, denen man die herrlichen Häuser — man darf sie wohl Wohnpaläste nennen — des 17. und besonders des 18. Jahrhunderts zu danken hat.

Auch das literarische Leben, das sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einstellte, wurde nicht eigentlich von der Stadt gepflegt. Und auch nicht von der Universität. Der Nährboden, dem es entsproß, war vielmehr der eigenartigste von der Welt, der der Messe.

Mindestens schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts läßt sich beobachten, wie der Leipziger Rat eigentlich in der Handelspolitik der Messen aufgeht; er kann dem tiefer Blickenden wie eine große Aktiengesellschaft erscheinen, deren Teilhaber die Leipziger Handelsgeschlechter sind, zur Abhaltung von Messen eben an diesem, als Stadt nur nebenher in Betracht kommenden Orte. Um die Messe dreht sich im Grunde alles, Polizei und Verwaltung, Entwicklung und Regelung der städtischen Industrie und der Industrie des Kurlandes, insbesondere auch der erzgebirgischen Teile.

Und wie blühte nun diese Messe empor! In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat sie ihre verhältnismäßig höchste Bedeutung erreicht, und eine Egerer Denkschrift aus der Mitte dieses Jahrhunderts konnte ausführen: Leipzig sei jetzt so hoch „im commercio gestiegen, daß es ihm keine Stadt im Reiche, alleine Hamburg, welches Leipzig weit übertrifft, ausgenommen, kann gleichtun; Nürnberg, Frankfurt, Augsburg, Magdeburg und andere empfinden es und seufzen."

Mit der Messe aber verband sich ein merkwürdiges nicht eigentlich kommerzielles Treiben. Wie alle Messen alten und großen Stiles war sie nicht bloß Kaufs- und Verkaufs-, sondern vor allem auch Schaumesse. Und was war da nicht alles zu sehen: rare und kuriose Tiere, indianische Raben,

Papageien, Kakadus und Meerkatzen; Kamele, Strauße, Walrosse und Stachelschweine, 1747 gar ein Rhinozeros; ferner künstliche, d. h. abgerichtete Tiere vom tanzenden Bär bis zum Affen, der sich auf der Leine „künstlich schwenkt", wenn auch noch kein völliger Zirkus; dann Mißgeburten, Zwerge, Riesen und Wilde; des weiteren Luftspringer, Gaukler, Taschenspieler, Wurzelmänner und Wunderdoktoren, aber auch Wachsfigurenkabinette, magische Laternen mit Schattenspiel, Guck- und Raritätenkasten, Marionettentheater und anderes Schauspiel! Und wie wurde die Gelegenheit, all diese Wunderdinge ein paarmal im Jahre zu sehen, von nah und ferne ausgenutzt! Vor allem der sächsische Hof residierte zur Meßzeit gern in der Stadt; im Jahre 1699 ist er in Begleitung von 99 fürstlichen Personen, Grafen und Freiherren, 40 polnischen Magnaten und Herren, einer Leibgarde von 170 Janitscharen u. s. w. in Leipzig eingetroffen.

Dies bunte, breite Treiben, das mit seiner Vorbereitung und seinem Verlaufe einen guten Teil des Jahrs füllte, das „weltmännisch" machte und doch zugleich die Phantasie anregte, erzeugte nun zum besten Teile die eigentlichen Triebkräfte des Leipziger geistigen Aufschwungs.

Ja es hatte schon an sich ernste mittelbare und unmittelbare literarische und künstlerische Konsequenzen. Mit dem Aufschwunge der Messe ging die führende Stellung im Buchhandel von Frankfurt auf Leipzig über, wo schon Ende der siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts eine vornehmlich durch private Mittel reich dotierte Ratsbibliothek, die zugleich zu einem Museum wurde, entstanden war: energische Buchhändler wie Gleditsch und Fritsch pflegten den neuen Handelszweig; eine nicht allzustrenge Zensur belästigte namentlich die schöne Literatur weniger als die kaiserliche Bücherkommission zu Frankfurt, da sie von Universitätsprofessoren gehandhabt wurde; und die Universität nahm an Besuch zu, wie denn an ihr nicht wenige berühmte Lehrer, die Carpzovs z. B. und die Menkes, wirkten. Dazu kam eine allgemeine Hebung der Lebenshaltung unter dem Einflusse ständig neuer, das Auge schärfender und seinen Blick erweiternder Eindrücke. Nicht bloß daß die Ein-

wohnerzahl beträchtlich stieg — unter den Zuwandernden befanden sich seit etwa 1690 auch viele Hugenotten, die wirtschaftlich bald eine Rolle spielten —, auch die Stadtverwaltung schritt in der Bewältigung moderner Kulturaufgaben energisch und vielfach rascher als anderswo vorwärts. Man sorgte für Kanalisation des städtischen Areals und Entsumpfung der Umgebung; man pflanzte Bäume und legte Promenaden an; 1703 wurden öffentliche Sänften eingeführt; am Schlusse der Periode, seit den fünfziger und sechziger Jahren, begann die Umwandlung des Rosentals in einen öffentlichen Park. Man hatte schon das Bedürfnis von Adreßbüchern, deren erstes 1701 unter dem Titel „Das jetzt lebende Leipzig“ herauskam; und man hielt auf feinen Ton: den Studenten wurde das nächtliche Umherlaufen in Nachtmütze und Schlafrock, wurde Maske und ungewöhnlicher Aufzug bei Tage, wurde sogar das Rauchen im Theater verboten. Und aus diesen wohlbestellten Niederungen erhob sich die Blüte einer höheren geistigen Kultur. Der Patrizier hielt darauf, einen Garten reichgepflegten Rokokostils zu haben; in dem Plane von Leipzig, den der Homannsche Atlas von 1749 enthält, ist fast die ganze Stadt von weit ausgedehnten Gartenanlagen umgeben; das Adreßbuch von 1746 zählt 31 sehenswerte und dem Publikum zugängliche Gärten auf, darunter den berühmten Boseschen, in dem schon 1700 eine Aloe mit 5138 Blüten gezeigt und nebst ihrem Pfleger, dem Kunstgärtner Peine, durch eine Medaille verewigt worden war. Dazu kam die Entwicklung der prächtigen Privatarchitektur der inneren Stadt, von deren Bauten vielfach Stiche verbreitet wurden, und deren Größe und Prunk dem Frankfurter Patriziersohn Goethe ungeteilte Bewunderung entlockte.

Dem schönen Äußern entsprachen aber noch ernstere und innerlichere Bestrebungen. Gelehrte und schönwissenschaftliche Gesellschaften blühten empor, zahlreiche Mäcene begründeten Kunstsammlungen wie die Spenersche (Katalog 1693), die Wolffsche (1714), die Myliussche (1716), die gern gezeigt wurden; Künstler fanden sich ein, die wenigstens im Porträt-

stich und in der Wandmalerei reiche Beschäftigung fanden; vor allem aber kam es zur Pflege der Musik und der Dichtung.

Von ihnen war die Musik in Sachsen schon seit Luther, ja bereits früher eifrig betrieben worden; man kann sie einen integrierenden Bestandteil der obersächsischen Geselligkeit aller Jahrhunderte nennen. In unserem Zeitraume fand sie zunächst Pflege in einem besonderen Opernhause, das 1693 für die deutsche Oper erbaut worden war, während seit 1744 wenigstens in der Meßzeit auch italienische Oper gespielt wurde. Dazu kam vornehmlich für die weltliche Musik ein Stadtpfeiferkorps schon aus mittelalterlicher Zeit, das 1737 um einige Kunstgeiger vermehrt wurde; und von Johann Sebastian Bach wissen wir aus einer Eingabe an den Rat vom Jahre 1730, daß er für die Kirchenmusiken in St. Thomas der Regel nach auf 18 Musiker zu rechnen wünschte, nämlich vier für die erste und zweite Violine, vier für die erste und zweite Viola, zwei für Violoncello, einen für Violon, zwei für Hautbois, einen für Basson, drei für Trompeten und einen für Pauke. In gewissem Sinne aber noch wichtiger als die öffentliche war die private Pflege der Musik. Da bestanden vor allem, in Spuren schon im 17. Jahrhundert nachweisbar, die Collegia musica der Studenten, anfangs reine Hauskonzerte, dann bald Veranstaltungen gegen Eintrittsgeld. Das erste bedeutendere dieser Collegia musica war das des Studenten der Rechte Telemann, des späteren Komponisten, vom Jahre 1702. Es trat in engere Beziehungen zur Neukirche. Daneben bildete sich dann ein ständiges zweites Kollegium, das in der Paulinerkirche musizierte; und beide blühten vornehmlich in den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts. 1746 aber wurden sie überholt durch ein drittes Kollegium „unter der Direktion der Herren Kaufleute“; es bestand aus 16 Musikanten und erhielt bald den Namen des Großen Konzerts. Mit ihm übernahmen die Bürger selbständig die edelste Art der Musikpflege, und aus ihm ist das Leipziger Gewandhaus hervorgegangen, dessen erster Musiksaal von 1780 auf 1781 erbaut wurde.

Neben der Musik und damit auch den wichtigsten dichterischen

Formen dieser, dem Lied und der Oper, wurde in Leipzig namentlich das Schauspiel von Bedeutung. Und dies im unmittelbarsten Anschlusse an die Messe. Schon in den sechziger und siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts tauchen zu den Meßzeiten neben andern Schauspieltruppen zwei ständig wiederkehrende auf: die Paulische und die Kuhlmannsche. Darauf erscheint in gleichem Sinne eine erste wirklich bedeutende Gesellschaft, die Veltensche; sie hat von 1679 bis 1708 auf 34 Messen gespielt. Der künstlerische Erbe Veltens war Hake, der Hakes Johann Neuber. Die Neuberische Truppe spielte von 1727 bis 1749, anfangs ohne jede Konkurrenz, auf 33 Messen. Und dieser Truppe der berühmten Neuberin, die übrigens schließlich völlig verarmte, folgten dann weitere Gesellschaften, die immer regelmäßiger auch über die Meßzeiten hinaus tätig waren, bis sie 1777 bis 1800 von den kurfürstlich sächsischen Hofkomödianten in einem fast unterbrechungslosen Auftreten abgelöst wurden. Man sieht, welch organische, in sich zusammenhängende Entwicklung. Und schon führte sie im Jahre 1766 zum Baue eines neuen Komödienhauses, des jetzt noch stehenden Alten Theaters. Ein wirklich ständiges Theater aber hat Leipzig erst im 19. Jahrhundert erhalten, mit dem Baue des Neuen Schauspielhauses vom Jahre 1817.

2. Aus dem bisher Erzählten erklärt es sich leicht, daß das verständige Leipzig, wo sich Kunstgenuß und Hauptbuchführung schließlich ausgezeichnet miteinander vertrugen, und wo die stetige Fluktuation von Meßeindrücken, die dem praktischen Leben angehörten, jede Übertriebenheit und Unnatur leicht erkennen ließ und verscheuchte, eine der ersten Städte auf deutschem Boden war, die sich vom Schwulste des Barocks abwandten. Und wie fein und zierlich hat ihn später ein Leipziger Sachse, Gellert, verspottet:

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu sein,
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein ...

Er klagt der Schönen seine Qual,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen
Und von der Hoffnung Nordlichtschein
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Und schon lange vor Gellert, bereits während des ersten Menschenalters in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als Hamburg durchaus noch in den Banden des Barocks und des Marinismus lag, bestand in Leipzig ein Dichterkreis, der den Sinn fürs Einfache, zugleich freilich oft noch Rohe zum Ausdruck brachte und eine erste, rein bodengewachsene und deutsche Reaktion gegen den Schwulst einleitete. Aus diesem Kreise ging als sein Hauptvertreter Christian Weise (1642—1708), der noch heute in der Erinnerung der sächsischen Gymnasiasten fortlebende Schulmonarch von Zittau, hervor.

Weise war als pädagogischer Schriftsteller und als Poet tätig. Nach beiden Richtungen hin sind das Verstandesmäßige, Humorvoll-Kecke und gelegentlich auch noch recht Derbe seine hervorragendsten Eigenschaften. Konnte es ihm bei dieser echt mitteldeutschen und speziell wieder sächsischen Beanlagung trotz aller Lebendigkeit schwer werden, in der Poesie nichts als eine „vernünftige" Tätigkeit zu sehen? Seine im Jahre 1691 erschienene Poetik trägt einen Titel, der sein ganzes Programm enthält: „Christian Weisens Curiöse Gedancken von deutschen Versen, welcher Gestalt ein Studirender in dem galantesten Theile der Beredsamkeit was anständiges und practicables finden soll, damit er Gute Verse vor sich erkennen, selbige leicht und geschickt nachmachen, endlich eine kluge Maße darinn halten kan; wie bißhero die vornehmsten Leute gethan haben, welche von der klugen Welt nicht als Poeten, sondern als polite Redner sind aestimirt worden." In der Tat: eine Dichtung als „Dienerin der Beredsamkeit", sehr nützlich zum Vergnügen, nützlich auch, um bittre Wahrheiten „leichter eingehen zu lassen", das war das Ziel, dem Weise und ihm folgend tausend deutsche Schulmeisterpoeten nachstrebten.

Aber dies Ziel fand Weise nicht durch Opitz erreicht oder überhaupt nach den Vorschriften Opitzens zu erreichen. Wo seien denn die deutschen Vergilii und Horatii? Da hätten die Franzosen andere Erfolge aufzuweisen! Und so kehrt sich unser Sachse leise den Franzosen zu, wenigstens für die lyrische Gattung. Daß er aber deren Lehren schon ganz aufgenommen habe, läßt sich nicht behaupten. Schon die Tatsache, daß er im Drama mit den Pegnitzschäfern und Lohenstein gegen die Franzosen ging, widerspricht dem. Gewiß versuchte er sich im Schäferspiele und war auch wohl bestrebt, namentlich in späterer Zeit, einige der neuen Vorschriften der französischen Dramaturgie zu halten. Aber eigentlich zu Hause fühlte er sich doch nur im Fastnachtsspiel und in etwas, das man insofern Volksschauspiel nennen könnte, als es dem schlechten Geschmacke des Publikums der Zeit volle Zugeständnisse machte. Und zwar in ganz naiver lehrhafter Bewußtheit. „Die Leute sehen gern Comödien, die fein lang sind; überdieß wird bei der heutigen Welt nichts mehr aestimiret als wo vielfältige Aufzüge und Veränderungen mit unterlaufen.“ Da haben wir's! „Nette Tänze“ und „Pallete“ will das Publikum und darum auch Weise haben, und zwar mindestens „zwischen denen Actibus oder nach Vollendung der Comoedie“.

Da begreift sich's, daß Weise auch dem Schlüpfrigen und mindestens dem Verliebten nicht so ganz abgeneigt war, wie seine „Ueberflüssigen Gedanken der grünenden Jugend“ (1668) beweisen, wenn er auch seine Exzesse in dieser Richtung als Schulmeisterpedant hintennach allegorice zu erklären suchte und 1675 „Der Grünenden Jugend Notwendige Gedanken, denen Ueberflüssigen Gedanken entgegengesetzt“, herausgab. So zeigen sich denn schon bei ihm neben starken Roheiten die Anfänge jener Mischung des Verständigen und zugleich leise Frivolen, die später, freilich in außerordentlich verdünnter und verfeinerter Wirkung, wie in Hamburg bei Hagedorn so in Leipzig bei Gellert, ja in der Dichtung der beiden damaligen Großstädte Deutschlands überhaupt hervortritt.

Übersieht man aber Weises Wirksamkeit im ganzen, so wird man sie immerhin als vorwärts deutend einschätzen müssen: er zuerst hat, weit mehr als die Hofpoeten und Canitz, den Weg zum Verständig-Graziösen des Rokokos eingeschlagen und sich damit den Franzosen genähert. Freilich, bei allem Anklang, den seine Dichtungen fanden, doch noch nicht ohne Widerspruch. Noch währten zu seiner Zeit wenigstens im protestantischen Deutschland niederländische Einwirkungen fort, und in Leipzig insbesondere hat der Historiker Johann Burkard Menke (als Dichter Philander von der Linde) noch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nach den Lehren Morhofs[1] gedichtet und in diesem Sinne 1722 eine „Deutschübende Gesellschaft" gestiftet.

Inzwischen war aber die Lehre der Franzosen erst recht entwickelt worden; und die Theorien Boileaus und seiner Nachfolger wurden auch in Deutschland bekannter.

Die französische Bewegung auf diesem Gebiete kann mit jener deutschen späterer Zeit verglichen werden, die von Lessing ausging. In beiden Fällen ertönte der Ruf nach Vervollständigung und damit in gewissem Sinne der Ruf: Los von der Antike, insofern diese in einer früheren Renaissance verwirklicht schien. Aber in Frankreich wurde dieser Ruf viel kräftiger und darum auch folgenreicher ausgestoßen. Da wollte man nichts mehr wissen von der Überschwenglichkeit des Barocks und von dem Enthusiasmus der humanistischen Renaissance, den Zeiten üblen Geschmackes, die man merkwürdigerweise als Periode des art gothique charakterisierte. Vielmehr suchte man, dem Triumphzuge des Intellektualismus folgend, eine neue Renaissance, die selbst über den Alten stehen sollte, eine Renaissance der bloßen Vernunft, des bon goût, der bienséance, der temperierten Affekte. Und auf dem Wege zu ihr nahm man wohl den Rat der Alten zu Hilfe, freilich nicht des pathetischen Plato und des pedantischen Aristoteles, wohl aber Horazens, allenfalls auch des Euripides. So ergab sich

[1] S. oben S. 258.

etwas, das schließlich dem Rokokostil der bildenden Künste entsprach und mit diesem auf psychologisch gleichem Nährboden gewachsen war.

Wo blieb da das Groteske, Sprudelnde, Burleske, Phantasiereiche, Überschwengliche und Schlingelhafte der Sprache eines Rabelais? Seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts wurde es nicht minder abgestreift wie der Schwulst des Marinismus. Und Mode wurde die Sprache des homme du monde mit ihrem bon sens und ihrem juste milieu; in der Dichtung traten die Muses sages et retenues auf, und unter der Herrschaft einer Poetik im Sinne der raison incarnée ward alles Regel und alles Bedeutung. Im Drama wurde die vernünftige Einheit der Zeit und des Ortes durchgebildet und die philiströs-verständige Auffassung der mittleren Charaktereigenschaften der Helden; die Rücksicht auf die Etikette der Vornehmen zog ein — étudiez la cour hieß es zuerst, und dann erst connoissez la ville — und nach ihr und dem Prinzipe der bienséance wurden die Wahrscheinlichkeiten geregelt. So ergab sich denn ein durchaus verständig-korrektes Drama, und die Schaubühne wurde zu einer Schule, où la vertu n'était pas moins bien enseignée que dans les écoles des philosophes. Und die Lyrik? Wie hätte sie neben einem Theater, in dem das antike Fatum durch die galante Leidenschaft ersetzt ward, etwas anders sein können als der Ausdruck von passions fertiles en tendres sentiments, von Rokokoleidenschaftchen mit kleinen, pikanten Motivchen und Konflikten? Was ihr vornehmlich gelang, war der galant-lüsterne Briefwechsel berühmter Liebespaare, der sogenannte Heldenbrief, das Epigramm, in dem die Vernunft breit zu Worte kam, und das Lied, insofern es tändelte oder zur virtuosen Arie oder Kantate erweitert ward.

Diese französische Poesie nun, ein Salonlebewesen, das früh Frische und Farbe verlor und schließlich an gemachter Einfachheit, kahler Nüchternheit und Vornehmheit in Gänsefüßchen, kurz bleichsuchtshalber zugrunde gegangen ist, hat in Deutschland erst eine zweite Generation von Leipziger Dichtern

begeistert; es war zu der Zeit, da Leipzig Klein-Paris wurde. Führend aber in dieser Generation war in gewissem Sinne Gottsched.

Gottsched, im Jahre 1700 zu Judithenkirchen in Preußen geboren, war als Königsberger Student ein Schüler des Professors der Poesie Pietsch gewesen, der dem Kreise der Hofpoeten in der Art der Besser und König angehört hatte; es wurde dann in Leipzig durch Menke eifrig gefördert und schwang sich bald zum Leiter von dessen „Deutschübender Gesellschaft“ empor: nach ihrer Reorganisation im Jahre 1727 hat er sie als „Deutsche Gesellschaft“ zu einer Art poetischer Akademie und dichterischen Tribunales für Deutschland machen wollen. So verknüpfte er in seiner Person die lokalen und personalen Traditionen der Reaktion gegen den Schwulst: Morhofsche Theorien und Hofpoesie, Leipziger Dichterüberlieferungen und Folgen der Wirksamkeit Weises, dessen Roheiten er übrigens verwarf, trafen in ihm zusammen.

Gottsched war der vollkommene Vertreter der französischen Poetik der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in Deutschland, insbesondere soweit diese Poetik auf die Ars poetica des kaiserlich römischen Hofpoeten Horatius zurückging. Legte man die Dichtkunst Horazens im französisch-rationalistischen Sinne der Zeit aus, so erhielt man die Gottschedsche Poetik. Danach boten eine gesunde Vernunft und eine gute Einsicht in philosophische Wissenschaften den sicheren Grund dar zur wahren Poesie. Für die formelle Ausführung aber bedurfte es nur noch der nötigen Belehrung über die Handwerksgriffe der Behandlung der Sprache, des Reims und der Rhythmik: und der perfekte Dichter war fertig.

Es waren Lehren, die in der Luft lagen; es war auch für Deutschland der Abschluß der individualistischen Dichtkunst. Hatte Opitz noch keineswegs den nackten Satz aufgestellt, Posie sei lehrbar; hatte er vielmehr am Schlusse seiner „Poeterei“ noch ausdrücklich gesagt, nur Naturbegabung mache den Dichter:

Est deus in nobis, agitante calescimus illo,

so besaß Gottsched alle Eigenschaften, der konsequenteste und in

seiner Art tüchtigste Vertreter der Theorie von der vornehmlichen Lehrbarkeit der Poesie auf Grund französischen Rezeptes zu werden. Von unermüdlicher Arbeitskraft, dichterischer Beanlagung bar, dafür von hervorragender formaler Klarheit, ein Prosaiker durch und durch, aber ebendarum geschäftskundig und geistesermüdender Agitation fähig, hat er versucht, die deutsche Dichtung zu kommandieren und ihr die Regeln seiner Dicht- und Redekunst aufzudrängen. Und das geschah nicht bloß in theoretischen Schriften, nein, auch in der Praxis, selbst derjenigen eigener poetischer Betätigung.

Es zeugt dabei für den literargeschichtlichen wie den praktischen Scharfblick Gottscheds, wenn er die notwendige Umformung der deutschen Poesie vor allem an der entwicklungsgeschichtlich wichtigsten Gattung, am Drama, und zwar vornehmlich nicht durch eigene dramatische Schöpfungen, sondern zunächst durch Verbesserungen der Bühnenkunst in Verbindung mit der Aufführung französischer Stücke versuchte.

Freilich war ihm grade auf diesem Gebiete auch das Glück besonders günstig. Wir wissen, wie das deutsche Drama fast völlig verfallen war. In der Schweiz, hier und da wohl auch in Süddeutschland wucherten die Formen des 16., ja teilweis 15. Jahrhunderts noch üppig in alter Unbeholfenheit fort; und daneben sowie vor allem in Nord- und Mitteldeutschland führten die Ausläufer der Gryphiusschen und Lohensteinschen Zeit, vermengt mit älteren Traditionen, ein trauriges Dasein: „Lauter schwülstige und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsaktionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam,“ so schildert Gottsched selbst die Lage[1]. Daneben stand denn die Oper in Hamburg, aber auch in Breslau und Leipzig und gelegentlich vorübergehend hier und da an großen Orten: nichts mehr als Mordspektakel und Schaustücke voll Unanständig-

[1] Zit. Lemcke S. 394.

keiten und Unwahrscheinlichkeiten, der Theatermaschinist tausendmal wichtiger als der Komponist und der Schauspieler.

Es waren Zustände, gegen die die Schauspieler selbst schon angefangen hatten aufzutreten, und zwar nicht zum geringsten in Leipzig und im Zusammenhang mit der Messe; insbesondere hatte sich die Bühnenkunst seit Velten aus dem Gaukel-, Clown- und Zauberwesen herauszuwinden begonnen; und eben zu Gottscheds Zeiten spielte zu Leipzig, wenigstens während der Meßzeit, die verhältnismäßig hochstehende Truppe Neubers und seiner besonders klarsehenden und energischen Frau, der Neuberin.

Diese Lage machte sich Gottsched zunutze. Er veranlaßte die Neuberin, von dem Unwesen der alten Stücke abzugehen; er führte ihr Übersetzungen französischer Stücke zu und strengte seine weitverbreitete literarische Klientel und Clique an, in diesem Sinne, und bald nicht mehr bloß übersetzend, zu arbeiten, ja er entschloß sich im Jahre 1731 selbst dazu, nach Addison und Deschamps ein Stück, den „Sterbenden Cato", zu verfertigen. Das Ergebnis dieser Bemühungen war anfangs vortrefflich; mit Vergnügen zumeist nahm das deutsche Theaterpublikum die Reform auf; der Opernwust verschwand teilweis, und selbst die Höfe blieben mit ihrer Anerkennung nicht zurück; in Dresden hat im Jahre 1734 nach vierzig Jahren wieder die erste deutsche Truppe, freilich noch mit Hanswurst, vor dem Hofe gespielt.

Es schienen verheißungsvolle Anfänge. Und in der Tat hat sich an diese Reform die Entwicklung eines deutschen rationalistischen Theaters noch auf mehr als zwei Jahrzehnte geknüpft; noch die Stücke Weißes und Schlegels und auch die ältesten Lessings sind aus der Atmosphäre dieser Reform heraus geschaffen worden.

Dann freilich brach die Entwicklung jäh ab, nachdem schon vorher ihr Urheber und Haupt, Gottsched, von der Neuberin auf derselben Bühne lächerlich gemacht worden war, die er geschaffen hatte.

Was war der tiefere Grund dieses Vorgangs? Genügt es, ihn in der diktatorischen Natur des Leipziger Professors,

in der moralischen Unhaltbarkeit der von ihm angestrebten literarischen Herrschaft zu suchen? Das, was die Reform stürzte, ja von Anfang an als fressender Wurm in ihrem Innern genagt hatte, war die Herübernahme der französischen Dramaturgie zu einer Zeit, die soeben im Begriffe war, über deren rationalistischen Charakter hinauszugehen.

Was Gottsched verfocht, das war die Lehre, daß das Drama nichts sei als eine Nachahmung menschlicher Handlungen, die in der Tragödie auf die schrecken- und katastrophenreiche Wiedergabe des Untergangs hoher Personen hinauslaufen und dadurch Mitleid und Furcht erwecken und die in der Komödie die lächerliche Nachahmung einer lasterhaften Handlung zum Gegenstand haben und dadurch belustigen und zugleich auch erbauen müsse[1]. Es waren die alten, nur nach französischer Anleitung ein wenig umgeänderten Theorien des niederländischen Dramas; es war im Grunde noch das Programm von Heinsius und Vossius, wie es den bluttriefenden Stücken des Seneca entnommen worden war: weit stand es ab von der Forderung eines psychologischen Dramas, die langsam am Horizont der Zeiten emportauchte.

Dabei handelte es sich keineswegs bloß um das Schicksal des von Gottsched eingeführten Dramas. Eine bestimmte Auffassung der Dichtung vielmehr, ja der Kunst überhaupt und mit ihr des gesamten Lebens stand in Frage. Das, was Gottsched schließlich charakterisiert, ist, daß er auf dem Gebiete der Dichtkunst die letzte Konsequenz des individualistischen Seelenlebens überhaupt zog. Der rationale Charakter dieses Lebens drängte auf ein Begreifen der Dichtung als einer lehrbaren, verstandesmäßig erfaßbaren geistigen Übung hin: und dieser Gedanke ist die Grundlage der Gottschedschen Poetik. Die Folge der Durchführung derselben aber konnte nichts sein als eine geordnete, klare, aber zugleich phantasielose Auffassung des poetischen Stoffs, wenn auch mit energischer, aber zur Prosa führender Zucht der dichterischen Sprache: kurz, strenge

[1] S. dazu oben S. 268.

formale Zucht bei inhaltlicher Schalheit, die sich bis zum Lächerlichen steigern konnte. Demgemäß trat im Grunde, für die dichterische Auffassung, der Inhalt als etwas persönlich Gegebenes, Eigenes überhaupt zurück, und Dichtung, ja Kunst überhaupt konnte als bloße Nachahmung der Natur erklärt werden.

Konsequenteste Entwicklung einer individualistischen Auffassung des Lebens und darum extrem nüchtern und rationalistisch: wie konnten diese Gedanken, eben erst gegen Torschluß des individualistischen Zeitalters, um 1730 etwa, aufgenommen und durchgeführt, vor dem Nahen einer seelisch ganz anders konstruierten Zeit bestehen? Sie gingen in diesem Nahen zugrunde.

Der Verfall der rationalistischen Auffassung der Dichtung und der Kunst überhaupt aber mußte sich, bei der halb diktatorischen Haltung, die sich Gottsched im Laufe der dreißiger Jahre in der deutschen Literatur erworben hatte, im Kampfe gegen seine Person vollziehen. Und dieser Kampf wurde, schärfer vor allem seit etwa 1740, aufgenommen von einer dritten Stelle her, an der sich auf deutschem Boden eine Verknüpfung des alten deutschen Bürgertums mit neuen Bildungen vollzogen hatte, und an der nicht die naturalwirtschaftliche Depression des 16. Jahrhunderts lange Zeit hindurch verheerend gewirkt hatte: von der Schweiz.

## III.

1. Man darf für das Schicksal, das die deutsche Nation betroffen hat, auch heute noch im Bereiche verschiedener staatlicher Gebilde für ihren geschichtlichen Beruf wirken zu müssen, nicht allein die Charakteranlage des Volkes verantwortlich machen. Auch die geographischen Bedingungen des Volksgebietes haben zur Zersplitterung das Ihrige beigetragen. Gewiß ist heute Deutschland für Europa das Land der Mitte. Aber in sich ist es keineswegs zentripetal, sondern vielmehr zentrifugal gegliedert. Die norddeutsche Tiefebene bildet ein Element für sich; hier ist Preußen als ein sehr eigenartiges Staatsgebilde groß geworden. Ebenso selbständig sind die Donauländer; ja, sie weisen geographisch geradezu aus Deutschland heraus; und es

ist das Schicksal der habsburgischen Monarchie gewesen, diesem Winke gefolgt zu sein. Nicht minder aber sondert sich im Westen das weite Deltaland des Rheines, das Gebiet der Niederlande, aus, wie im Süden die Gegenden, welche die große Jurahochebene befassen und umschließen, das Land der Schweiz. Und am Ende weist nur Mitteldeutschland kein großes und beherrschendes geographisches Gebilde auf, das nach außen drängte.

Gewiß aber sind diese geographischen Momente unter dem Sondertrieb, der den Nationalcharakter zweifelsohne kennzeichnet, auch noch in besonders hohem Maße wirksam geworden. Und nichts ist hierfür vielleicht beweisender, als daß sich in den absterbenden Gebietsteilen alsbald auch besondere Verfassungsformen entwickelt haben, im Osten mehr monarchisch-despotische, wie denn hier schon zu taciteischen Zeiten die civitates, quae regnantur, zu suchen waren, im Westen republikanische.

Die politische Geschichte der Eidgenossenschaft vom 16. zum 18. Jahrhundert ist hier nicht zu erzählen. Genug, daß in dem sogenannten eidgenössischen Stillesitzen schon sehr früh ein System der Neutralität vornehmlich gegenüber Frankreich und Deutschland vorbereitet wurde, daß ein Versuch Kaiser Maximilians I., die Schweiz noch einmal in den allgemeinen politischen Bereich des Reiches einzubeziehen, mißlang, daß die „Reichsverwandten" des 16. Jahrhunderts mit dem Westfälischen Frieden auch aus dieser politisch schwer zu definierenden Verwandtschaft ausschieden, und daß die politische Sondergeschichte der Eidgenossenschaft im 17. und 18. Jahrhundert wenig Momente darbietet, die als von gemeindeutschem Standpunkte wichtig bezeichnet werden können. Insbesondere trat wie mit dem inneren Deutschland so auch mit den Niederlanden irgendwelcher engere politische Zusammenhang in dieser Zeit nicht ein. Gewiß waren, soweit das Verhältnis zu den Niederlanden in Betracht kommt, die Versuche Karls des Kühnen, den deutschen Nordwesten zu unterjochen, einstens an der Tapferkeit vornehmlich der Schweizer gescheitert: aber das war auch das letzte größere Moment gemeinsamer äußerer Schicksale. Im übrigen reduzierte sich das gegenseitige Verhältnis speziell zwischen der Eidgenossenschaft und den Niederlanden

auf eine gewisse Gleichheit des Verlaufes der inneren Schicksale. In der Schweiz herrschte wie in den Niederlanden die reformierte Kirche; und im 17. und auch noch 18. Jahrhundert hat wohl ein Teil wenigstens der Züricher Geistlichkeit auf niederländischen Universitäten studiert, wie denn in Zürich ein Agent der Generalstaaten residierte. Des weiteren war in der Schweiz wie in den Niederlanden eine dem binnendeutschen Fürstentum abgewandte republikanische Entwicklung eingetreten. Aber wie verschieden waren dabei doch im 17. und namentlich im 18. Jahrhundert der eidgenössische und der holländische Republikanismus! Wie in tierischen Organismen und Gesellschaften bei größerer Nahrungszufuhr so war in den Niederlanden aus dem Handelsaufschwung her ein luxuriöses Leben eingetreten, das bei aller äußeren Kultur die ursprüngliche Straffheit des staatlichen Organismus schließlich erlahmen ließ, während diese in der rauheren Schweiz zum guten Teile erhalten blieb; im 18. Jahrhundert sagte man daher von einem modisch erzogenen Menschen wohl, er sei civilisé en Hollande, während die gleichzeitige Redensart manières d'un Suisse nicht eben das gleiche ausdrückte.

Aber eben in der strengen politischen und bürgerlichen Tugend lag die Größe und die geschichtliche Errungenschaft des alamannischen Stammes. Wie in den engen Schärentälern und an den Fjorden Skandinaviens der germanische Bauer Herr des Landes geworden war ohne grundherrlichen Adel über ihm, so horstete auch der Schweizerbauer im allgemeinen frei auf seiner Halde und bestimmte noch immer zum guten Teile den ethnographischen Charakter des Landes. Und doch war er nicht allein geblieben. In den Paßgegenden, in den Hochebenen des Landes hatte sich neben ihn die kräftige Bürgerschaft großer Städte gestellt, und dann war schon seit dem 14. und 15. Jahrhundert der Gegensatz zwischen Stadt und Land, wenn nicht überwunden, so doch sehr ermäßigt worden: die Zeit der Bauernkriege schon hatte die Ablösung der bäuerlichen Dienste und Leistungen gesehen, eine kräftige Gemeindeverfassung des platten Landes war emporgeblüht, und von den Städten her griffen

die Tuch- und Leinenmanufaktur schon im Mittelalter, die Seidenindustrie seit dem 15. bis 17. Jahrhundert, die Baumwollspinnerei und -weberei ungefähr seit gleicher Zeit, die Uhrenerzeugung seit dem 17. Jahrhundert zurück auf die Arbeitskräfte der Höfe und Dörfer. So bedurfte es denn später kaum noch jener vielumfassenden Liquidation der mittelalterlichen Volkswirtschaft, die dem inneren Deutschland in den Anfängen des subjektivistischen Zeitalters so viel Unbehagen verursacht hat, und an die Stelle des mittelalterlichen Gegensatzes von Stadt und Land begann früh ein viel modernerer zu treten: der zwischen den abgelegenen Tälern mit ihrem Naturzustande und den offener daliegenden Gebieten moderner Kultur. Es ist der Gegensatz, der, heute noch nicht überbrückt, seit etwa 1700 besonders wirksam wird und in Namen wie Rousseau und Haller, Geßner und Pestalozzi, Zschokke und Jeremias Gotthelf, ja in gewissem Sinne auch noch Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer zutage tritt.

Besonders modern, wie auf staatlichem, war die Schweizer Entwicklung aber auch auf kirchlichem Gebiete. Ja hier gab es eine Zeit, in der es schien, als sollte der landeseingeborene, in hohem Grade freie Zwinglianismus durch eine noch freiere Richtung ersetzt werden; von Süden und Westen her nahte schon im 16. Jahrhundert der Antitrinitarismus Servedes und jener italienischen Humanisten, die, aus Italien vertrieben, sich in der Südschweiz und in Graubünden niedergelassen hatten: und nur das energische Einschreiten Calvins in Genf hat die deutsch-schweizerische reformierte Kirche gerettet.

Übersieht man diesen, hier nur mit zwei Worten zu schildernden inneren Entwicklungsgang der Schweiz, so begreift man wohl, mit welcher raschen Klarheit und verhältnismäßig sicheren Ruhe sich das geistige Leben der Eidgenossenschaft entwickeln mußte. Auch für diese Seite des schweizerischen Daseins galten schon im 17. und 18. Jahrhundert die Worte Kellers:

Ja, du bist frei, mein Volk, von Eisenketten,
Frei von den Hörigkeiten alter Schande,
Kein Hochgeborner schmiedet dich in Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dich betten.

2. Vornehmlich zutage aber trat diese Schweizer Entwicklung und die auf sie hin mögliche geistige Haltung in den großen Städten des Landes; und unter ihnen ragten schon früh Basel und namentlich Zürich, dieses auch in seiner partikularen Entfaltung besonders rasch fortschreitend, kräftig hervor. In der Zeit aber, die uns hier beschäftigt, war aus dieser allgemeinen Konstellation für die Gebiete der Phantasietätigkeit und speziell der Dichtung eine sehr eigenartige Lage erwachsen. Einerseits hatte man aus altaristokratisch-republikanischem Sinne mit der neuen Hofkunst der Franzosen rasch abgerechnet: in diesem Punkte war man überaus modern gewesen. Anderseits aber hielt man, einem eingeborenen Zuge des alamannischen Stammes zum Phantastischen folgend, wie er von der Tellsage bis auf die Tage Böcklins und Kellers erhalten geblieben ist, gern an den schweren, ja selbst ein wenig an den schwülstigen Formen des Barocks fest; Reste dieser Formen finden sich noch bei Haller, und im engeren ist es charakteristisch, daß unter dieser allgemeinen Stimmung wiederum die Dichtungen der republikanisch-städtischen Niederdeutschen, der Hamburger, und vor allem die Poesie von Brockes in den Schweizer Bürgerschaften rasch beliebt geworden sind.

Was mußte oder konnte nun das Ergebnis dieser besonderen Mischung bei weiterschreitender Entwicklung sein? In dem Augenblicke, da das alte Barock schließlich doch erledigt schien, übersprang man rasch das verstandesmäßige Rokoko und eilte unter nur nuancierter Abänderung der alten pathetischen Grundstimmung neuen Zielen einer erst geahnten Gemütsdichtung zu, die in der Richtung auf ein kommendes subjektivistisches Zeitalter lagen.

Dies sind die Umstände, aus denen heraus die Schweizer in die allgemeine Bewegung der deutschen Dichtung einzugreifen begannen.

Sie fanden sich aber bei diesen Neigungen und Absichten gleichwohl nicht ohne Unterstützung durch die Franzosen und auch die Engländer. In Frankreich hatte man inzwischen gegen den

extremen Rationalismus der Rokokodichtung auch schon zu kämpfen begonnen; namentlich die Schriften des Abbé Dubos kamen da in Betracht. Noch mehr aber hatten sich die Engländer, spätestens seit der glorreichen Revolution in rapider geistiger Entwicklung auf subjektivistische Ideale hin begriffen, bereits seit Beginn des 18. Jahrhunderts gegen das bittersüße Dasein einer verstandesmäßigen Phantasietätigkeit gewendet. Und ihre Ideenreihen in dieser Hinsicht wurden für die Schweizer bald wichtiger als die der Franzosen, zumal der englische Geist früh auch schon in das stammverwandte Niedersachsen einzudringen begann: Brockes bereits ist von ihm berührt worden. In der Schweiz aber war es zuerst die Stadt Basel, die sich der neuen Gefühls- und Gedankenwelt auftat, bis Zürich unter Bodmer und Breitinger, und zwar in spezieller Auseinandersetzung mit Leipzig und Gottsched, die Führung übernahm.

Johann Jakob Bodmer (1698—1783), seit 1725 Professor der Geschichte und Politik, und Johann Jakob Breitinger (1701—1776), seit 1731 Gymnasialprofessor in Zürich, waren so wenig Dichter als Gottsched, wenn sie sich auch, wie dieser, poetisch versucht haben. In dieser Hinsicht waren also auf beiden Seiten die Kräfte gleich; und in der damit gemeinsam gegebenen Grundlage war es zugleich beschlossen, daß ein volles Durchdringen zu den neuen Prinzipien einer subjektivistischen Dichtung in diesem Streite nicht erfolgen konnte: dazu hätte es unter den Neuerern eines Dichters von Gottes Gnaden bedurft. Dieser erschien aber erst in Klopstock, und darum wurde Klopstock in späteren Jahren von den Schweizern als der erlösende Geist begrüßt.

Was Bodmer und Breitinger auf Grund der schweizerischen Traditionen wie aus einem durch diese Traditionen geförderten Verständnis der Engländer und einiger Franzosen her begriffen, war, daß die Dichtung nicht auf Fertigkeiten beruhe, sondern auf Inspiration, daß der Grundbrunnen aller Kunst nicht in den klaren Wässern des Verstandes, sondern in den quellenden

Strudeln der Phantasie gegeben sei. Es ist der Satz, den sie immer wieder betonten; darum begannen sie gegenüber den verstandesmäßigen Lateinern die Griechen zu verehren: an Stelle Horazens trat Homer, und neben ihn stellten sie, von den Engländern vornehmlich geleitet und begeistert, Milton und Shakespeare. Und hiermit verband sich bald eine Würdigung der Volkspoesie der Engländer, aber auch anderer Völker, der Lappen, Indianer u. s. w.; denn in ihr wurde die Phantasie besonders stark, weil unbewußt und unabhängig vom Verstande schaffend, erachtet. Aus diesem Zusammenhange her erfloß dann zugleich die stärkste Belebung des Sinnes für das Erhabene und Pathetische, die Neigung zur Verwerfung aller lautlichen Zierformen, vor allem des Reims, das Dringen auf eine besondere, von der Prosa nach Wortstellung und Wortschatz abweichende Sprache: kurz die Auffassung der poetischen Form überhaupt als eines unmittelbaren Ausdruckes der Einbildungskraft.

Das alles waren nun Sätze, mit denen man Gottscheds Meinung, wie sie in seiner „Kritischen Dichtkunst" (1729) niedergelegt war, unmittelbar entgegentrat. Aber daneben gab es doch ein breites Gebiet, auf dem sich die Schweizer und Gottsched noch immer zusammenfanden. Trotz ihrer Betonung der Phantasie hielten nämlich die Schweizer doch daran fest, daß die Poesie im Grunde, wenn auch mit bedeutsamen Erweiterungen des Satzes zugunsten der Zulassung des Wunderbaren, Nachahmung der Natur sei, gaben also unter den bestehenden Verhältnissen den subjektiven Inhalt der Poesie, wie er durch die Heranziehung der Phantasie im Grunde gewonnen zu werden begann, doch wieder, wenigstens teilweis, dem Rationalismus Gottscheds preis. Und sehr begreiflich, daß dem so war: eben dieser subjektive Inhalt konnte, wie schon oben angedeutet, von keinem Kritiker bewiesen, er mußte von großen Dichtern anschaulich gemacht, er konnte nicht erdefiniert, sondern nur erschaffen werden.

Da diese Schöpfung aber zunächst nicht eintrat, so mußte

der ganze Streit ziemlich wirr verlaufen, und in dem allgemeinen sachlichen Wirrwarr mußten schließlich persönliche Momente überwiegen, — natürlich zu ungunsten der im tiefsten Überwundenen, Gottscheds und seines Anhanges. Doch ist hier nicht der Ort, so wie es überhaupt keine historische Aufgabe höheren Stiles ist, die Einzelheiten dieses Streites darzustellen. Wenige Worte über ihn werden genügen. Die Auseinandersetzung begann im Grunde schon im Jahre 1721 mit dem Erscheinen der schweizerischen Zeitschrift „Die Discurse der Mahlern“, wenn auch hier bei den Schweizern selber die rationalistisch-individualistische Auffassung der Dichtung noch durchaus im Vordergrunde stand; sie wurde weiter gefördert gelegentlich Bodmers Übersetzung des Miltonschen „Paradieses“ (1732), und sie wurde akut mit dem Erscheinen von Breitingers „Kritischer Dichtkunst“ im Jahre 1740, einem Buche, das, ohne Gottsched zu nennen, seine Prinzipien aufs entschiedenste und nicht ohne sie verächtlich zu machen angriff.

Und das Unglück wollte für Gottsched, daß sich etwa gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Buches auch die üblen Folgen einer mehr als zehnjährigen literarischen Diktatur, die er über Deutschland in Anspruch genommen hatte, und der seine geistigen Kräfte bei aller Energie nicht gewachsen waren, zu äußern begannen: auf dem eigensten Gebiete seiner Tätigkeit, auf dem der dramatischen Reform, wurde er angegriffen. Und zwar von der Neuberin. Diese energische Theaterdirektorin, die sich von Gottsched verletzt glaubte, brachte ihn und seinen Streit mit den Schweizern in seiner Gegenwart zu Leipzig selbst mit einem für Gottsched keineswegs schmeichelhaften Erfolge auf die Bühne (1741). Und der szenische Skandal wurde dann durch Rostens und Pyras Schriften („Das Vorspiel“ 1742; „Erweis, daß die G . tsch . dianische Sekte den Geschmack verderbe“, 1743) mindestens für Mitteldeutschland zu einem literarischen erweitert, und diesem folgte 1744 die Sezession einer Anzahl jüngerer Dichter, die sich

nunmehr dem Protektorat Gottscheds entzogen und nach der von ihnen begründeten Zeitschrift, den „Bremer Beiträgen“, in der Literaturgeschichte unter dem Namen der Bremer Beiträger bekannt sind. Gottsched führte hiernach den Kampf noch verzweifelt und sieglos fort, bis er schließlich völlig vereinsamt und seinen Mitbürgern zum Spott geworden im Jahre 1766 gestorben ist.

---

## Viertes Kapitel.

# Weitere musikalische und literarische Übergänge; Ausgang der Phantasietätigkeit des individualistischen Zeitalters.

---

### I.

Mit dem Streite zwischen den Schweizern und Gottsched war der Kampf zwischen der völlig abgeklärten dichterischen Lehre des individualistischen Zeitalters und der noch unsicher und undeutlich gärenden poetischen Auffassung des subjektivistischen Zeitalters wenn nicht eröffnet, so doch als gewißlich kommend angedeutet. Er hat sich dann noch jahrzehntelang hingezogen, und erst das tiefere Erringen eines wirklich psychologischen und philosophischen Verständnisses des Seelenlebens des neuen Zeitalters hat ihn endgültig entschieden.

Inzwischen aber war die Zeit des Überganges in viel fruchtbarerer Weise auf einem anderen Gebiete eingeleitet worden, auf dem Gebiete der Musik. Denn nicht in Theorien schritt man hier vorwärts: die Musik hatte während des ganzen Verlaufes des individualistischen Zeitalters die Ausnahmestellung eingenommen, daß sie sich nicht rationalisieren ließ. Vielmehr schöpferisch, produktiv tat man auf diesem Gebiete den großen Schritt hin auf das neue Zeitalter: und auf der Grenze zwischen alt und neu, zumeist an den alten Formen festhaltend, überall aber sie mit Ahnungen des Zukünftigen erfüllend, stehen zwei große Meister, deren Werke uns im tiefsten Grunde noch immer

unmittelbar verständlich aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herübertönen: Händel und Bach.

Wir haben die innere Entwicklung der deutschen Musik in dem Augenblicke verlassen, da der erste Versuch einer deutschen Oper in Hamburg scheiterte. Er scheiterte nicht so sehr an der Unzulänglichkeit der für den Zweck aufgebotenen musikalischen Mittel, als an sozialen Hindernissen und an der Unfähigkeit der Dichtung, der Musik zu Hilfe zu kommen; die Librettisten versagten, und die Oper ging im Spektakelstück unter. So war es denn zunächst zu keiner deutschen Oper gekommen, und die musikalischen Empfindungen hatten sich, soweit sie dramatischer Natur waren, in die große Kirchenkantate, die Vorgängerin des Oratoriums, geflüchtet.

Inzwischen aber hatten sich in Italien, noch immer dem Lande größten technischen Fortschrittes in der musischen Kunst, die musikalischen Ausdrucksmittel von neuem ungemein vervollkommnet. Vor allem der Sologesang war auf eine unerreichte Höhe der Technik gehoben worden; seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den römischen und neapolitanischen Schulen für die Kammer wie die Bühne gleich hoch entwickelt, hatte er neben allem Künstlich-Virtuosen doch auch an Ausdrucksfähigkeit gewonnen; um 1700 sah man von der erreichten Höhe auf die Leistungen des 16. Jahrhunderts als völlig überwunden zurück. „Vorher hatten die Sänger," sagt Pietro della Valle von dieser Zeit, „außer ihren Trillern, Passagen und etwa einer guten Stimme keine andere Kunst im Gesange als piano und forte, crescendo und decrescendo; aber die Leidenschaften und den Sinn der Worte durch den Ton der Stimme auszudrücken, vermochten sie nicht" [1]. Eben diese Fähigkeiten waren jetzt gewonnen: ein erneuter Aufschwung der Musik war ermöglicht.

Neben der Hebung des Sologesanges aber war in dieser Periode auch nicht minder eine intensivere Verwendungsfähigkeit

---

[1] Bei Doni II, 256; zit. v. Donner [2] S. 441.

der Instrumente erreicht worden. Zwar die Kapellen waren noch klein und die Zahl der Tonwerkzeuge wurde gegen früher sogar vermindert: namentlich die Blasinstrumente erlitten eine Beschränkung auf Flöten, Fagotte, Trompeten, Posaunen und den kirchlich gebrauchten Zink, wozu seit Ende des 17. Jahrhunderts noch Oboen und Hörner, seit Mitte des 18. Jahrhunderts auch Klarinetten kamen; vorherrschend wurden die Saiteninstrumente. Aber innerhalb dieser, denen sich noch Orgel und schließlich auch schon Klavier zugesellten, lernte man sich auskennen; immer tiefer versenkte man sich in ihre Eigenheiten, immer stärker erweiterte man ihre Technik, immer mehr verfeinerte und vervielfachte man ihre Kombinationen und Klangwirkungen.

So konnte sich schon ein konzertierender Stil entwickeln; und die Instrumentalmusik begann aus der bisher bestehenden Dienstbarkeit gegenüber der Vokalmusik leise herauszutreten. Dabei gewannen vor allem die Orgel und das Klavier, daneben aber auch die Violine eine führende Stellung, — die Orgel in dem Sinne, daß sie namentlich für die sinnvolle Ausgestaltung des Chorals ein eigenes Orchester bildete, das Klavier teilweis ähnlich zunächst für den Tanz, die Violine endlich als Dominante innerhalb des instrumentalen Orchesters[1].

Es sind, sehen wir von der Orgel ab, die der Kirchengemeinde verblieb, die ersten, noch unbestimmten Anfänge der instrumentalen Kammermusik; sie liegen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Und schon bildeten sich für diese neue Formen. Vom Klavier und von der Orgel her, die für die Ausbildung des Klaviers teilweis vorbildlich war, ergaben sich die Fuge, die Phantasie, die Toccata. Für die übrigen Instrumente war der Tanz die früheste selbständige Form gewesen[2]. Man behielt sie bei; indem aber die Allemanden, Bourées, Ciacconen, Gavotten, Menuetts, Passacaglien, Pavanen, Polonaisen, Sarabanden

---

[1] Der Vorherrschaft der Saiteninstrumente im Orchester entspricht der noch dünne, harfenartige Ton des Spinetts auch in seiner Ausbildung schon zum besten Kielflügel.

[2] S. dazu auch Bd. VI, S. 219 ff.

nicht mehr getanzt wurden, erweiterte man ihre rhythmischen Teile, punktierte sie sorgfältig aus und erhielt so freier charakterisierte Musikstücke, denen nur noch gewisse Eigenarten des früheren Tanzes verblieben.

Und diese Einzelstücke verband man dann, etwa durch eine Toccata oder ein Präludium eröffnet, zu einem in sich nach Rhythmus, Toncharakter und Stimmung harmonischen Ganzen und erhielt so die erste groß angelegte Kompositionsform der Instrumentalmusik, die Suite: schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erscheint sie entwickelt.

Indem aber die Instrumentalmusik diese Entwicklung nahm, war es gegenüber dem so verschiedenartigen Klangcharakter der einzelnen Tonwerkzeuge kaum mehr möglich, an der alten Polyphonie des Kontrapunktes festzuhalten; man mußte ihre Gebundenheit verlassen und zum modernen homophonen Stil übergehen, d. h. zu derjenigen Satzart, in der wesentlich nur eine einzige melodieführende Hauptstimme herrscht, während die andern nur begleitende Nebenstimmen sind. Und bald wurde für diese ganz neue Musik, welche einen vollen Bruch mit aller Vergangenheit bedeutete, auch eine leidlich orientierende Theorie gefunden. Im Jahre 1722 gab Jean Philippe Rameau, der größte Nachfolger Lullys und Vollender der französischen Oper des 18. Jahrhunderts, seinen „Traité de l'harmonie“ und 1726 sein „Nouveau système de musique théorique“ heraus. In diesen Werken werden aus der Sympathie (dem Mitklingen) der Töne als einem Naturgesetze die Beziehungen der Töne zueinander und ihre Verbindungen zu Intervallen und Akkorden hergeleitet, und indem der Terzenaufbau als Grundlage aller Akkordbildungen angenommen wird, wird der Kern einer Akkordlehre geschaffen, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts fast unbestritten geherrscht hat.

Es ist die theoretische Eingangspforte zu einer neuen Musik; eröffnet ward diese durch die intensivere musikalische Verwendung einer Mehrheit von Tonwerkzeugen neben der menschlichen Stimme. Doch nicht alsbald trat die ausübende

wie die schöpferische Musik völlig über die freigelegte Schwelle. Vielmehr, wie oft in Übergangszeiten, fanden sich Meister, die mit der Vollreife der Kunst der Vergangenheit die ahnungsvolle Wiedergabe von Wirkungen des Kommenden verbanden. Und in diesem Falle waren es Deutsche und waren es Genies, Händel und Bach. Ein sich ergänzendes Dioskurenpaar, schließen sie die alten und eröffnen sie neue Zeiten der deutschen Musik.

Georg Friedrich Händel, im Jahre 1685 zu Halle geboren, war ein Zögling der strengen deutschen Organistenschule; Zachau in Halle war sein Lehrer; und er selbst hat später nach dem Urteil kompetenter Zeitgenossen neben Bach zu den gewaltigsten Organisten gehört, wenn auch die von ihm erhaltenen Orgelwerke ein Urteil über seine Bedeutung nicht mehr gestatten. Von Haus aus aber war Händel, ein schroffer, ruhelos allem Edlen zugewandter Geist, an erster Stelle dramatisch beanlagt. So trieb es ihn schon früh, in den Jahren 1703—1706, zur Hamburger Oper[1]. Von Hamburg ging er mit wenigem Ersparten nach Italien, von da 1710 zum ersten Male nach London, wurde dann 1712 Kapellmeister in Hannover, reiste von neuem, nahm 1717 eine Kapellmeisterstelle beim Herzog von Chandos in Cannons an und setzte sich endlich seit 1720 in London fest. Hier ist er, in hohem Alter des Augenlichts beraubt, im Jahre 1759 gestorben.

Händel war, als er in seine Londoner Tätigkeit und damit in die große Zeit seines Lebens trat, viel gereist und viel erfahren. Er kannte die deutsche, französische und italienische Musik, vor allem die Oper. Und zur Bebauung des Gebietes der Oper besonders fühlte er sich hingezogen; von 1720 bis 1740 hat er die Londoner italienische Oper mehr oder minder leitend, durch die wechselreichsten Schicksale hindurch, anfangs im schärfsten Wettbewerb mit italienischen, später auch mit deutschen Musikern, namentlich Hasse, beeinflußt.

---

[1] S. oben S. 295.

Er hat dabei in den zahlreichen Opern, die er schrieb, nicht eigentlich einen neuen Stil entwickelt. Er brachte nur durch ernstere Auffassung und die Kunst, bei vielseitigster musikalischer Formgebung Tragisches dennoch schlicht ergreifend zu berichten, sowie durch Einschmelzung einzelner Elemente der französischen Oper die italienische Oper in deutschem Geiste zur Vollendung. Nicht die Weiterbildung der Oper ins dramatisch Lebendige, sondern vielmehr ihre innere Durchbildung ins musikalisch Schöne, Charakteristische, Freie ist ihm zu danken.

Bei solcher Behandlung des Dramatischen war Händel ohne weiteres, zumal als Meister der Orgel, auf die Anwendung der ernsthaft genommenen Kunstmittel der Oper auch auf ernste Stoffe hingewiesen, mochten diese nun der biblischen Tradition oder der antiken Mythologie angehören. Und indem er dieses Weges zog und Stoffe der genannten Art in dem zum bloßen Konzertsaal umgewandelten Bühnenraume heimisch machte, ward er zum Schöpfer des großen Oratoriums.

In den Jahren 1732 bis 1734 brachte er zu London und Oxford seine ersten Werke dieser Art, die „Esther“, die „Deborah“ und die „Athalia“, zur Aufführung; ihnen folgte nach anderen alttestamentlichen und allegorischen Stoffen 1741 der „Messias“, neben „Israel“ (vom Jahre 1738) und „Judas Makkabäus“ (vom Jahre 1746) wohl die Krone seiner Oratorien.

Die Händelschen Oratorien sind nicht eigentlich Kirchenmusik, und jedenfalls weisen sie, insofern sie im weiteren Sinne diesem Begriffe angehören, fast alle musikalischen Ausdrucksmittel der gleichzeitigen Oper auf. Nur daß diese Mittel vergeistigt erscheinen, und daß das Maß ihrer Anwendung im einzelnen von dem in der Oper gebräuchlichen verschieden ist. Vor allem wird der Chor ganz anders betont. War er in der italienischen Oper zugunsten des Bravourgesangs stark vernachlässigt worden, spielte er auch in der französischen Oper trotz stärkerer Verwendung keine entscheidende Rolle, so tritt er in Händels Oratorien fast im Sinne des Chors der griechischen Tragödie auf: miterlebend, teilnehmend, ins Allgemeine er-

weiternd. Und ein so gewaltiges Oratorium wie der „Israel“ ist fast ganz aus imposanten, sich überbietenden Chormassen aufgetürmt.

Daneben aber nahmen auch die Ausdrucksmittel für die Einzelstimmen eine eigenartige Form an. Für sie bestand nicht das opernhafte Bedürfnis einer springenden Charakteristik je nach den einzelnen Gesten der handelnden Person; da mit ihnen unsichtbare, häufig für unser Gefühl halb oder ganz transzendente Personen, wie Christus oder die Apostel, darzustellen waren, so mußten sie mehr typisch als subjektiv gewandt werden. Und hiermit wurde ihnen eine Aufgabe gestellt, der sie eben zur Zeit Händels im höchsten Grade gewachsen waren: Unübertreffliches hat Händel darum grade in den Arien seiner Oratorien geschaffen.

Aber auch für die Tonmalerei sind die Ausdrucksmittel bei Händel schon glänzend entwickelt. Wunderbar ist in dieser Hinsicht z. B. die Schilderung der ägyptischen Plagen im „Israel“. Mit welcher Sicherheit ist da doch der Ekel gemalt, als jeder Trank Wassers zu Blut wurde, und mit welchem Schauder erfüllt die Musik, die von der Finsternis berichtet! Gleichwohl erscheinen grade in diesen Versuchen doch auch die Grenzen der Zeit: die Skala der Empfindungen, die durch die Musik völlig zum Ausdruck gebracht werden, ist noch gering, der Ausdruck z. B. des Schrecklichen, Grausigen, Übermächtigen, überhaupt der völlig extremen Stimmungsgehalte noch nicht gefunden. Im ganzen überwiegt noch das Liebliche, Anmutige einer Zeit des Rokoko; und auch in entgegengesetzten Stimmungen bricht es in Spuren immer wieder durch.

War Händel der dramatische, objektive, das Typische wiedergebende und weiterbildende Meister der ernsten Musik seiner Zeit, so darf Bach als der lyrische, schon stark subjektiv gewandte musikalische Herzenskünder derselben Periode bezeichnet werden: abschließend, wie Händel, zugleich aber vorwärtsweisend in ein neues Zeitalter musikalischer Empfindung, hat er geschaffen.

Eng aufs Heimatliche begrenzt war Johann Sebastian Bachs Leben gegenüber dem Händels. Sproß einer durch sechs

Menschenalter hindurch unglaublich fruchtbaren und musikalisch begabten thüringischen Organisten- und Kantorenfamilie, deren Stammvater einst gleich dem Vater Dürers aus Ungarn zugewandert war, ist er im Jahre 1685 27 Tage nach Händel zu Eisenach geboren und hat dann, nach einigen Organisten- und Kapellmeisterstellungen im Thüringischen und Anhaltischen, die wichtigsten siebenundzwanzig Jahre seines Lebens, bis zu seinem im Jahre 1750 erfolgten Tode, als Kantor an der Leipziger Thomasschule zugebracht.

Ein Dasein, das vor allem auf sich gewiesen war, auf klare Betätigung im Kreise einer zahlreichen Familie (Bach hat zwanzig Kinder gehabt), der Schule und des kleinen, aus den vier Stadtpfeifern, drei Kunstgeigern, einem Gesellen und etwa zwanzig brauchbaren Sängern bestehenden Kirchenmusikchors von St. Thomas[1]. Ein Dasein aber, das, in diesem Rahmen völlig aufgehend, aus sich heraus die höchsten Ideale ernster Musik, vor allem im Sinne gesunder Regungen des protestantischen Pietismus, zu erreichen gesucht hat.

Bach ist schöpferisch aufs Fruchtbarste tätig gewesen, noch fruchtbarer wohl als Händel. Nur einen Teil der reichen Erzeugnisse seiner Phantasie besitzen wir noch, unter fünf angeblich von ihm herrührenden Passionen zum Beispiel nur zwei. Aber was sich erhalten hat, gestattet doch noch, seine ganze Tätigkeit zu überblicken.

Sie gehört vor allem der Kirche oder richtiger gesagt dem objektiv und dogmatisch gefaßten protestantischen Glauben an, und sie bevorzugt demgemäß die Vokalmusik, obgleich die Instrumentalmusik nicht vernachlässigt ist, ja ihre Gesetze bisweilen schon dem Gesange aufgedrungen erscheinen. Dabei ist kein Gebiet protestantischer Kirchenmusik vernachlässigt; jedwede Weise der vokalen und instrumentalen Behandlung des Chorals findet sich, wie denn der Choral für Bach etwa die Bedeutung gewann, die für Palestrina der gregorianische Kirchengesang gehabt hatte; und neben den Choral treten Messen und Motetten; auch die große

---

[1] S. dazu oben S. 306.

Kantate wird gepflegt, und die Traditionen der Schützschen Periode werden in den Passionen fortgesetzt und vollendet.

Neben der Kirchenmusik aber steht, vor allem ins Instrumentale gewendet, doch auch eine große Masse weltlicher Tonwerke: Tokkaten, Präludien, Tänze, vor allem Klavierwerke, das „Wohltemperierte Klavier“ an der Spitze.

In all diesen Schöpfungen einer niemals ermattenden Muse zeigt sich Bach als derselbe gefühlsinnige Lyriker und strenge Musiker zugleich; den Kontrapunkt beherrschend wie wohl niemand vor ihm, Meister der gebundenen Musik, ergeht er sich doch zugleich im reichsten Flusse melodischer Erfindung und ergreifender homophoner Harmonisierung des Erfundenen wie des reich überlieferten Schatzes der protestantischen Choräle. Dabei bleibt er gleich einfach und ursprünglich, mag er sich um die Technik des Klaviers bemühen oder sich den heiligen Geheimnissen der Offenbarung mit der Innigkeit des protestantischen Pietismus nahen.

Wie führt doch die „Matthäuspassion“, die im Jahre 1729 zum ersten Male in der Leipziger Thomaskirche aufgeführt wurde, in die Geheimnisse dieses reichen Gemütes und dieser weiten Begabung ein! Ihre drei Bestandteile, der Bibeltext, die Choräle und die Beiträge einzelner Stimmen aus der Gemeinde, sind in verschiedenstem Sinne behandelt. Wirkt die Musik des Bibeltextes wie ein quadergefügter Bau, fest und dem Persönlichen unzugänglich, ist Christus in ihm heroisch aufgefaßt, als übermenschlicher Heiland ohne jede Spur musikalischer Süße, so beruht die Behandlung der Choräle schon auf der persönlich sichern Gewißheit des protestantischen Glaubens des 16. und teilweis noch des 17. Jahrhunderts, während sich die Gemeindestimmen bereits ganz in der innig ergreifenden melodiösen Art der Jesuslieder des Pietismus bewegen: auch der Text bezeichnet hier Christus einmal, in der Gewalt seiner Feinde, als „Lamm in Tigerklauen“.

Neue Formen des musikalischen Ergusses von Grund aus hat Bach dabei nicht geschaffen: er war innerhalb der herkömmlichen Gattungen tätig; aber er erfüllte sie mit dem höchsten,

noch eben denkbaren individualistischen Tonempfinden, wie er denn schon dramatisierende und konzertierende Elemente und damit die Schilderung und die Wirkung durch die Gegensätze kannte. Das gilt von den einfachen Sätzen seiner Choralkunst, soweit sie die Liedform beibehalten, wie von den wunderbaren mehrstimmigen Tonsätzen derselben Kunst mit eingeflochtenem Cantus firmus, als deren Perle das „O Lamm Gottes, unschuldig“ in der „Matthäuspassion“ angesehen werden kann; das gilt auch von seinen Kantaten und den großen Sätzen beider Passionen.

Aber bei aller Freiheit hält Bach da, wo er sich am vollsten nach Phantasie wie Kunst gibt, doch fest an der individuell durchgebildeten Mehrheit selbständiger Stimmen, am polyphon gebundenen Satze: die Freiheit der einzelnen Stimmenführung ordnet sich noch dem allgemeinen musikalischen Gedanken unter, wie das religiös-pietistische Leben der Zeit dem Dogmatismus: die thematische Arbeit innerhalb der gebundenen Sätze bleibt, ist sie auch persönlich im höchsten Grade subjektiviert und durchgeistigt.

So steht Bach an der Grenze der Zeiten; sieht er in jenen wunderbaren, meist kleineren Tonstücken freien Satzes schon in das Land der Zukunft, so bleibt er doch vor allem der Meister der höchsten Vollendung eines Stiles, der in seinen einfachsten Anfängen noch zurückschaut bis in die Zeit der ersten, halb mathematisch, halb musikalisch gedachten Tongewebe des 12. und 13. Jahrhunderts.

## II.

Nicht so klar und so einfach wie in der Musik war der Verlauf der leisen Regungen eines neuen Lebens in der Dichtung. Denn weit mehr als dort spielten hier die Mächte der Vergangenheit herein. Nicht nur daß die poetische Lehre und Praxis sich den Anforderungen der rationalen Elemente des individualistischen Zeitalters ganz anders angepaßt hatte als die Musik, daß ferner die Renaissance des

15. und 16. Jahrhunderts in das Leben der Gegenwart noch mit den Forderungen auch römisch-antiker Poetik hineinragte: auch der Aufschwung des neuen Lebens entfaltete sich nicht ohne neuen Zusatz aus dem unerschöpflichen Borne der nationalen Vergangenheiten der antiken Kultur.

Indem man leise der Entfesselung der Phantasie in einem neuen Zeitalter der Dichtung zuzustreben begann und sich, in den ersten Anfängen dieser Bewegung, nur noch binden wollte an die subjektive, durchaus persönliche Aufnahme reiner Eindrücke der Natur, glaubte man, was man erstrebte, als von den Griechen einstmals schon erreicht zu sehen: reines Griechentum und reine Natur erschienen so zuerst den Schweizern, bald aber auch andern als gleichartige, ja als identische Begriffe. Und so erfaßte man, indem man sich neuen Idealen mit noch unbewußtem Ahnen näherte, mit aller Seele den fernen Zauber der griechischen Poesie, und den verhallenden Einflüssen der wesentlich römischen Renaissance des 16. Jahrhunderts folgten, enthusiastisch begrüßt, die zunehmenden Wirkungen einer neuen, hellenischen Wiedergeburt.

Im Beginn des 18. Jahrhunderts waren die klassischen Studien, die sich aus der Humanistenzeit in Mittelschulen und Hochschulen gerettet hatten, allenthalben verfallen. Die deutsche Philologie war auf einem Tiefpunkt angelangt, die letzte Blüte der niederländischen klassischen Gelehrsamkeit begann zu verwelken[1]. In den Mittelschulen trieb man fast nur noch Latein, Griechisch eigentlich nur noch zum Verständnis des Neuen Testamentes; daneben wucherte üppig die christliche Dogmatik empor, und die Religion war zu einem Gegenstand nicht mehr der Erziehung und des Empfindens, sondern der Überlieferung und des Wissens geworden.

Auch in dem, was man bald anfing, schöne Wissenschaften zu nennen, hatte die Antike um diese Zeit ihren unmittelbaren Einfluß fast ganz verloren. Während die römische Renaissance des 16. Jahrhunderts bei den romanischen Völkern allenthalben

---

[1] S. Bd. VI, S. 161.

und auch unter Germanen bei Engländern und Niederländern eine nationale Kunstdichtung von Bedeutung hervorgerufen hatte, war die entsprechende Bewegung im inneren Deutschland nicht so sehr ursprünglich von dem Studium der Alten, wie von dem Studium der romanischen Nachahmer derselben, doppelt abgeleitet also und darum doppelt trübe, ausgegangen: und im wesentlichen herrschten schließlich die Grundsätze und Anweisungen der Franzosen. Und dies galt gleichmäßig für die bildenden Künste wie für die Dichtung.

In diesen Zuständen, in dem Verfall der antiken Studien und der antiken Nachahmung zugleich, konnte, falls nicht eine unmittelbare Anknüpfung an die antiken Denkmäler in Italien und Griechenland gelang, wie sie dieser Zeit wenigstens in Deutschland zunächst noch fern lag, eine Änderung nur eintreten durch eine neue Renaissance auf dem Gebiete der antiken Literatur.

Und hier brachte nun die Aufklärung in der Tat eine veränderte Betrachtung. Zunächst war klar, daß sie einer neuen Renaissance an sich nicht feindlich entgegenzustehen brauchte. In seinen Anfängen während des 16. Jahrhunderts hatte sich der Rationalismus mit Erfolg der Beihilfe der Alten bei seinen ersten Kämpfen gegen das Dogma wie bei der Entwicklung eines natürlichen Rechts und einer natürlichen Sittenlehre bedient: ein Neostoizismus war damals kräftig emporgediehen. Dann hatte die Renaissance des 16. Jahrhunderts sich ausgelebt, und der Rationalismus hatte seit dem Emporkommen der Naturwissenschaften, seit Mitte des 17. Jahrhunderts, nunmehr bald in der Form philosophisch gestützter Aufklärung, den Kampf gegen Dogma und schließlich auch Offenbarung allein fortgesetzt. Dabei war er seit etwa 1720 im siegreicheren Fortschreiten begriffen: sollten sich nun von dieser Seite her Bedenken gegen ein Wiederaufleben der alten humanistischen Kampfgenossenschaft ergeben haben?

Im Gegenteil: die Aufklärung bedurfte einer neuen Renaissance als Ergänzung. Die Aufklärung war ein Kind der Wissenschaft: sie beschränkte sich ihrem Wesen nach eigentlich

auf das intellektuelle Gebiet. Aber die ästhetischen Interessen waren darum, ewig wie sie im Urbedürfnisse der Menschenseele begründet sind, keineswegs ausgestorben. Nur im Verfall begriffen waren sie, namentlich insoweit sie eine Beziehung zur Antike hatten: sie nährten sich noch immer von der alten, lateinischen, römischen, in der Kunsttheorie rationalistisch gewandten Renaissance; aber schon sah man den Todesengel an ihnen vorüberziehen; ihre Formen waren abgegriffen und bis zur letzten denkbaren Kombination abgewandelt, und jeder ernstere Inhalt war ihnen entflohen. So bedurfte es neuer Anregungen, um sie zu fördern und zu beleben, und früh schon, namentlich auf dem Gebiete der Dichtkunst, wurden sie grade von rationalistisch charakterisierten Geistern wiederum bei den Alten gesucht. Aber nun freilich, da diese erste Anregung doch eben von ästhetischer und das heißt im tiefsten Grunde gefühlsmäßiger Seite ausging, wie die ganze griechische Renaissance der späteren Zeit wesentlich auf die Phantasietätigkeit der Nation gewirkt hat, nicht bei den Römern, sondern bei den Griechen, nicht bei den Vertretern des geharnischten Intellektes der Antike, sondern bei den unübertroffenen Meistern des schönen Scheins.

Wollte man aber in Deutschland die Schätze der Griechen heben, so war das möglich nur auf dem Wege philologischer Gelehrsamkeit, durch tieferes Eindringen also zunächst und vor allem in ihre Literatur. Und so führten denn die ersten Schritte auf dem Wege zu einer neuen Renaissance, ganz im Gegensatz zu der Entwicklung der humanistischen Renaissance, nicht zu einem erneuten Durchleben des Altertums, zu einem enthusiastischen Aufgehen in eine Kultur, der man sich in jeder Hinsicht unterlegen glaubte — schon hatte Bacon inzwischen das harte Wort gesprochen, daß die Neueren die Alten überholt hätten —, sondern zunächst nur zu einem Wiederaufleben des Betriebes der philologischen Gelehrsamkeit[1]. Und damit nahmen denn

[1] Erst später treten dann wohl Ineinssetzungen moderner Persönlichkeit und antiker Kultur, wie sie zur Humanistenzeit so zahlreich begegnen,

diese Anfänge auch von vornherein sehr im Gegensatz zu ihrer späteren Wirkung den rationalistischen Charakter des wissenschaftlichen Betriebes der Zeit überhaupt an. Aber zu keiner Zeit auch der späteren Entwicklung dieser Renaissance hat sich verkennen lassen, daß sie an erster Stelle gelehrten Konzeptionen ihr Leben verdankt hat.

Das, was die ersten Gelehrten der neuen Bewegung in den Schriften der Alten, vor allem der Griechen, zunächst suchten, waren daher nicht mehr bisher unerreichte ästhetische Lebensideale, deren Nachahmung etwa eine ganz neue Stufe der geistigen Entwicklung hätte einleiten können, sondern nur Vorbilder, an denen man den modernen Geschmack zu stärken und vor allem, da man nun einmal im Zeitalter der Aufklärung lebte, sein Urteil zu schärfen imstande sei: formal also und intellektuell vor allem sollten die Griechen der modernen Entwicklung weiterhelfen. In diesem Sinne sagt zum Beispiel Ernesti in seinen „Initia doctrinae solidioris“ (1755): „Wer aber die Alten nach vorgeschriebener Art lieset und dabei die Gründe von der Mathematik studieret, bekömmt geübte Sinnen, das Wahre von dem Falschen, das Schöne von dem Unförmlichen zu unterscheiden, allerhand schöne Gedanken in das Gedächtnis, eine Fertigkeit anderer Gedanken zu fassen und die seinigen geschickt zu sagen, eine Menge von guten Maximen, die den Verstand und Willen bessern, und hat den größten Teil desjenigen schon in der Ausübung gelernet, was ihm in einem guten Compendio philosophiae nach Ordnung und Form einer Disciplin gesagt werden kann, daher er in einer Stunde sodann mehr Gründliches lernt, als er außerdem in ganzen Monaten und Wochen fassen würde.“ Und ähnlich äußert sich noch 1780 Christian Georg Heyne in seiner Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des königlichen

auf; und auch dann nur auf Zeit und vereinzelt. So schreibt z. B. Nicolai, als er im Jahre 1757 mit M. Mendelssohn in Berlin zusammen den griechischen Homer kennen lernte: „Die erste Lesung der Ilias und Odyssee tat auf mich eine wunderbare Wirkung; ich lebte eine Zeitlang in Troja und Ithaka.“

Paedagogii zu Ilfeld: „Indem wir die Alten lesen, indem man die Sätze auflöset, von ihrem Schmuck entblöset, auf die blose logische Enunziation zurückbringt, indem ihr wahres oder scheinbares bestimmt wird: lernen wir selbst richtig denken und uns richtig ausdrücken."

Diese zunächst sehr bescheidene formale Heranziehung der Alten, ursprünglich bei weitem mehr vom aufklärerischen Nützlichkeitsprinzipe als von gemütreichen Bedürfnissen höherer ästhetischer Förderung ausgehend, trat nun naturgemäß zuerst in den Hauptsitzen der Aufklärung ein, in den sächsisch-thüringischen Ländern, und damit zugleich im Zentrum der literarischen und pädagogischen Bewegung seit dem 16. Jahrhundert. Hier, in einigen alten gutgehaltenen Gymnasien und in den Fürstenschulen Kursachsens, wo sich der Betrieb der klassischen Sprachen besser als an vielen Orten sonst erhalten hatte, legte man auf diese Studien seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wiederum mehr Wert; und wir erleben das Ergebnis mit, wenn wir Gellert 1734 aus der Fürstenschule S. Afra zu Meißen, in die Lessing 1741 eintrat, hervorgehen sehen, und wenn wir erfahren, daß Klopstock 1739 in Schulpforte aufgenommen wurde, das die Gebrüder Schlegel 1739 und 1741 verließen: eng hängen die ersten Vertreter des griechischen Einflusses in neuerer Literatur mit diesen Schulen zusammen. Neben den Schulen aber begannen sich die Universitäten des Landes in gleicher Linie vorwärts zu bewegen, Jena und Leipzig; und auch sie waren dem humanistischen Betriebe der Wissenschaften niemals gänzlich entzogen worden.

Auf den Hochschulen aber konnte nun für die weitere Entwicklung an den bisherigen allgemeinen Verlauf der altphilologischen Wissenschaft namentlich auch in den Niederlanden angeknüpft werden. War die holländische Philologie des 17. Jahrhunderts in der fast ausschließlichen Hingabe an lateinische Studien erstarrt gewesen, so hatte auf sie seit dem zweiten und dritten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts die englische Philologie, damals ganz unter dem Einflusse Bentleys,

befreiend zu wirken begonnen. Unter diesem Einflusse war man vor allem in ein nachhaltiges Studium des Griechischen eingetreten. Und dabei wurde dieses Studium nicht mehr auf das Neue Testament und sonstige theologisch wichtige Autoren beschränkt: die Philosophen und Dichter vielmehr wollte man vor allem verstehen lernen, von Homer bis herab zu den großen Tragikern. In dieser Richtung hat in erster Linie Tiberius Hemsterhuis (1685—1766) gewirkt; er war der erste große griechische Grammatiker des Abendlandes, wenn er auch noch keine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Sprachen kannte; er liebte Aristophanes vornehmlich und Lucian. Und was er begonnen, haben dann der feurige Valckenaer (1715—1785) und der behäbige, in Leiden angestellte Pommer David Ruhnke (1723—1798), der Verehrer Platos, zu vertiefen gesucht.

Diesem Aufschwung parallel und von ihm vielfach unterstützt und gehoben, verlief eine gleiche Bewegung im inneren Deutschland. Indem man sich hier aus dem Zusammensturze der Philologie in der Periode des Dreißigjährigen Krieges zu erholen begonnen hatte, war zunächst eine Zeit kompilatorischen Fleißes gefolgt, die wohl durch nichts besser gekennzeichnet wird, als durch die Bibliotheca Latina und die Bibliotheca Graeca des unermüdlichen Fabricius (1668 bis 1736), deren erste in 3 Bänden zuerst 1697, deren zweite zuerst 1705 bis 1728 in 14 Bänden erschien. Diese Periode wurde nun abgelöst durch die neue hellenische, anfangs zumeist auf holländisches Vorbild gestützte Entwicklung.

Als erster Vertreter der damit beginnenden Bestrebungen und zugleich deren Verbreiter auf weite Länderkreise ragt Johann Matthias Gesner (1691—1751), seit 1730 Rektor der Thomasschule in Leipzig, seit 1734 Professor an der Universität Göttingen, hervor.

Gesner hat mit Hemsterhuis zusammen den Lucian und die Orphika herausgegeben, doch war er daneben als Gelehrter immer noch vornehmlich im Lateinischen tätig. Was aber wichtiger war: er stellte die neuen hellenischen Studien in den Dienst der Pädagogik. Schon als Dreiundzwanzig-

jähriger hatte er 1715 in seinen „Primae lineae isagoges in eruditionem universalem“ die Grundlinien einer neuen Erziehungslehre entworfen. Er wünschte den Schüler nicht mit grammatischen Abstraktionen beschäftigt, sondern durch eingehende Lektüre nicht zu zahlreicher Klassiker eingeweiht in das Leben des Altertums; er wünschte zugleich seinen Blick erweitert durch frühzeitigen Unterricht in der Geschichte, in der Mathematik und in der Naturkenntnis; denn Vielseitigkeit des Wissens sei nötig, da alles Wissen in sich zusammenhänge und einseitiges Wissen zu trocknem Grübeln und pedantischer Selbstüberhebung führen müsse. Demnach hielt Gesner als Lehrer und Schulrektor in der Tat vor allem auf umfassende Lektüre der Alten an Stelle des Gebrauchs der bisher üblichen neulateinischen Kompendien und auf Verständnis des Inhaltes statt der Beschäftigung mit den bloßen sprachlichen Formen. Und dabei trat ihm das Griechische pädagogisch immer mehr in den Vordergrund, denn „die griechischen Schriftsteller sind die Quellen, aus welchen die alten Römer ihre meiste Weisheit und Gelehrsamkeit hervorgeholet“.

Als Gesner nach Göttingen, bald einem Mittelpunkt der neuen klassischen Studien, ging, wurde er an deren zweitem Zentrum, in Leipzig, durch Johann August Ernesti ersetzt.

Ernesti, der zunächst das Rektorat der Thomasschule übernommen hatte, wurde seit 1742 zugleich Professor an der Universität und vermochte als solcher die neuen klassischen Studien auch über die Aufgaben der Mittelschule hinaus zu kräftigen.

Im übrigen aber erhielten diese Anfangsbestrebungen hellenischer Renaissance ihren festen Rückhalt doch vor allem erst durch die Mittelschulpolitik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Sachsen wurden sie durch die Landesschulordnung vom Jahre 1773, deren Urheber Ernesti war, auf alle Gymnasien übertragen; für die preußischen Gymnasien erwirkte der Minister von Zedlitz, der noch in späterem Lebensalter Griechisch lernte, im Jahre 1779 eine ähnlich entscheidende Verordnung. Und diesen Beispielen folgte im allgemeinen das übrige Deutschland, am

energischsten und meist auch frühesten die Gruppe der protestantischen Staaten des Südens.

Doch wäre es falsch, sich unter dem Eindrucke dieser Reformen die gelehrte Mittelschule der zweiten Hälfte des 18. schon unter dem Bilde etwa des Gymnasiums des 19. Jahrhunderts vorzustellen. Nur ganz bevorzugte Schulen bewegten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts schon stark über den Lehrbetrieb des 16. Jahrhunderts hinaus; für die meisten galt noch die alte Methode und das alte Leben: engste Verbindung mit der Kirche, höchst geringe Schätzung des Schulamts, für das noch kein besonderer Stand vorgebildet wurde; der Schulberuf noch vielfach Durchgangsberuf der Theologen und als Lebensberuf nicht selten Sache von Existenzen, die andere Berufe verfehlt hatten.

## III.

1. Schauen wir an dieser Stelle zurück, um den Charakter der geistigen Bewegungen in Deutschland etwa nach dem Jahre 1740 im ganzen zu betrachten, soweit diese für das fernere Schicksal der deutschen Dichtung von Bedeutung werden konnten, so tritt uns ein ungemein reiches, freilich auch sehr wenig übersichtliches Bild entgegen.

An erster Stelle nimmt der Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern die Aufmerksamkeit in Anspruch; er ist das äußerlich auffallendste Ereignis; und er bezeichnet auch in der Tat den Höhepunkt einer ersten theoretischen Auseinandersetzung zwischen individualistischer und leise subjektivistischer Auffassung vom Berufe des Poeten; die ersten einander entgegengesetzten Schlagwörter in diesem Kampfe: Verstandesmäßigkeit und Phantasie, gelehrte Schönrednerei und schwunghaftes Pathos, waren erschollen. Aber darüber hinaus zu einem tieferen Verständnis der Gegensätze war man noch nicht gelangt; und ein großes Gebiet gemeinsamer Anschauungen, das sich doch bei vollendetem Durchdenken des neuen Standpunktes nicht halten lassen konnte, war den Gegnern noch ver-

blieben. Es handelte sich dabei vor allem um die Vorschriften über die Nachahmung der Natur: wie Gottsched, so hielten auch die Schweizer trotz aller Anerkennung der Rechte und Freiheiten der Phantasie noch daran fest, daß die Dichtung in der Nachahmung der Natur bestehe. Ja noch näher traten sich in gewissem Sinne beide Parteien dadurch, daß ihnen Nachahmung der Natur und Nachahmung der Alten schließlich als ziemlich identisch erschienen; und erst in der Frage: was denn den Inhalt der nachzuahmenden Antike ausmache, gingen sie einigermaßen auseinander. Gottsched hielt hier an der französischen Auffassung der Antike fest, wie sie vor allem aus den Römern entwickelt worden war; die Schweizer schwärmten für Hellas.

Dabei war allerdings der schweizerische Standpunkt nicht sonderlich klar. Denn im Grunde waren ihnen die Griechen nur Surrogat und Hilfsmittel für die eigene, dem subjektiven Leben zustrebende Erkenntnis der Natur; und sie waren somit Freunde und Geburtshelfer der hellenischen Renaissance nur insofern, als diese etwa derjenigen Ansicht der Welt und der Natur entsprach, der sie dunkel mit eigenen Mitteln zustrebten.

Allein, so konnte man wohl sagen, war das nicht zu jeder Zeit das tiefste Verhältnis der Anhänger von Renaissancen zu ihrem vergötterten historischen Ideale?

Lagen hier im Grunde Unklarheiten vor, wie sie später in immer stärkeren Emanzipationsbestrebungen gegenüber den Ansprüchen der hellenischen Renaissance auf ein Selbstrecht wirklichen Daseins zutage getreten sind, so gaben die Gegensätze und Übereinstimmungen, die in dem Kampfe zwischen den Schweizern und Gottsched zutage traten, keineswegs die einzigen großen Entwicklungsmotive der deutschen Dichtung um das Jahr 1740 ab.

Vor allem die Überlieferung der eigenen Rokokodichtung wirkte da noch nach, und in ihr keiner ihrer Vertreter mehr, als der muntere Lebemann an der Alster, Friedrich von Hagedorn. Auf dem scheinbar unzerstörbaren Grunde der horazischen

Dichtkunst lehrte er nach wie vor auf seine Weise Geschmack und Grazie, und aus seinen hurtigen und doch tändelnden Versen erklang die Philosophie Epikurs: „Lebe, liebe, trink und schwärme.“

Daneben aber währten auch die unmittelbar französischen Einflüsse noch fort, ja waren eben in den letzten Zeiten durch die gewaltige Wirkung des größten Vertreters der alten Blüte französisch-römisch-klassischer Bildung, Voltaire, noch einmal verstärkt worden. Und schließlich setzte auch der englische Einfluß stärker ein, wenn er auch der nächsten Stufe der geistigen Entfaltung des Bürgertums noch nicht in unmittelbarer und vorwiegender Wirkung nahetrat und in den höheren Gesellschaftsschichten des Adels und namentlich des Fürstentums neben dem Einfluß der Franzosen nur wenig bemerkt wurde.

Wie nun all dieser Einflüsse Herr werden? Das Entscheidende der Zeit um und nach 1740 war, daß man sich zunächst entschieden gegen Gottsched wandte. Und das hieß natürlich Fühlungnahme mit den Schweizern und Verlegung des bisherigen mitteldeutschen Zentrums der deutschen Dichtung fort aus Leipzig. Weiter war charakteristisch, daß zunächst Halle und, mit einigen Dichtern, Berlin die Führung der mitteldeutschen Dichtung ergriff. Das hieß Anlehnung zwar an die Schweizer, aber im Sinne der Stadt Friedrichs des Großen und der führenden Universitätsstadt des Rationalismus und Pietismus. Oder anders ausgedrückt: neue Dichtung, aber noch mit starker Anlehnung an die Alten, und zwar möglichst noch in rationalistischem und französischem Sinne, also im abgeleiteten Sinne der Römer. Und endlich hieß es: Aufbau einer Ästhetik gewiß unter Zugeständnissen an den neuen, sich dunkel regenden Geist des Gefühls, aber doch noch nach den Schönheitslehren eines Horaz und Quintilian und unter enger Fühlung mit den ästhetischen Neigungen jener neuen Altertumskunde und Renaissance, die sich bei allem Sinne für Griechentum einstweilen doch noch vielfach an die bisher vornehmlich römischen Neigungen der alten Renaissance anschloß.

So mußte denn das unmittelbare Ergebnis dieser neuen Strömung doch noch eine Vermittlung zwischen deutschem und vornehmlich römischem Geiste sein, eine Renaissancepoesie wesentlich noch alten Charakters, so sehr sich in ihr schon der Geist des Neuen regte. Ihre Begründer sind Pyra (1715—1744) und Lange (1711—1781) gewesen, die sich in Halle zusammenfanden: Pyra ein poetisches Talent von Frühreife und baldigem Erblassen, Lange ein formflinker, zäher Dilettant, lange hindurch berühmt und verdient als Übersetzer Horazens, bis ihm Lessing in seinem überscharfen Vademekum vom Jahre 1754 den Kranz vom Haupte schlug.

Die reinste Fortsetzung fand diese Richtung in Berlin, wo der Geist wie die Taten, die von dem großen Könige ausgingen, ihr eine Heimat bereiteten. Denn Friedrich, im Gegensatze zu den bürgerlich-philiströsen Neigungen seines Vaters groß geworden, hatte sich früh daran gewöhnt, von den trüben Wässern der deutschen Dichtung, die er als der Hauptsache nach nur von den Franzosen abgeleitet ansah und überschaute, zur Quelle zu wandern: zu jenem erhabenen Klassizismus eines Corneille und Racine und zu der eindringlichen Sprache eines Voltaire und Montesquieu. Im Umgange mit diesen Geistern verlor er den Geschmack für das gärende Durcheinander der deutschen literarischen Erscheinungen, und durch schweres Schicksal geistig früh gealtert, entzog er sich den Neuerungen auch der späteren Jahre, die, so lange er lebte, im Grunde mehr Großes verhießen als darboten. So seelisch vielfach ein Volksfremder, hat der große Patriot von dem Geiste eben des Volkes gelebt, dessen Ansehen in Deutschland zerstört zu haben einer der Ruhmestitel seiner politischen und kriegerischen Laufbahn gewesen ist; und im Geiste dieses Volkes wiederum war er, sehr fern der zunächst tändelnd eintretenden jungen Renaissance seines Volkes, ein ernster Römer.

Kein Wunder daher, wenn, im getreuen Ausdruck seines Wesens, seine Taten noch im Stile römischer Renaissance, nach dem Muster Horazens, besungen wurden. Der Hauptträger dieser Poesie war der in Halle gebildete Pommer Wilhelm

Ramler (1725—1798). Wir werden seinen gefeilten Oden, die schwerer Arbeit ihr Dasein verdanken, heute ebensowenig Beachtung schenken, wie dies der große König selbst tat, wenn sie auch nicht ganz ohne dichterischen Wert sind, da durch die große Phrase und den banalen Gedanken doch hier und da Empfindung hervorbricht: den Zeitgenossen sind sie bedeutend erschienen.

Aber inzwischen hatte die Hallesche Poesie eine Wendung mehr ins Griechische, wenn auch immer noch unter Hochhaltung französischer Muster, genommen. Es war eine Wendung, die gewiß einem tieferen Zuge des nationalen Verhältnisses zur Antike entsprach, die aber zugleich auch durch eine jetzt ebenfalls hellenisierende Weiterbildung der französischen Poesie nahegelegt ward. Vertreter dieser Richtung waren zunächst vier Studenten, die sich noch unter dem Schutze Pyras in Halle zusammengefunden hatten: Gleim, Rudnik, Uz und Götz. Von ihnen ist Rudnik früh gestorben, war Götz wohl derjenige, der der reizvollen Heiterkeit der Griechen am nächsten kam, hat sich Uz, seinem Vorbild Pindar folgend, vornehmlich in formvollendeten Oden ausgezeichnet; am wichtigsten aber wurde Gleim (1718 bis 1803).

Gleim gab, nachdem Uz 1742 mit seinem „Frühling“ hervorgetreten war, der ganzen Gruppe gleichsam das Etikett mit seinen „Scherzhaften Gedichten“ vom Jahre 1744 und deren Motto: Nos haec novimus esse nihil; unzählige Male sind sie von anderen Verfassern in einer Menge „lieblicher“, „zärtlicher“ und „scherzhafter“ Lieder nachgeahmt worden; vor allem aber hat Gleim sich selbst in zahlreichen Sammlungen bis tief in die siebziger Jahre hinein kopiert.

Eine dieser Sammlungen führt den Titel: „Gedichte nach Anakreons Manier“. Das war es. In leichtgeschürzten Strophen, unter angeblicher Anlehnung an die Antike, suchte man die naiven Reimschmiedereien nachzuahmen, welche die Philologie dem Anakreon zuschrieb. Aber es geschah nicht aus dem Herzen heraus, und so geschah es manieriert. Tiefe Empfindung, überzeugende Wahrheit, Unmittelbarkeit der meist

fragwürdigen Erlebnisse darf man bei diesen im Grunde arg philisterhaften Dichtern nicht suchen. Von ihnen gilt, was Gleim von seinem Damon aussagt:

Schöne Sachen schwatzt mir Damon
Von der Liebe vor;
In mein Herz kommt nichts, er schwatzet
Ewig für mein Ohr!

Und was diese Dichter schwatzen, steht an Gedankengehalt noch weit unter den Leistungen der Leipziger und erst recht Hagedorns. Wie einfach sind die Requisiten ihrer Poesie: kleine lauschige Täler, Myrthenhaine, Blumen, Lerchen, Nachtigallen — und vor allem Schafe, Schäfer und Schäferinnen! Es ist der Apparat der Hirtendichtung der Renaissance, nur um ein Bedeutendes reduziert, mit einigem Hervordrängen Amors, Hymens und gelegentlich auch des Bakchus; ein Lied für einen festen deutschen Mannestrunk bis zum Rausche bringt diese Poesie nicht zustande: nur zum Nippen neben der Liebe reicht es aus, und das Trinken soll dann gar verständig machen:

Lieben will ich und auch trinken:
Aus der hohlen Hand
Meiner zärtlichen Belinde
Trink' ich mir Verstand!

Verständig, hohl und platt, nicht kindlich, aber gelegentlich kindisch, im ganzen herzlich unbedeutend ist auch sonst der Inhalt dieser Poesie; selbst in der Beschreibung des einzigen tiefer erfaßten Objekts, des Frauenzimmers, bleibt sie oberflächlich und trotz allen Details ungegenständlich:

Ihr tiefes Grübchen in dem Kinn!
Ihr schönes Blut! Ihr Schoß!
Ihr Wuchs! Ihr Gang! O Zauberin!
O Göttin! Laß mich los!

Aber man will auch gar nicht tiefer gehen. Ausdrücklich heißt es leben und leben lassen:

Brot hat mir Gott und Wein dazu gegeben!
Wenn er mir nun noch Liebe gibt,
So fehlt mir nichts!

Aus dieser Phäakenstimmung singt Gleim ungeniert in die Welt:

Klopstock will sein junges Leben
Für Homerus' Lorbeern geben!
Dieser Will' ist nicht für mich,
Lange leben will ich!

Sind diese Stimmungen verflachte Reproduktionen aus der Welt jener Gefühle, aus der die Poesie der Hagedorn und Gellert hervorgegangen war, so steht nun aber neben ihnen in der Halleschen Gruppe doch noch ein anderes Element, das den Übergang zu Neuem kennzeichnet. Diese Poesie ist nicht mehr auch nur gemacht naiv. Sie reflektiert, und sie reflektiert ins Empfindsame. Sie kennt schon Naturen ähnlich dem Heineschen Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben:

Sie schlug mit ernsterfülltem Blick
Den Kuß ihm ab, er sank zurück
Und starb vor ihr den Augenblick.

Und tritt sie auch der Empfindsamkeit zunächst nur sehr äußerlich nahe, so gibt sie ihr doch gelegentlich einen Ausdruck, der schon auf kommende Zeiten hinweist:

Sittsamkeit und sanfte Tugend
Sprach ihr ganzer Leib.
Alle jungen Schäfer seufzten:
Welch ein schönes Weib!

Und gelegentlich treibt sie die Empfindelei bis zur Behauptung allgemeinen Liebesunglücks:

Glücklich ist, wer nimmer liebet,
Wer der Liebe lacht;
Denn wer sich der Lieb' ergibet,
Seufzet, sehnt sich, ist betrübet,
Winselt Tag und Nacht.

Inzwischen aber war aus diesen Kreisen eine kleine Gedichtsammlung hervorgegangen, die weit hinweg über eingebildete Liebeleien ein Stück Wirklichkeit packte: Gleims „Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier“. Zwar fehlte auch hier das sentimentale Element

keineswegs: Friedrich der Große, der Kriegsfürst dieser Jahre, erscheint unter der typischen Benennung des „Menschenfreundes", und der Gott der Schlachten wird empfindsamen Regungen zugänglich gedacht. Aber im ganzen ist die Phantasie, die diese Gedichte, Lieder vor und nach den Schlachten des großen Krieges, durchzieht, doch gegenständlich: mit Recht spricht Lessing in dem Vorbericht, mit dem er die einzeln erschienenen Lieder gesammelt herausgab, davon, daß sich in ihnen eine „gehorsame Begeisterung" offenbare, „die sich nicht durch Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht". Es war eine gewaltige Errungenschaft: aus der Wolkenwelt der Phantasie war die Dichtung hineinversetzt in das Tageslicht des eben Gewordenen. Wo hatte man bisher von männlich klaren Entschlüssen gesungen? Der Grenadier aber ließ seine Kameraden geloben:

Gehorsam feurigem Verstand
Und alter Weisheit nun,
Stehn wir, die Waffen in der Hand,
Und wollen Taten tun.

Und wo hatte man bisher in knapper Beschreibung epischen Ton getroffen? Gleim aber malte in vier berühmten Zeilen das unvergängliche Bild des königlichen Feldherrn:

Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht.

So mußten diese Lieder volkstümlich werden. Es war nicht die Gestalt des großen Königs allein, die sie hob, und der unser Dichter — 1744—1747 Geheimschreiber des Prinzen Wilhelm von Preußen — mit der treuen Begeisterung eines freiwillig Untergebenen anhing: sie trugen in sich trotz aller Anrufung der Kriegsmuse, trotz Rom und Sparta, trotz Apollo und Mars ein nationales Moment; der Volkston war getroffen; sicheres Hervorziehen weniger Personen, die redend eingeführt werden, klare Konzentration auf den großen König,

Vereinfachung verwickelter Vorgänge im Sinne der Verständigungskunst des gemeinen Mannes, biederer Soldatenhumor zwischendurch und, alles überragend, eine klare Weltanschauung, die im Christengott den preußisch-nationalen Herrn der Heerscharen, den unverbrüchlichen Bundesgenossen des „Menschenfreundes“ nicht bloß ahnt, sondern in naiver Unmittelbarkeit in Anspruch nimmt: das waren die Elemente, die Gleims Kriegsliedern etwas Reales gaben und sie eindringen ließen in Volk und Heer. Und in zuversichtlicher Erwartung ihrer Kraft hatte sie der Dichter ausgehen lassen: so

. . . singe Gott und Friederich
Nichts Kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!

Gleims Kriegslieder sind eine Erscheinung für sich: sie sind das inkarnierte Erscheinen gleichsam der Person des großen Königs selbst in unserer Poesie durch Vermittlung eines Dichters, der sich in seinen späteren Arbeiten nie wieder auch nur entfernt zur Höhe der Grenadierlieder erhoben hat. Darum stehen sie einsam da in der Dichtung der Zeit; denn was Preußen und Berlin sonst noch zum Lobe des großen Königs gesungen hat, steht allzusehr im Kernschatten der großen Persönlichkeit und reicht nicht entfernt heran an die Schöpfung des Halberstädter Domsekretärs.

Inzwischen aber war der neue Zeitgeist, wie er sich jetzt schon ein wenig entschiedener in Regungen einer immerhin noch verschleierten Empfindsamkeit auszuprägen begann, tiefer in die horazischer und anakreontischer, die römischer und hellenischer Neigung vollen Dichterkreise eingedrungen: immer stärker begann ein neuer Empfindungsinhalt in wesentlich noch alten Formen zu gären, immer gefühlvoller wurde die Schalkhaftigkeit, immer tiefer das zarte Empfinden, immer sicherer die Rückkehr zur einfachen Liedform unter Abwerfen des schellenlauten Alexandriners, immer sauberer und schimmernder die Sprache und reiner von Roheit, Wildheit und Wust: es war

wie die Unruhe des Wassers vor einem gewaltig befreienden Fall in die Tiefe einer andern landschaftlichen Umgebung.

In der Schweiz, wo Brockes „Irdisches Vergnügen in Gott“ lebendige Aufnahme und dauernde Verehrung gefunden hatte, von wo aus Hallers „Alpen“ ertönt waren, in der Heimat Rousseaus, war Ewald von Kleist (1715—1759), ein Offizier des Preußenkönigs aus Pommern, zur Landschaftspoesie angeregt worden, nachdem ihn unglückliche Liebe von dem leichten Tändelton Gleimscher Anakreontik befreit hatte. Gefühlvoll malte er in seinem „Frühling“ (1749) einzelne Bilder des Lenzes und umrahmte und verband sie durch philosophische und moralische Betrachtungen, während er in anderen Gedichten statt des elegischen den heroischen Ton anschlug und so in höherer Potenz der Empfindung verknüpfte, was das Element der „Scherzhaften Lieder“ und der „Grenadierdichtungen“ Gleims gewesen war. Und würde er nicht, bei längerem Leben, ganz einer Poesie der Empfindung anheimgefallen sein, er, der Dichter der Zeilen:

Wir küßten uns, sowie die Wachtel schlug,
Wir seufzten wie die Abendwinde —?

Gewiß: in seinem „Frühling“ erhebt er zunächst nur die Art des Brockes in eine frischere, poesievollere Luft und läutert sie durch edlere Sprache und reineren Geschmack. Aber es treten doch auch die Empfindungen von Brockes, und selbst die frommen, inniger, wahrer, demutsvoller und zugleich schwunghafter auf. Und Kleists Freund Lessing versichert uns, daß sich der Dichter auf den „Frühling“ das wenigste einbildete. „Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben ...., er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.“

Kleists „Frühling“ erschien aber zugleich in den Jahren, da Thomsons „Jahreszeiten“, denen Haydn sein Oratorium nachkomponiert hat, in Deutschland eifrige Leser und Leserinnen fanden: die Periode der Naturschwärmerei, die zwischen Menschen-

geist und Landschaft sich schiebende Empfindsamkeit brach herein. Und noch auf dem Boden gelegentlich recht süßlicher Anakreontik, doch dicht schon an der Schwelle eines in vollen Zügen atmenden modernen Naturgenusses hat ihr der Züricher Geßner den allgemeinsten Ausdruck gegeben: seine „Daphnis" vom Jahre 1754 und seine prosaischen Idyllen vom Jahre 1756 mit ihren Schäfern und Schäferinnen, die bei aller scheinbaren Naivität und aller entwicklungsgeschichtlichen Abhängigkeit vom galanten Hofidyll der Franzosen der Hauch einer ins Sentimentale gemilderten Alpenluft umfließt, überholten um diese Zeit fast die Popularität der mitteldeutschen Anakreontik. Und zugleich erschien bei Geßner die Kunst der Naturbetrachtung bis hart an die äußerste Grenze individualistischen Könnens gefördert; gewiß verfährt sie noch malerisch beschreibend und geht demgemäß ins Einzelne und in die Breite; die Empfindung für die Gesamtreize einer ganzen Landschaft nach dem Wechsel der Jahreszeiten oder des geologischen Aufbaues oder auch der Flora und Fauna ist noch gering; aber doch sind alle Einzelheiten schon in das gemeinsame zarte Kolorit des Empfindsamen getaucht und verschwinden so wenigstens in der subjektiven Beobachtung des Dichters zu einem Kosmos.

2. Bisher hatte die neue Strömung, die aus der Kombination älterer geistiger Bewegungen mit jener stärker werdenden Renaissance hervorging, die ihrerseits zum großen Teil wieder nur den aufbrechenden Subjektivismus in seinen primitivsten Formen maskierte, sich wesentlich nur auf lyrischem Gebiete erprobt. In ihrem weiteren Verlaufe aber, da sie den Rationalismus Gottscheds hinter sich ließ, wie er sich auf dem Gebiete des Theaters vor allem ausgewirkt hatte, wandte sie sich auch der wichtigsten Gattung auf dem Gebiete der literarischen Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert zu, dem Drama. Und mit dem Zuge zum Drama erwachte zugleich der ihm historisch so verwandte zur Satire. In dieser Verallgemeinerung aber kehrte die literarische Bewegung auch noch einmal nach ihrem

bevorzugten Standorte während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück nach der Stadt, die der Kampf gegen Gottsched nur zeitweise in den Hintergrund gedrängt hatte, nach Leipzig.

Denn hier war noch immer der Mittelpunkt des deutschen literarischen Lebens. Neben Gottsched, der sein altes Ansehen noch keineswegs ganz verloren hatte, und neben seiner hochbegabten, feinen und vermittelnden Frau wurden hier Männer groß wie der sächsische Satiriker Rabener und der bissige Kästner, ein frühes Wunderkind, mit 18 Jahren Magister, mit 20 Jahren Dozent an der Universität. Gleichzeitig verlebte Gellert die erste, anmutig-ausgelassene Periode seines Lebens in Leipzig, sonnte sich der jugendlich-feurige Johann Elias Schlegel, bis 1743 in Leipzig, in dem Ruhme seiner Dramen, der schon erklungen war, als er noch Schulpforte besuchte; schrieb Zachariä mit 18 Jahren an seinem besten komischen Heldengedichte, während im Jahre 1746 die Studiosi Klopstock aus Schulpforte und Lessing aus Sankt Afra in Meißen eintrafen; und um sie alle gruppierten sich noch manche Literaten zweiten Ranges, wie Cramer, Gärtner, Johann Adolf Schlegel, Schmidt, Ebert u. a.

Da versteht man, mit welchem Interesse in diesen Kreisen der Kampf Gottscheds mit den Schweizern verfolgt ward.

In den Jahren 1740 bis 1744 etwa hatte sich nun der Sieg zugunsten der Schweizer entschieden. Der Ausgang gab, wie schon einmal erwähnt[1], Anlaß zur literarischen Emanzipation der jüngeren Leipziger Kreise. Sie begründeten im Jahre 1744 eine neue Zeitschrift, die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes“, die nach dem Druckort, Bremen und Leipzig, kurzweg „Bremer Beiträge“ genannt zu werden pflegten. Und diese Zeitschrift wurde zur Stätte einer weiteren Entwicklung der neuen Renaissancekunst: mehr als bisher trat jetzt neben dem antiken Moment das moderne

[1] S. oben S. 324.

subjektivistische, und zwar in seiner ersten, empfindsamen Erscheinungsart, hervor.

Freilich waren die meisten „Bremer Beiträger" reiner Observanz nur mäßige Dichter. Gewiß vertraten sie den neuen Geist, aber sie taten es im ganzen genüglich und fern jedem Gedanken einer durchgreifenden Umwälzung. Nur einige ragten aus ihnen schließlich als Träger bedeutenderer Erzeugnisse und stärkerer Neuerungen hervor, so vor allem Johann Elias Schlegel, Rabener und Gellert.

Im Drama führte Johann Elias Schlegel, der früh Verstorbene (1718—1749), über Gottsched hinaus. Unmittelbar von den Griechen ging er aus; als Alumnus in Schulpforte hatte er 1737 seine „Iphigenie" allein nach Euripides' „Iphigenie" gedichtet. So trat ihm die Technik des französischen Dramas von vornherein als etwas Fremdes entgegen und er wollte nichts wissen von seinen Intrigen und romanhaften Verschlingungen: er zuerst hat die Einfachheit der Alten für das Schauspiel verkündet. Und indem er die Handlung vereinfachte, legte er allen Nachdruck auf ein tieferes Erfassen der Charaktere: so hat er seinen „Hermann" (Arminius), so seinen „Sextus Tarquinius" und seinen „Canut" (1746) gedichtet, so auch im Lustspiel („Triumph der guten Frauen") Ausgezeichnetes geschaffen.

Da lag es denn auf der Hand, daß seine Richtung ihn an der Hand der Alten und des von ihm schon in tiefen Ahnungen begriffenen Shakespeare, der seit 1741 den Deutschen bekannter wurde, zum psychologischen Drama, zum Drama des Subjektivismus, führen mußte: und er besaß, wie vor allem der „Canut" zeigt, eine genügende Gabe der Menschenkenntnis, um eine gute Strecke des schwierigen Weges rasch und mit eins zu vollenden. Da, im besten Zuge, infolge seiner Verpflanzung nach Dänemark auch durch eine lebendige Einsicht in eine große Bühne, die Kopenhagener, gefördert, starb er frühzeitig im Jahre 1749; und niemand, weder Cronegk noch Weiße noch Brawe, wußte den von ihm eingeschlagenen Pfad fürbaß zu wandern.

Aber neben der dramatischen Richtung war auf deutschem Boden, wie wir wissen[1], die satirische niemals ganz zugrunde gegangen. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts hatten Wernicke in Hamburg (starb nach 1710) und der Mecklenburger Liscow (1701—1760) die norddeutschen Traditionen Laurenbergs in Epigramm und Invektive fortgesetzt, doch war der weitaus jüngere von beiden, Liscow, nach der grausamen Abschlachtung seiner Gegner, des Magisters Sicius in Lübeck und des Professors Philippi in Halle, im Jahre 1732, in den Hintergrund getreten. Dann hatte, ebenfalls noch vor der Höhezeit des Gottschedschen Streites, Kästner mit witzigstem Verstande, doch ohne den tiefen Untergrund leidenschaftlichen Humors und vollen Herzens zu spotten begonnen.

Als bezeichnendste Träger aber der Satire treten um diese Zeit Rabener und Zachariä hervor. Von ihnen hatte Rabener (1714—1771), seit 1741 Steuerrevisor in Leipzig, 1753 nach Dresden versetzt, an sich das Zeug zum großen Satiriker: tiefe Menschenkenntnis, plastische Phantasie und sichere Kunst drastischer Schilderung; und auch der Mut der Selbsterkenntnis und Selbstverspottung, sowie anderen gegenüber sittlicher Ernst und reine Absicht der Besserung fehlten ihm nicht. Nur eins ließ er vermissen: den heiligen Zorn des öffentlichen Tadels und den hohen, weltverachtenden Mut nach allen Seiten hin, nach oben wie nach unten, den solcher Zorn eingibt. Rabener selbst sagt einmal in Erkenntnis, aber Entschuldigung dieses Mangels: „Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es gibt in allen Ständen Toren; aber die Klugheit erfordert, daß man nicht alle tadle; ich werde sonst durch meine Überzeugung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nutzen kann. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an die Tore der Fürsten dringen und die

---

[1] S. oben S. 258 ff.

Aufführung der Oberen verhaßt oder gar lächerlich machen wollen" [1].

Unter diesen Umständen blieb der Kreis der Satire Rabeners zunächst äußerlich begrenzt: im wesentlichen hat er nur die schwachen Seiten des Mittelstandes gegeißelt. Aber damit war natürlich auch eine innerliche Beschränkung gegeben: in der Geißelung des Philistertums blieben Rabener die tiefsten Töne des Herzens, blieb ihm der Laut des höchsten Lobes und heiligsten Tadels stumm. Und noch mehr muß gesagt werden. Die größeren Stücke Rabeners zeigen deutlich, daß ihm die Kräfte zum komischen Roman gegeben waren, daß er die Satire des 16. und 17. Jahrhunderts wohl zu der Kunstform hätte hinführen können, die sie schon längst als Blüte einer höheren Entwicklung verlangte. Wie aber sollte der Dichter dieser Aufgabe gerecht werden, wenn er sich in den materiellen Grundlagen der Satire Vorschriften machte, die sich wohl aus sozialen und politischen, nimmermehr aber aus ästhetischen und ethischen Gründen erklären lassen?

So blieb der deutschen Satire, dieser Leidensform, diesem Aschenbrödel unserer Dichtung seit dem 16. Jahrhundert, auch diesmal die höchste Ausbildung versagt. Oder hätte sie Zachariä (1726—1777) ihr geben können? Zachariä war ein frühreifes Talent; noch als Jüngling veröffentlichte er das komische Heldengedicht „Der Renommiste", eine prächtige Satire des Studentenlebens seiner Zeit. Aber seitdem versagte er. Er fand weder Formen noch ästhetische Gesetze der Satire, die seiner Zeit gemäß waren. Und da kann man denn freilich ganz allgemein sagen, daß Fortschritte, die an Drama und Satire anknüpften, wenn sie über den Rationalismus hinausstrebten, dem neuen Geiste grade anfangs nicht zum Durchbruch verhelfen konnten und eben deshalb nicht zur Blüte gelangten. Denn dem trat entgegen, was eben beide Gattungen im individualistischen Zeitalter gefördert hatte und bei günstigem Verlaufe noch viel mehr hätte fördern können: der Zug aufs

[1] Zit. Lemcke S. 517.

Reale, Gegenständliche. Mit Ausschreitungen des Gefühls und der Empfindung setzte die neue Zeit ein. Wie hätte sich ihr da irgendwelche Satire erschließen können? Und auch das Drama, so wie es Johann Elias Schlegel im Anschlusse an die Vergangenheit und im Hinblicke auf die Zukunft gepflegt hatte, fügte sich grade dieser Stimmung nicht. Es hatte den Zug zum Großen, Erhabenen, wie ihn die Alten gehabt hatten; Schicksale der Könige waren Hauptstoffe der Tragödie. Der neue Geist aber, wie er zunächst sentimental auftrat, hatte zu den Empfindungen, die auf diesem Gebiete vor allem rege gemacht werden konnten, keine Beziehung: er ging aufs Übergemütvolle und fand seinen ersten ganz entsprechenden Ausdruck in dem bald erstehenden bürgerlich-sentimentalen Rührstück, etwa in Lessings „Miß Sara Sampson".

Und so näherten sich denn Satire und Drama in der Leipziger Schule nach Gottsched wohl aufs allerengste dem neuen Zeitalter, aber sie eröffneten es nicht. Nach Lage der Dinge konnte das nur durch einen ungeheuren Aufschwung der Lyrik ins Pathetisch-Sentimentale geschehen; und dieser wurde herbeigeführt, indem die lyrischen Elemente der Empfindsamkeit einem heroischen Stoff einverleibt wurden: in dieser Verbindung liegt das Geheimnis der Wirkung, das von der Messiade Klopstocks ausging.

Aber dem unmittelbaren und vollständigen Übergange auf den Boden der neuen Dichtung stand auch noch etwas Weiteres entgegen: der Charakter des aristokratischen Bürgertums der Handelsgroßstädte, das bisher vornehmlich die soziale Basis der literarischen Entwicklung gebildet hatte. Weder Klopstock noch Lessing noch Schiller noch auch Goethe, nachdem er aus seiner Heimat hinwegverpflanzt worden war, haben mit diesen Kreisen noch stärkere Fühlung gehabt, und ebensowenig hatten dies die eigentlichen Vorläufer der neuen Dichtung, Günther und Haller. Wie sehr aber die alten sozialen Zusammenhänge, wie sie vor allem in Leipzig bestanden, den Dichter auch im alten Kreise der Dichtung festhielten, das zeigt nichts besser als das Schicksal Gellerts.

Gellert (1715—1769) war in seiner ersten Periode der Hagedorn Leipzigs, aber in erhöhter und vervollkommneter Gestalt, insofern er sich, wenn auch noch der Mann,

in dessen Mund Vernunft, gekränzt mit Anmut, lacht,

doch der neueren Richtung auf die Betonung des Gefühls und dem Streben nach Natürlichkeit weit energischer hingab als Hagedorn. Es sind die Zeiten, da er sich Günthers dichterische Art teilweis zum Muster genommen hatte, da er Lehrer des Küssens und Tändelns war, da er von Wein und Liebe sang und spottend auf den Glauben der Kirche herabschaute. Mit zwölf Liedertexten auf Menuette und Polonaisen war er 1743 zuerst aufgetreten; Schäferspiele folgten; das Liedspiel „Die Betschwester" (1745) geißelte lieblose Frömmelei und Heuchelei; die Fabeln und Erzählungen (seit 1746 gesammelt) spiegelten in der Art Lafontaines die große und kleine Welt nicht ohne bedenkliche Ausflüge in das Gebiet des Frivolen aufs munterste wider, und der ebenfalls seit 1746 erscheinende Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G . . ." vertiefte sich in die schwierigsten Probleme geistiger und sinnlicher Leidenschaft.

Was hatte in dieser Entwicklung nicht schon alles angeklungen, was war von ihr zu erwarten, wenn dem Manne, der sie durchgemacht, die Freiheit des Geistes blieb, den Sprung in die unbekannten Wasser der neuen Dichtung kühn und doch überlegt zu wagen!

Aber Gellert war nach Herkunft wie gesellschaftlichen Zusammenhängen mit den gut bürgerlichen Kreisen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verwachsen; und schon seine Fabeln und Erzählungen mit ihrer Rokokolebendigkeit ließen erwarten, daß er ihr schwerlich untreu werden würde. Zudem hatte er grade auf diesem Gebiete den entschiedensten Erfolg — natürlich, denn hier wurde er am besten verstanden! —, und vor allem: zunehmende Hypochondrie wies ihn philisterhafter, moralisierender, schließlich sogar frömmelnder Haltung zu.

So entwickelte sich der Gellert, der der Nachwelt vor allem vertraut geblieben ist, den wir aus Goethes Schilderung kennen; der Gellert, dem die Dichtung dazu da zu sein schien, „dem

der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen", der fromme, aber oft doch recht prosaische Liederdichter, der ein getreuer Sohn war des absterbenden Zeitalters eines ausschließlichen, die Welt und die Geister doch immer noch führenden Rationalismus. Das ist der Gellert, der in seinen Vorlesungen wenigstens zu Goethes Zeit weder Klopstock noch Lessing, noch Gleim, noch Kleist, noch Wieland, noch Gesner zu nennen pflegte: der letzte bedeutende Kopf, der schließlich aus einer vergessenen Zeit hineinragte in eine neue.

## IV.

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, bis zu welchem Grade eine als Ganzes und Ausgesprochenes noch immer verborgene Geistesbewegung auf neue, subjektivistische Ziele hin das rationale Fundament der Dichtung des ausgehenden individualistischen Zeitalters unterwühlt hatte, und wie ihr dabei von einer neuen, wenn auch noch halbrationalistischen hellenischen Renaissance Hilfe geleistet worden war.

Hatten nun die gleichen Strömungen nicht auch auf die bildenden Künste Einfluß?

Im Bereiche der bildenden Künste hatte die Malerei in der niederländischen Entwicklung der Rubens und Rembrandt eine Ausbildung erfahren, die alle Möglichkeiten des individualistischen Zeitalters erschöpfte; und Hindeutungen des Rokokos auf den lichten Ton der Freilichtmalerei des subjektivistischen Zeitalters waren nur scheinbar von entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung gewesen und im Grunde aus ganz anderen Motiven als denen, die lichtumflossene Erscheinungswelt als solche wiederzugeben, hervorgegangen[1]. So war in der Malerei ein weiterer Fortschritt so bald nicht zu erwarten — ganz davon abgesehen, daß hier die Antike aus Mangel bis dahin überlieferter und schon wieder aufgedeckter Malereien schwerlich bildend einzuwirken imstande war.

---

[1] S. oben S. 208.

Ähnlich aber stand es für Deutschland zunächst auch mit dem Einflusse der antiken Plastik. Diese Plastik an Originalen zu studieren, war hier in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eigentlich nur in Dresden möglich; und auch in Dresden waren die vorhandenen Originale so wenig zugänglich, daß zum Beispiel Winckelmann sie erst gegen Schluß seines Dresdner Aufenthalts entdeckt hat. Und so ergab sich denn, was im Grunde schon seit dem 16. Jahrhundert, wenn auch nicht mit gleicher Ausschließlichkeit wie jetzt, gegolten hatte: den stärksten Einfluß der Antike konnte man am Ende noch auf dem Gebiete der Architektur erwarten. Denn hier kannte man jetzt nicht bloß die Theoretiker der Alten, einen Vitruv und andere, sondern neben ihnen hatte man auch eine Fülle unmittelbarer und greifbarer Anschauungen durch eine bereits im 17. Jahrhundert beginnende Archäologie der Reisen gewonnen. Da hatte schon Jacques Spon der wissenschaftlichen Welt die Kenntnis von Korinth und Athen erschlossen; 1676—1678 war die Beschreibung seiner Reisen in Griechenland erschienen. Dann hatten in Frankreich Jean Mabillon, Bernard de Montfaucon und der Graf de Caylus den Grund zu einer Wissenschaft der antiken Archäologie gelegt, zunächst auf der Basis von Kleinaltertümern zwar, doch auch mit manchem höheren architektonischen Gewinne. Und währenddes war im Jahre 1719 Herkulaneum entdeckt worden, und 1738 begannen die zunächst freilich sehr beschwerlichen und verhältnismäßig noch wenig lohnenden Ausgrabungen. Gleichzeitig verbreitete sich die Kunde von den wunderbaren Ruinen zu Pästum. Und darauf folgte im Jahre 1748 die gewaltiges Aufsehen erregende Entdeckung von Pompei, während im gleichen Jahre die Engländer Stuart und Rewett eine wissenschaftliche Reise nach Griechenland unternommen hatten, deren Ergebnisse sie in einem Folioprachtwerke von vier Bänden mit über 300 Tafeln in den Jahren 1776—1816 veröffentlichten, Tafeln, die zuerst einen vollkommneren Einblick in die Welt der griechischen Architektur gestatteten, wie denn kurz vorher durch Piranesis Sammelwerk (1756) die tiefere Kenntnis römischer Bauten vermittelt worden

war. Es war Schlag auf Schlag ein Eindringen in eine versunkene Welt, das alle Vorstellungen von der Antike, und zwar zunächst und vor allem im Gebiete der Architektur, aufs entschiedenste umzugestalten begann.

Nun hatte, wie wir uns erinnern wollen, die Baukunst während des 16. bis 18. Jahrhunderts eine ziemlich verwickelte Geschichte erlebt.

Wenn es richtig ist, daß die Architektur vor allem die Tochter des Bedürfnisses künstlerisch geschlossener Räume ist, so ist klar, daß ohne vollkommen sicher empfundene Raumbedürfnisse eine volle Blüte der Baukunst nur schwer, wenn überhaupt zu erreichen ist. Solche Raumbedürfnisse werden aber nur von reichlich entwickelten und auf der Höhe ihrer Entfaltung stehenden Gesellschaftsschichten ausgehen und getragen sein können.

Die deutsche Sozialgeschichte des 16. Jahrhunderts hatte gesellschaftliche Schichten dieser Art nicht gekannt. Zwar das Bürgertum des Mittelalters erlebte damals in einigen Reichsstädten noch eine üppige Nachblüte, und hier und da zeigten sich schon die Spuren eines auch gesellschaftlich charakterisierten fürstlichen Absolutismus. Und Raumbedürfnissen eben dieser Klassen ist die Renaissance in ihren schönsten Bauten gerecht geworden. Aber doch waren die Fürsten, jene zukünftigem Absolutismus zustrebende hohe Reichsaristokratie, vor der das mittelalterliche Großbürgertum früh erblich, weit davon entfernt, das Ideal eines ihrem Leben genugtuenden Schloß- oder Palastbaues entwickelt zu haben. Vor allem aber fehlten neben den profanen die kirchlichen Ideale. Die alte Kirche, in tausend Nöten, dachte am wenigsten an große Bauten, und die neue, der ursprünglichen Meinung nach nicht von dieser Welt, bewarb sich nicht allzu eifrig um die sinnliche Hilfe der Kunst und hat das Ideal eines Predigtraums für ihre Gemeinden nur langsam und kümmerlich entfaltet.

So bestanden aus der allgemeinen Entwicklung her für die Baukunst der Renaissancezeit keine einfachen und klaren Forderungen. Sie waren aber auch aus der inneren Entwicklung

der künstlerischen Triebe in der Nation nur schwer herzuleiten. Ihren wesentlichen Ausdruck fanden diese während der eigentlichen Renaissancezeit in der Malerei und der Griffelkunst eines Holbein und Dürer; die Baukunst ward vernachlässigt und ihre Erzeugnisse verrieten ein Chaos künstlerischer Gestaltung: gotische und antike Motive, vertikale und horizontale Tendenzen liefen bunt neben- und durcheinander.

Erst das Barock brachte eine gewisse Klärung. Jetzt traten deutlichere Bauideale hervor: der Palast von bedeutender Höhe und gedrungener Zentralanlage, die katholische Kirche der Gegenreformation, der Predigtbau des evangelischen Bekenntnisses. Und jetzt vermählte sich auch der Fortschritt der künstlerischen Anschauungskraft mit der klaren Einsicht in die räumlichen Bedürfnisse; die Lichtführung in diesen neuen Räumen, majestätisch gedacht in den Profanbauten, zur Verzückung hinreißend im katholischen Kuppelbau, zu andachtsvoller Ruhe einladend in den Hallen des Luthertums und des Calvinismus: sie ward zum Problem der weiteren künstlerischen Durchbildung.

Und noch einmal ward die Lösung dieses Problems, in der Baukunst von vornherein an die Forderungen der Monarchie und des Christentums der Zeit gebunden, durch eine Wandlung der Baubedürfnisse tief beeinflußt. Der Absolutismus Ludwigs XIV. wie die ihm untergebene Gesellschaft ward des prunkenden Palastlebens müde, sie wählte die Einsamkeit ländlicher Schlösser, deren Anlage den kleinen deutschen Territorialfürsten von vornherein nahelag. So wurde der Bann des Barockpalastes, dessen Belichtung in Mitteleuropa von vornherein etwas andere Bedingungen gefunden hatte als in seinem südlichen Heimatlande Italien, nun vollends gebrochen: weit auseinanderlaufende Schloßanlagen von mäßiger Geschoßzahl und horizontaler Wirkung ersetzten die gedrungen aufstrebenden Zentralbauten des Barocks: und volles Licht drang in das Innere der neuen Räume. Damit trat an Stelle der konzentrierten Lichtführung des Barocks mit ihrem Durcheinander von Reflexen und Helldunkelwirkungen eine breitere, vollere, einfachere

Lichtwirkung; und ihr folgte die tektonische, plastische und malerische Ausschmückung.

So weit erscheint der Verlauf der Baugeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts einfach genug. Aber in diese Entwicklung, wie sie aus inneren und äußeren Bedürfnissen der europäischen Völker her leicht erklärbar ist, war nun seit dem 16. Jahrhundert der weltgeschichtliche Einfluß der Antike getreten. Und er hatte verwirrend gewirkt.

Die erste architektonische Periode dieses Einflusses, die der speziellen Renaissance, begreift in Deutschland eine Zeit schlimmsten Durcheinanders der verschiedenartigsten Motive und Versuche; und nur in Holland geht aus ihnen schließlich ein einheitlich durchgebildeter nationaler Stil, der Back-Hausteinbau, hervor. Im Barock klärt sich dann, zunächst von Italien her, unter tiefen Umwandlungen der antike Einfluß; im Rokoko wird er, zunächst in Frankreich, bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet und schließlich beiseite geworfen.

Die Art aber, in der dieser Prozeß sich vollzieht, ist lehrreich genug. Das, was sich von der Antike zunächst und am einfachsten hatte aufnehmen lassen, war das Ornament im weitesten Sinne des Wortes gewesen: durchaus dekorativ hat wenigstens in Mitteleuropa und vor allem in Deutschland die Renaissance begonnen. Konnten aber in Ornamenten, selbst wenn man sie eng mit tektonischen Gliedern verknüpfte, ja diese, soweit sie ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet waren, in sie aufgehen ließ, die dauernden Grundlagen eines Stils gegeben sein? Das Ornament erlebte, je nach der Entwicklung des tieferen, nationalen Problems der Lichtführung, die sonderbarsten Wandlungen. In der Renaissancezeit fein gegliedert, zart und gefällig, wurde es im Beginn der Barockzeit schwer, massig, gebunden; dann, in Italien mit Bernini, erscheint es leichter und fröhlicher, aber auch leichtsinnig und gefallsüchtig, bis im Rokoko seine Verflüchtigung ins Spielende eintritt.

Nun wurden freilich neben der Entwicklung des Ornamentes die eifrigsten Studien Vitruvs betrieben, in dem ernsten

Bestreben, auch die tektonische und statische Seite der antiken Baukunst zu erneuen, und bis zum Ende des Barocks hat man geglaubt, die Alten wirklich nachzuahmen — niemand vermeinte antiker zu sein als die Franzosen unter Ludwig XIV. —, ja selbst noch im Rokoko hielt man sich für gewiß, der Hauptsache nach unter antiker Führung zu schaffen. Aber was war der tatsächliche Erfolg? Die modernen, die nationalen und kirchlichen Bedürfnisse warfen die ganze antike Lehre über den Haufen; immer mehr entfernte man sich von den Vorschriften sogar der antiken Architekten, und nichts blieb schließlich übrig, als das angeblich besonders antike Streben nach der einfachen Vornehmheit, der simplicité noble.

In Wahrheit hieß dies freilich nichts, als die Vernüchterung der eigentlich baulichen Teile der Architektur. Und da man gleichzeitig im Ornament des Rokokos die Willkür der Schmuckweise zum eigentlich Grundsätzlichen erhob — ein Prinzip, das immer rasch zum Phantasielosen und namentlich zu unerträglich nüchternem Naturalismus geführt hat —, so entstand das, was die späteren Rokokobauten darbieten: ein voller Bankrott der tektonischen wie der konstruktiven Seite der Baukunst. Der Einfluß der Antike, allzu stark zugelassen und verehrt, hatte somit zur völligen Brache der eignen und damit der grundlegenden Entwicklung geführt. Daher nun jene entsetzliche Nüchternheit der Bauten bis tief hinein ins 19. Jahrhundert, das Hausväterliche, Philisterhafte der Anlage, der Mangel heiteren Schmuckes.

In dem Augenblicke nun, da diese Ernüchterung, dies Nachlassen jeglicher architektonischer Phantasie in den ersten tiefen Spuren zutage zu treten drohte, da man anfing, Ekel vor dem Spiel eines immer ausschweifenderen Rokokos zu empfinden, wurden auf dem Wege archäologischer Forschung zum ersten Male Bauten der Alten genau und authentisch bekannt.

Man begreift, was die Wirkung sein mußte. Wie vermochte die älteren Vorschriften zufolge noch immer recht verwickelte Baulehre des Rokokos vor der hehren Einfalt eines griechischen Tempels zu bestehen? Und wie das lüsterne Spiel

des zeitgenössischen Ornamentes vor der unbewußten Grazie der Handwerkerdekorationen Pompeis? Es war klar: man war in die Irre gegangen; erst jetzt lernte man die Antike verstehen, wenn man auch noch ganz an der Schwelle wirklicher Einsichten war. So konnte auch vom Standpunkte der Verehrung der Antike das Bestehende keine Gnade mehr finden; wie die Kunst sich ausgelebt hatte, so war sie kritisch beseitigt: ein Neues mußte an ihre Stelle treten.

Aber welches Neue? Besaß man eine negative Klarheit, so war sie doch schwer in positive Ziele umzusetzen; und noch wirkte das Alte mit aller Wucht des Vorhandenen. Diesem Zusammenhange, zugleich dem seit Mitte des Jahrhunderts überall hervorbrechenden Streben nach Natürlichkeit als einer ersten Überwindung des Rationalismus verdanken die sogenannten klassizistischen Bauten ihre Entstehung.

Die Wiege dieses Klassizismus ist noch einmal Frankreich gewesen. Man versuchte dabei den Ausweg aus der Sackgasse des Rokokos zunächst in doppelter Weise zu gewinnen. Einmal hatte sich in Italien im Gegensatze zu den wachsenden Ausschreitungen des dort noch fortwuchernden Barocks eine puristische Reaktion eingestellt, die vor allem in Venedig Fuß faßte. Sie wurde durch Servandoni nach Frankreich verpflanzt, durch den 1737 publizierten Brief Cochins „an einen jungen Maler" gefördert und gewann Boden vor allem auch dadurch, daß sie von der Pompadour, die seit 1741 den König beherrschte, empfohlen wurde. Anderseits war von England im Verlaufe der großen britischen Einflußzeit auf Frankreich eine neue Stilabart nach Paris herübergekommen, deren Anforderungen sich nun mit denen des italienischen Importes mischten. England hatte das ganze 16. Jahrhundert hindurch keine Architektur der Renaissance gesehen; erst ins Jahr 1608 fallen die ersten Versuche in diesem Stile zu Oxford. Dann aber hatte sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein besonderer neuklassischer Stil entwickelt, in dem zum Beispiel Jones und Wren die St. Paulskathedrale zu London gebaut haben. Die vereinfachten Grundlagen wie auch die Ornamentik dieses Stils gewannen jetzt in Frank-

reich Einfluß. Aus der Vereinigung derselben mit italienischen Elementen und den Grundlagen der französischen Bauweise, wie sie ein Blondel und andere gepflegt hatten, erstand dann der französische Stil Louis XVI., der etwa dem deutschen Klassizismus entspricht: eine ins Nüchterne abgeschwächte, von einzelnen Elementen der drei vorhergehenden Stile ausgehende Bauweise mit Vorliebe für Symmetrie, grade Linien, rechtwinklige Brechungen, mit erneuter strenger Wandgliederung durch reichprofiliertes Rahmenwerk, mit vereinfachten Dekorationsmotiven unter Zurückdrängen namentlich des gestaltlosen Muschelwerkes, anderseits aber auch einer neuen, mehr ins Allegorische spielenden, angeblich natürlich-antiken Ornamentik: schnäbelnden Tauben, abgebrochenen Säulen, Urnen, Medaillons, Dreifüßen, Fackeln u. dgl.; bei alledem noch mit einem monumentalen Bausinn, dem weder Pracht noch Freiräumigkeit noch ein gewisser theatralischer Wurf gänzlich fernstanden. Es ist der Stil, dessen erstes großes Denkmal das Pariser Pantheon von Soufflot (1758) gewesen ist, und dessen Theorie drei Jahre vorher Laugiers Lehrbuch aufgestellt hatte.

Auf deutschem Boden werden die Denkmäler dieses Stils teils eigner Entwicklung, teils dem französischen Einflusse, der sich namentlich gegen Schluß des Jahrhunderts noch einmal steigerte, verdankt. Am frühesten setzte die Ernüchterung hier, als Voraussetzung des wesentlichen Charakters des neuen Stils, in Dresden ein; unmittelbar folgte sie dem wunderbaren, noch barocken Phantasiereichtum Pöppelmanns, des Schöpfers des Zwingers, und fand dann in Krubsacius (1718—1789) ihren Hauptvertreter, hat aber wichtigere Denkmäler kaum hinterlassen. Anders in den Hauptstädten der rivalisierenden deutschen Mächte, in Wien und namentlich in Berlin, das jetzt zum ersten Male an die Spitze der deutschen Architekturbewegung tritt. In Wien baute Hohenberg von Hetzendorf 1776 die schon halb klassische Gloriette auf der Höhe des Parkes von Schönbrunn mit einer der prächtigsten, künstlich geschaffenen Aussichten des 18. Jahrhunderts, sowie 1784 den Palast Pallavicini; in Berlin wirkte, bedeutender als Hohenberg, von Gontard, der Schöpfer der

Türme an den Kirchenbauten auf dem Gendarmenmarkt, der Communs am Neuen Palais und des Marmopalais bei Potsdam. Von ihm läuft dann eine ziemlich grade und zusammenhängende Linie über Langhans, den Erbauer des Brandenburger Tores (1793), hin zu der späteren Erneuerung der Antike durch Schinkel.

Indem nun auf diese Weise in der Architektur seit etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts zwar nicht der Einfluß der Antike siegte, aber doch unter deren Einfluß eine Vereinfachung der Tektonik wie des baulichen Schmuckes eintrat, wurde auch für die übrigen Künste das Problem der Antike, und das hieß in der durch die Architektur herbeigeführten Vereinfachung das Problem der edlen Einfalt und Größe unter gewissen antikisierenden Manieren, gestellt. Und es entsprach den Anfängen des neuen architektonischen Klassizismus in Deutschland, wenn es vor allem an dessen frühestem Standort, in Dresden, erörtert wurde und man es dort unter der herkömmlichen Anschauung von der Lehrbarkeit und Lernbarkeit der Kunst zu lösen suchte.

In Betracht kam da an erster Stelle die Malerei. Diese hatte man sich etwa seit spätestens den Caraccis als eine lehrbare Kunst, als ein Wissen zu betrachten gewöhnt[1], in dem es sich vornehmlich um die geschickte Zusammenstellung von Farben handle, sowie darum, mit dieser Zusammenstellung nach den Mustern großer Meister die Natur nachzuahmen.

Dieser Rezeptierung hatte dann natürlich eine tote akademische Kunst entsprochen, die ganz im Formelwesen aufging und der jeder persönliche, auf den Meister und dessen Kraft hinweisende Inhalt fehlte. Die Malerei war damit auf einen Tiefpunkt gelangt, der demjenigen der Architektur vor den neuen klassischen Einflüssen entsprach. Und ein gleiches galt auch für die Bildnerei. Nur daß hier der absoluten inneren Leere nicht eine ebenso kahle äußere Anordnung entsprach, sondern vielmehr eine Berninis Kunst noch weit übertreffende,

[1] Mengs, Gedanken über die Schönheit (Reklam), S. 19; s. Bd. VI, S. 111.

gewaltsame, gliederverrenkende Pose. Dieser sekundäre und formale Unterschied erklärt sich daher, daß seit dem Barock, das derartige bewegte Figuren und Gruppen aus einem inneren Prinzipe seines Wesens hervorgebracht hatte, die Plastik als Dienerin der Architektur und der Gartenkunst einen fast rein dekorativen Zweck erhalten hatte, der nur unter gewaltsamer Bewegung der Figuren erreicht werden konnte.

In diese Lage der Dinge ergossen sich nun die neuen Einflüsse der Antike. Vermittelt wurden sie vornehmlich durch Friedrich Oeser, einen österreichischen Maler, der sich in Dresden niedergelassen hatte, und der, als schöpferischer Künstler wenig bedeutend, in seiner Farbengebung widerwärtig kreidig, in seiner Eigenschaft als ästhetischer Denker und anregender Kunstfreund von weitreichender Wirkung gewesen ist; später, als Direktor der Leipziger Kunstschule, ist er bekanntlich auch Goethes Lehrer geworden. Sein erster und auf dem eigentlichen Boden seiner Tätigkeit größter Schüler aber war Winckelmann. Winckelmann, als Sohn eines armen Schusters im Jahre 1717 zu Stendal geboren, ist eine der merkwürdigsten geschichtlichen Erscheinungen. Weder durch Geburt noch durch Umgebung irgendwie zum Gelehrten oder gar zu seiner späteren Mission vorbereitet, wurde er durch einen im höchsten Grade entwickelten Sinn für die Schönheit vornehmlich männlicher Körper bei ziemlicher Unfähigkeit zu künstlerischem Schaffen der besonderen Betrachtung der Plastik zugetrieben. Im Sommer 1748 kam er aus trauriger Jugend und noch traurigerem Berufsleben seines angehenden Mannesalters als Bibliothekar des Staatsmannes und Historikers Grafen von Bünau in die Nähe von Dresden; hier und in Dresden, vielfach in vertrautem Verkehr mit Oeser, ist er bis zu seiner Abreise nach Rom im Jahre 1755 geblieben. Man versteht, wie Winckelmann von Oeser lernen mußte, und wie beide Neuerer zusammenstimmten. Als Ergebnis ihres beiderseitigen Verkehrs wie der besonderen, systematisch sich erst langsam regenden ästhetischen Empfindung Winckelmanns erschien kurz vor der Abreise nach Rom Winckelmanns erste Schrift: „Gedanken über die Nachahmung der

griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst". Winckelmann trug hier, anknüpfend an die rationalistische Theorie von der Kunst, doch sie klassizistisch wendend, folgende Lehre vor. Die Kunst bestehe allerdings in der Nachahmung; das oft zitierte Wort des Simonides, daß Malerei nur stumme Poesie sei, habe als wahr zu gelten; die Malerei habe so weite Grenzen wie die Dichtkunst. Und wie der Stoff der Dichtkunst vor allem die Fabel sei, das heißt die vollendetste, am meisten von sittlichem Zwecke und Nutzen getragene Verwirklichung des Wunderbaren, so sei der Hauptstoff der Malerei die Allegorie. Danach erschien Winckelmann die zukünftige Größe der Malerei darin, daß sich der Maler nunmehr „als ein Dichter zeigen und Figuren durch Bilder, das heißt allegorisch, malen müsse". Es ist klar: diese ganze Lehre war nur eine letzte, in ihrer Art klassische Darstellung der rationalistischen Auffassung der Malerei; weit ist sie davon entfernt, etwas grundsätzlich Neues zu bieten. Aber neben diese Sätze stellte nun Winckelmann, des weiteren vornehmlich von der Plastik ausgehend, andere. Mit Abscheu und Unwillen sprach er von der modernen, aus dem Barock entarteten Bildnerei, „als worin ungewöhnliche Stellungen und Handlungen, die ein freches Feuer begleitet, herrschen". An ihrer Stelle sehnte er eine andere Kunst herbei, eine Kunst der edlen Einfalt und stillen Größe, wie sie die Alten und vornehmlich die Griechen einstmals gehabt hätten, und er erweiterte diesen Satz, ohne die rationalistische Vorstellung von der Malerei als Allegorie aufzugeben, zu der Forderung allgemeiner Nachahmung der Alten nicht bloß auf dem Gebiete der Plastik, sondern mindestens auch auf dem der Malerei: „der einzige Weg, groß, ja, wenn möglich, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, das heißt derselbe Weg, welchen auch Michelangelo, Raffael und Poussin einst eingeschlagen".

Winckelmanns Forderungen machten außerordentliches Aufsehen: klar und bestimmt, dem allgemeinen Zuge der letzten Jahrzehnte zur Nüchternheit nicht diametral entgegentretend, vielmehr einen Ausweg zeigend aus der eklen Dürre, die am

Ende der bisher festgehaltenen Richtung drohte, wurden sie das künstlerische Programm der nächsten Zeit.

Denn schon war, während Winckelmann nach Rom ging und jene Studien aufnahm, die ihn in der Geschichte der Kunst des Altertums weit über seine Dresdner Programmschrift hinaustrugen, wenigstens ein Künstler erstanden, der die Forderungen des Dresdner Kreises zu verwirklichen bestrebt war: Raffael Mengs. Im Jahre 1728 zu Aussig geboren, dann in Dresden als Pastellporträtist von außerordentlicher Geschicklichkeit tätig, war er früh nach Rom gegangen, das ihm zur zweiten Heimat wurde; in Rom ist er im Jahre 1779 gestorben. Das technische Können war bei Mengs im höchsten Grade entwickelt: und so konnte es ihm, im Sinne seiner Zeit gesprochen, nur noch darauf ankommen, auch seinen Geschmack zu bilden. Mengs hat in dieser Richtung selbst viel nachgedacht; denn „Klugheit" und Wissen erschienen ihm als wesentliche Voraussetzungen eines großen Malers. Und da fand er denn, daß es zwei Wege zum guten Geschmacke gebe. Der schwerere sei die der Nachahmung der Natur, der leichtere der der Nachahmung großer Meister. Demgemäß sei es das beste, den zweiten Weg zu betreten. Er führt nach Mengs zunächst zur Nachahmung der drei „Lichter" Raffael, Correggio, Tizian, deren erster den Ausdruck, zweiter die Grazie, dritter das Kolorit zu treffen lehre. Allein damit stand nun Mengs noch nicht still. Über die Neueren hinaus führen nach ihm die Griechen; sie haben ohne Vorbild die Natur wahrhaftig nachgeahmt, während sie schon wieder von den Neueren kopiert wurden: bei ihnen also läßt sich das Geheimnis der Kunst wenn nicht aus erster, so doch unmittelbar aus zweiter Hand empfangen. „Niemand von den Neueren ist auf dem Weg der Vollkommenheit der alten Griechen gegangen, denn alle Künstler nach der Wiedererfindung der Kunst haben nur das Wahre und Gefällige zur Absicht gehabt; und wenn es auch wahr wäre, daß sie wirklich in den Teilen, die sie besaßen, auf den höchsten Gipfel gekommen wären, so bleibt noch übrig für den, der die Voll-

kommenheit sucht, das Teil des einen und andern zusammenzufügen."

Dieser Aufgabe nun widmete sich Mengs; aus solchem Bestreben sind seine Malereien in der Dresdner Hofkirche, ist sein Parnaß in der Villa Albani zu Rom hervorgegangen: trockene, korrekte, „schöne" Bilder ohne rechtes inneres Leben, gekünstelt und nur durch das technische Können des Meisters von Interesse. Die Zeit aber feierte ihren Schöpfer als Vollender seiner Kunst, als pictor philosophus; und eine an Zahl nicht geringe Schar von Malern schloß sich ihm an, aus deren Kreisen im wesentlichen heute nur noch der Name der sanften, etwas süßlichen Angelika Kaufmann herübertönt.

Soviel aber stand nach der Schrift Winckelmanns und entsprechend der Malerei, die die in ihr ausgesprochenen Gedanken verkörperte, fest: der Bann der Aufklärung war für die bildenden Künste noch keineswegs gebrochen; ihrem rationalistisch-eklektischen Lehrsystem war mit der Nachahmung der Alten nur ein neuer Programmpunkt neben der Nachahmung der Neueren eingefügt. Sollte die Brücke zu einer grundsätzlich anderen Auffassung geschlagen werden, so bedurfte es tieferer theoretischer Fundamentierung. Sie ging von Lessing aus, und sie liegt vor in seinem 1766 erschienenen „Laokoon".

Der Zentralbegriff der rationalistischen Ästhetik war der der Nachahmung gewesen: die Kunst wurde nicht von innen her, als Erzeugnis empordringender Phantasietätigkeit des Künstlers, sondern von außen her, als Produkt des Vorhabens, gewisse Dinge mit gewissen Mitteln künstlich nachzuahmen, begriffen. Darum eben war die Kunst lehr- und lernbar, und indem sie dies war, ordnete sie sich der Psychologie der Aufklärung ein, welche die Seelentätigkeit allmählich auf den Verstand zu reduzieren suchte.

Sollte an die Vernichtung dieses Systems herangetreten werden, so bedurfte es vor allem der Sprengung des im Vordergrunde der Praxis und der Diskussion stehenden Begriffs der Nachahmung. Dieser Begriff fand nun, bei der

Auffassung der Kunst als eines Vermögens äußerlicher, formaler Wiedergabe der Erscheinungswelt, seinen charakteristischsten Ausdruck in der Behauptung, daß es jeder Kunst möglich sein müsse, jegliches nachzuahmen, und diese Behauptung wurde mit Vorliebe in den Satz gekleidet, daß die Malerei nichts sei als eine mit Farben arbeitende Dichtung, die Dichtung nichts als eine mit Worten schildernde Malerei: ut pictura poesis. Die Aufhebung der getrennten Wirkungsgebiete der einzelnen Künste und vor allem die Ineinssetzung der Gebiete der Malerei und der Dichtung war also das bezeichnendste äußere Ergebnis der aufklärerischen Ästhetik.

Lessings „Laokoon“ trägt den Nebentitel: „Über die Grenzen der Malerei und Poesie“; er geht gegen das vorspringendste und festeste Bollwerk der herkömmlichen Ästhetik an, gegen die Verwischung dieser Grenzen. Und er tut dies auf Grund von Beobachtungen an der klassischen Kunst: ein weiterer Schritt zur Entwicklung eines neuen Kunstideals wird noch immer mit Hilfe der Antike unternommen[1].

Lessing geht dabei von den Abweichungen aus, die sich in der Darstellung der Laokoonsage durch Vergil und durch die Statuen der Laokoongruppe finden. Aus ihnen entwickelt er die Unterschiede zwischen der Dichtung und einer bildenden Kunst, die er noch nicht in die besonderen Gattungen der Malerei und der Plastik spaltet. Und da findet er folgende Abweichungen: die bildende Kunst arbeitet mit anderen Mitteln oder Zeichen als die Dichtkunst, nämlich mit Figuren und Farben im Raume, während sich diese der Worte bedient. Dementsprechend ist die bildende Kunst eine Kunst des Raumes und der Körper, die Poesie eine Kunst der Zeit und der Handlungen. Hieraus ergibt sich, daß Gegenstand der bildenden

[1] Das ut pictura poesis hat allerdings schon Brämer („Gründliche Untersuchung von dem wahren Begriff der Dichtkunst“, 1744) bekämpft. Die besonderen Regeln der beiden Künste dürfen nach ihm nicht zugleich und in einem Zusammenhange abgehandelt werden: „wie ein jeder leicht begreifen wird, der die Künste der Maler, Bildhauer gegen die Künste der Rede hält“. Borinski S. 382, Anm. 4–5.

Kunst vor allem Körper, Gegenstand der Poesie Handlungen sind. Nun existieren die Körper allerdings auch in der Zeit, ebenso wie die Handlungen im Raume vor sich gehen. Allein hieraus folgt nicht eine Vermischung der Mittel und Zeichen beider Kunstarten, sondern nur der Satz, daß die bildende Kunst, als Kunst koexistierender Kompositionen, da sie nur einen einzigen Augenblick der dargestellten Handlung nutzen kann, hierzu den prägnantesten wählen muß, und daß anderseits die Dichtung, als Kunst der Darstellung von Handlungen, da sie nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen kann, diejenige zu wählen hat, welche das sinnlichste Bild des Körpers von derjenigen Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hier aber fragt es sich, was nun mit diesen Hauptsätzen des „Laokoon" erreicht war. War der Begriff der Nachahmung, die äußerliche Auffassung der Kunst als einer reproduzierenden Technik, nicht als einer innerlichen Phantasietätigkeit, mit Lessings Ausführungen erschüttert? Keineswegs: Lessings ganze Argumentation vollzieht sich noch auf der unbezweifelten Grundlage des alten Begriffes. Nur innerhalb des Bereiches dieser rüttelt er mit Erfolg an herkömmlichen Auschauungen. Er trennt die technischen Mittel der Darstellung auf dichterischem und bildnerischem Gebiete. Er liefert einen entscheidenden Beitrag zur Ästhetik des Stils der verschiedenen Künste, indem er zeigt, daß die Nachahmung der bildenden Künste mit anderen Mitteln erfolge, als die Nachahmung der Dichtkunst, und daß demgemäß auch das stoffliche Gebiet beider Kunstgattungen auseinanderfalle: aber er bleibt bei der Nachahmung.

Und er zieht von diesem unerschütterten Begriffe aus für die bildende Kunst Folgerungen, die die Daseinsmöglichkeit dieser Kunst beinahe aufheben. Da die Nachahmung schön sein muß und die Schönheit inzwischen durch den Einfluß der Theorien Winckelmanns wie unter der steigenden Wirkung der Antike wesentlich in der Plastik gesucht wurde, wodurch den Umrissen des menschlichen Körpers eine übertriebene Wichtigkeit beigelegt erschien, so wurde für Lessing die schöne Nachahmung fast nur noch die Nachahmung schöner Linien. Dementsprechend

verdammte er alle bildende Kunst, in der die Schönheit auf anderen Momenten als der Schönheit festumrissener Konturen beruht: er verdammte das Bildnis, er verdammte das Historienbild, er verdammte das Genre und er verdammte vor allem die Landschaft. Ja er verwarf die Farbe überhaupt; er konnte wünschen, die Kunst der Ölmalerei möchte nie erfunden sein; und er forderte, daß sich die Malerei auf die Darstellung einer einzelnen körperlichen Idealschönheit, höchstens auf die Zusammenstellung von zwei oder drei solcher Idealgestalten beschränken solle.

Man sieht: die Entwicklung der Theorie der bildenden Künste führte, so sehr sie durch Lessing eine Anschauung der Abhängigkeit der einzelnen Künste von ihren Mitteln gewann, unter dem Einflusse der Bestimmung des Begriffes der Nachahmung durch eine antike Kunst, die der Zeit fast in die antike Bildnerei aufging, beinah zur theoretischen Vernichtung der Malerei und jedenfalls zur einseitigen Betonung des bloßen Umrisses und in ihr zur ausgesprochensten Bevorzugung der Plastik.

Wir haben hier nicht mehr zu erörtern, welche Folgen diese Theorie gehabt hat; später wird erzählt werden, wie sie, und in ihr das Besondere der griechischen Renaissance, als ein Gegenstück des Fortlebens der Aufklärung, noch bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts in der Bevorzugung der Konturenzeichnung und in der Art der plastischen Schöpfungen bis auf Thorwaldsen nachhallt, ja wie sie noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus in mancher Richtung maßgebend geblieben ist.

Lessing aber nimmt in der Geschichte der Theorie der bildenden Künste, soweit sie unter dem Einflusse der griechischen Renaissance steht, eine ähnliche, wenn auch nicht gleichweit vorwärts entwickelte Stellung ein wie in der Geschichte der religiösen Aufklärung: er ahnte wohl das Land der Zukunft, aber er tat nur einen ersten Schritt gegen seine Grenzen. Wie weit er gleichwohl über das Denken seiner Zeitgenossen, soweit es sedimentären Charakter hatte, hinausgelangt war, zeigte die Erscheinung, daß sein „Laokoon“ dem lebenden wie noch vielen

späteren Geschlechtern als eine Tat von revolutionärer Größe erschien, und vor allem die Tatsache, daß erst gegen Schluß des 18. Jahrhunderts in der Abhandlung Hirts über das Kunstschöne vom Jahre 1797 eine auch noch ziemlich allgemein gehaltene Formulierung der Ästhetik der bildenden Künste des subjektivistischen Zeitalters gegeben wurde, jener Ästhetik, die das Wesen der künstlerischen Reproduktion nicht in irgendwelcher äußeren Nachahmung, sondern in dem freien Schaffen der künstlerischen Phantasie von innen her zu finden meint.

## V.

Inzwischen aber war Lessing als Theoretiker nach der anderen, der Malerei abgewandten Seite unendlich viel fruchtbarer geworden, nach der Seite der Dichtkunst. Freilich hatte auch hier schon vor ihm der Einfluß der Antike und leiser Regungen eines künftigen Subjektivismus eingegriffen; und so müssen wir zunächst rückwärts greifen, wollen wir Lessings Stellung auf diesem ihm vor allem wichtigen Gebiete verstehen.

Der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern war da das erste entschiedene Symptom des Nahens eines neuen psychischen Zeitalters auch der Dichtung gewesen. Freilich: nur in geringen Ansätzen hatte dabei das Neue auf seiten der Schweizer schon durchgeleuchtet; im Grunde hatten beide Parteien noch auf der alten rationalistischen Grundlage gestanden, und Gottsched hatte dementsprechend noch schlechtweg die Lehrbarkeit der Poesie als einer Nachahmung der Natur behauptet. Demgegenüber hatten dann die Schweizer die Dichtung zwar auch noch als eine Nachahmung der Natur gefaßt: ausdrücklich erklärte sie Breitinger als solche. Aber darüber hinaus war ihnen doch auch schon eine neue und höhere Anschauung nahegetreten, der zufolge die Dichtung als eine Phantasietätigkeit zu verstehen war. Und sie hatten dieser Anschauung, ohne ihren Kern vollständig bloßzulegen, immerhin bereits zweierlei Momente des Fortschrittes entnommen. Einmal die Lehre, daß in der Poesie

ein Wunderbares in Frage komme, daß Äußerungen starker Phantasie eine Rolle spielten. So sagte zum Beispiel Breitinger, die Dichtung sei „künstliche Nachahmung der Reden und Aussprüche solcher Personen, die sich himmlischer Erscheinungen und prophetischer Eingebungen rühmen“. Und weiterhin die Anschauung, daß es sich bei der Dichtung nicht bloß um angenehme Belehrung handle — obwohl man an anderen Stellen wieder ganz an der Lehrhaftigkeit der Poesie festhielt und darum die Fabel als deren höchste Gattung pries —, sondern an erster Stelle um eine Erregung des Gemütes: und daß deshalb die Mittel der Dichtkunst nicht mit Gottsched in den äußerlichen syntaktischen und rhythmischen Regeln zu suchen, sondern aus der Kenntnisnahme der tieferen poetischen Wirkungen zu entwickeln seien. Wie es Bodmer in der Vorrede zu Breitingers „Dichtkunst“ ausdrückte: „Die Regeln sind nicht eine bloße Frucht des Eigensinns oder blinden Zufalls, sondern sie sind entstanden aus der Achtsamkeit auf dasjenige, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüt getan hatte, aus dem Nachdenken, warum die Stücke, so belustigten, diese Wirkung notwendigerweise tun mußten.“

Indem nun die Schweizer diesen an sich widerspruchsvollen Standpunkt einnahmen, hatten sie sich damit doch zugleich, insoweit sie von Gottsched abwichen, den Alten genähert: denn die Alten hatten in den Höhezeiten ihrer Dichtung, die für eine griechische Renaissance zunächst in Frage kamen, in den homerischen Epen und den Dramen des Sophokles etwa, so verschieden diese auch untereinander sein mochten, doch mindestens das eine mit dem Standpunkt der Schweizer gemeinsam, daß sie den theoretischen Forderungen der Gottschedschen Dichtkunst gänzlich fernstanden. Und so ist es verständlich, wenn sich die Schweizer schon früh neben den für sie maßgebenden Engländern auch auf die Alten, vor allem auf Homer, zu berufen begannen, und wenn bereits aus den jüngeren Jahren Bodmers die Vorschrift herstammt, man solle die Alten suchen, denn dann finde man die Natur.

War dies die Lage und war auf Grund derselben bereits eine reiche Poesie voll von Motiven freilich vielfach noch äußerlicher

griechischer Renaissance entstanden, wie sie in den Dichtungen der Anakreontiker und noch mehr in den Arbeiten der ernsten Dichter der vierziger bis sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts zutage trat, so lag es nahe, die Theorie der Dichtkunst, die nach den Einwirkungen der Schweizer noch unklar genug geblieben war, an der Hand der Alten weiterzubilden. Das um so mehr, als der französische Einfluß, wie ihn Gottsched vertreten hatte und noch vertrat, auf éinem Gebiete jedenfalls noch nicht gebrochen war, auf dem des Dramas.

Denn das gespielte Drama der vierziger und fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts war noch immer entweder das alte volkstümliche, gänzlich im Verfall begriffene Schauspiel, gegen das sich Gottsched mit Recht entrüstet erhoben hatte, vor allem die Hanswurstiade, oder es war das gereinigte, langweilige Schauspiel nach französischer Vorschrift, die Gottschediade. Außer diesen beiden Gattungen kamen höchstens noch Aufführungen fremder Stücke und hier wiederum namentlich französischer in Betracht; denn der neueren deutschen literarischen Bewegung entsprangen noch keine dramatischen Leistungen von Bühnenerfolg; die ersten wichtigeren und eigenartigen Arbeiten Lessings stammen erst etwa aus dem Jahre 1758, und noch etwas später erst begann die Einwirkung von Johann Elias Schlegel und Brawe. Die Bühnendarstellung selbst war dabei in hohem Grade roh, die Schauspielhäuser vielfach nur Buden, das Publikum unflätig und nicht selten den Schauspielern gradezu lästig.

Auf diesem Gebiete also vor allem bedurfte es der Reform. Lessing aber lag der Gedanke, von sich aus einzugreifen, um so näher, als er im Verlaufe seiner Laokoonstudien zu der Auffassung gelangt war, daß das Drama recht eigentlich die Krönung der Poesie sei, da es die willkürlichen Zeichen der Dichtkunst, wie sie in der Sprache gegeben sind, durch Anwendung der Mittel des Tons, der Worte, der Wortstellung, des Silbenmaßes, der Figuren und Tropen, der Gleichnisse u. s. w. zu natürlichen mache, mithin die vollkommenste und unmittelbarste Verwertung des dichterischen Stils zur

Folge habe, insofern dieser von den Mitteln der Darstellung bestimmt sei. Und in der Tat: mag man sich im übrigen zu dieser Deduktion Lessings stellen wie man wolle, schwerlich wird zu bestreiten sein, daß das Drama die modernste, höchste, ja kaum schon entfaltete Blüte der Literatur des individualistischen Zeitalters darstellte. Von seiner Kritik aus waren mithin, wenn von irgendwoher, die Vorstellungen über das, was Dichtung sei, am einfachsten zu bilden und zu bessern.

Lessing unterzog sich der damit gestellten Aufgabe vornehmlich in der „Hamburgischen Dramaturgie" (1767—1769), im Kampfe gegen die Franzosen und mithin Gottsched, gestützt auf die Engländer, vornehmlich Shakespeare, geleitet aber und überragt von dem Drama der Antike und Aristoteles, seinem gewaltigen Theoretiker.

Den ersten Anlauf zum Kampfe auf diesem Gebiete nahm Lessing allerdings noch gestützt auf die Engländer, die man, nachdem sie seit den vierziger Jahren von den Gegnern Gottscheds immer mehr dem deutschen Horizonte nahegebracht worden waren — bereits 1741 hatte Bork Shakespeares „Julius Cäsar" übersetzt —, in den fünfziger Jahren nicht zum geringsten unter dem Einflusse des Siebenjährigen Krieges ganz allgemein den Franzosen entgegenstellte. Es sind noch nicht völlig abgeklärte Regungen, wie sie sich in ihren Anfängen schon in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" vom Jahre 1750 finden, dann, gewiß zum großen Teile von Lessing ausgehend, 1755 in Jacobis „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" auftauchen, endlich weit stärker und auch schon klarer in den von Nicolai herausgegebenen „Briefen, die neueste Literatur betreffend" (1759—65), zutage treten, an denen Lessing bis zum Jahre 1760 eingehender beteiligt war. Diesen Anfängen aber, sowie einem etwa gleichzeitigen eingehenden Studium des Sophokles folgte dann 1766 der „Laokoon" und hiermit öffentlich eine stärkere Hinneigung zur Antike auf ästhetisch-kritischem Gebiete; und ausgesprochen in den Vordergrund trat Aristoteles, dessen „Poetik" Lessing schon 1756 fleißig

studiert hatte, 1767 in der „Hamburgischen Dramaturgie“. Freilich geschah das auch hier nicht so sehr aus den weitesten Bedürfnissen der modernsten deutschen Entwicklung heraus, sondern vor allem im Gegensatze zu Gottsched, dessen Einfluß auf dem Theater noch immer nicht beseitigt war, und noch mehr zu den Franzosen überhaupt. Und darum knüpfte sich die Erörterung gern an die genauere Untersuchung derjenigen Stellen der Poetik des Aristoteles, für welche die französische Interpretation von derjenigen abwich, die ihr Lessing geben zu müssen glaubte. Da war nun der Hauptpunkt der gegenseitigen Differenzen, daß die Franzosen den Text für den Geschmack Lessings immer zu wörtlich nahmen, während Lessing vor allem dessen Geist verstanden und befolgt sehen wollte. So forderten die Franzosen, auf Aristoteles gestützt, im Drama vor allem die absolute, objektive Einheit der Zeit und des Ortes und stellten den Grundsatz auf, daß im geschichtlichen Drama der Inhalt des Geschehenen der einstigen Wirklichkeit entsprechen, also mit objektiver Treue wiedergegeben werden müsse. Es waren Forderungen, wie sie dem rationalistischen Prinzip der Nachahmung und der Auffassung der Kunst als einer bloß formalen Technik entsprachen. Hiergegen wandte sich nun Lessing an erster Stelle mit aller Schärfe. Nicht in der objektiven Wiedergabe einer historischen Handlung, sondern in der Erreichung vielmehr der höchsten subjektiven Wahrscheinlichkeit des Geschehens, nicht in der Herstellung also einer äußerlichen, sondern einer innerlichen Einheit des Dargestellten sah er nach Aristoteles das Ziel der dramatischen Kunst. Diese innere Einheit aber und damit die subjektive Wahrheit des Dramas war seiner Ansicht nach nicht durch Anschluß an die geschehene Wirklichkeit und die pedantische Wahrung der Einheit von Ort und Zeit zu erreichen, sondern allein durch die Kunst, die Charaktere subjektiv wahrhaftig und darum den Hörern wahrscheinlich zu schildern. Und so war ihm denn nicht mehr die platte Wiedergabe des Wirklichen, sondern die Erreichung eines schönen, idealen Scheins des Lebens das Ziel aller dramatischen Kunst.

Es ist klar, daß Lessing sich mit diesen Forderungen weit über die bisherige Einsicht auch der Besten seiner Nation erhob; nicht bloß den Einfluß der französischen Renaissancepoetik griff er damit entscheidend an; er begann auch die Grundlage zu schaffen für ein tieferes Verständnis der Lebensbedingungen der jung aufstrebenden deutschen Dichtkunst überhaupt.

Aber auch hier war es, wie auf dem Felde der Religion und dem der bildenden Künste, sein Schicksal, nicht vollends bis zu den neuen Lebensidealen vorzudringen: auch hier ist er nur der Vorläufer später geborener Glücklicherer und schon darum Größerer gewesen.

Lessing blieb bei aller Betonung subjektivistischer Momente doch in der individualistischen Anschauung des Aristoteles von dem Wesen der tragischen Schuld stecken. Für das neue Zeitalter aber, das Lessing schon emporleuchten sah, stand die Frage nach dem Wesen der dramatischen Schuld als die Kernfrage eines rein psychologischen Dramas im Mittelpunkte der Betrachtung. Und zwar erschien sie ihm als notwendig durch eine wirkliche Verschuldung des Helden verursacht und eben von diesem Standpunkte aus Ursache und Hebel der gesamten dramatischen Handlung. Es ist ein Standpunkt, den das antike Drama, insofern es die Gewalt der Götter bestehen ließ und in diesem Sinne von Aristoteles theoretisch bearbeitet ward, nicht kannte und in dieser Form nicht kennen konnte. Denn in ihm ist, grundlegenden Motiven der antiken religiösen Anschauung entsprechend, die Schuld nicht subjektiv, nicht Verschuldung, sondern objektiv, Verirrung, Fehltritt, Vergehen, Unglück, Schicksal. Dementsprechend ist die Charakterzeichnung nicht eigentlich entwickelnd, sondern sie entfaltet nur deskriptiv die von vornherein feststehenden Eigenschaften; und die Tendenz des Ganzen erhält leicht, ja fast unvermeidlich einen moralisierenden Zug infolge des Hineinragens höherer, der immanenten Motivierung des Dramas entzogener Gewalten.

Das alles waren nun schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Eigenschaften des Dramas nicht mehr der

Zukunft, sondern der Vergangenheit. Aber Lessing blieb in ihren Kreis gebannt, und sein dramatisches Schaffen stand unter ihrem Einfluß. So zeigt „Miß Sarah Sampson", jenes Stück der Jugendzeit (1755), mit dem Lessing der französischen Comédie larmoyante und der deutsch-englischen Empfindsamkeit seinen Tribut entrichtete, in der Leidensgeschichte der Heldin, eines jungen verführten Mädchens, keine unsühnbare tragische Schuld, sondern nur die Konsequenzen eines sühnbaren Fehltritts; so ist „Philotas" (1759) ganz nach Art der Alten nicht bloß aufgebaut, sondern sogar in der Charakterzeichnung durchgeführt; und auch die Dramen der reifsten Zeit bleiben innerhalb der durch die antike, individualistische Theorie gegebenen Grenzen: der Tod „Emilia Galottis" (1772) ist nur in sehr gewaltsamer Weise, und noch dazu kurz vor ihrem Ende, motiviert; im Grunde sterben sie und ihr Vater, die nichts verfehlt haben, unschuldig, während der Prinz frei ausgeht, obwohl ihn im tiefsten Grunde alle Schuld trifft; und in „Nathan dem Weisen" (1779) wird die Handlung, an sich schon sehr lose geknüpft, eigentlich nur durch das Spiel des Zufalls vorwärtsgeschoben, wenngleich der veraltete Aufbau hier weniger hervortritt, da die verschiedenen Konflikte so milde angelegt sind, daß sie nirgends die volle Schärfe des Tragischen annehmen. Goethe hat darum, mit der Unbarmherzigkeit freilich des Angehörigen der nächsthöheren Entwicklungsstufe, über „Emilia Galotti" das Urteil sprechen können, bei genauerer Untersuchung habe man vor ihr nur einen Respekt wie vor einer Mumie; auf dem jetzigen Grade des Kultur könne das Stück kaum noch wirksam sein; und Schiller hat in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung über „Nathan den Weisen" äußern können, ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich sein, dies dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen.

In der Tat gehörten Lessings Dramen ihrem Aufbaue nach schon ein paar Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen insofern einer verflossenen Kultur an, als sich inzwischen über den noch lange fortdauernden Unterströmungen der Aufklärung und der Re-

naissance ein höheres Niveau freierer dichterischer Betätigung gebildet hatte. Ganz dieser neueren Schicht aber dürfen sie innerhalb des einmal gegebenen Rostes ihres Aufbaues noch zugezählt werden in der Durchbildung der Charakteristiken und in der Schärfe der Motivierung, sowie nicht minder in der Munterkeit des Flusses der Handlung und dem außerordentlichen Leben des Dialoges: hier, in immerhin noch sehr wichtigen Nebenerscheinungen des Neuen, liegen die auch für uns noch unvergänglich erscheinenden modernen Eigenschaften ihres unendlich vielseitigen und zweifelsohne auch dichterisch hochbegabten Schöpfers.

Diese Eigenschaften aber wiederum erscheinen deshalb modern, weil sie diejenigen Teile der poetisch-dramatischen Theorien Lessings verkörpern, in denen sich der Dichter von der französischen — individualistischen — Lehre wie auch, insofern als er Aristoteles viel zu modern interpretierte, von der Antike losgerissen hatte: so vor allem die Lehre von der Erreichung der höchsten subjektiven Wahrscheinlichkeit des Geschehens nicht durch platte Nachahmung der Natur, sondern durch die Anwendung derjenigen spezifischen technischen Mittel der Sprache, der Situationsschilderung u. s. w., welche geeignet sind, die vorgeführten Charaktere subjektiv wahrhaftig erscheinen zu lassen. Bei diesem Zusammenhange begreift es sich denn, wenn Lessing ganz in das kommende Zeitalter hineinragen mußte mit einem Werke, das diese neue dramatische Technik aufwies, ohne an jenen Mängeln der Verinnerlichung des Aufbaues zu leiden, die sich aus der noch nicht aufgegebenen Auffassung subjektiver Verschuldung als objektiven Unglückes herleiteten. Schiller macht an der soeben angeführten Stelle über „Nathan den Weisen“ die weitere Bemerkung: eine große Tragödie sei aus dem Gedicht allerdings schwerlich zu machen, wohl aber möchte es mit zufälligen Veränderungen eine gute Komödie abgegeben haben. In der Tat: in der Komödie fiel zu Boden, was Lessing noch als Kind vorsubjektivistischer Zeit bezeichnete, trat dagegen offen zutage, was ihn mit dieser Zeit verband.

Auf diesen Zusammenhängen beruht der noch heute wie

vor einem Jahrhundert lebendige Gehalt der „Minna von Barnhelm". Hier ist ein herrlicher Stoff unter dem frischen Eindrucke der außerordentlichen Umstände, aus denen er hervorging, noch gleichsam unter dem abhallenden Donner des Siebenjährigen Krieges mit glücklicher Hand geformt und den Charakteren jenes frische Dasein und jene heitere Innerlichkeit verliehen, die ihnen das vollste Interesse auch noch der Gegenwart sichern.

Und so darf man sagen: an dieser Stelle seines Schaffens am meisten drängten günstige Mächte bei Lessing die Seiten zurück, in denen er ein Kind war nur seiner ihn unmittelbar umgebenden Zeit und der Vergangenheit, und hoben hervor, was in ihm prophetisch lebte. Hier am wenigsten zeigt er den Januskopf, der sonst nirgends verkennbar ist — um so weniger verkennbar, als sich Altes und Neues bei Lessing in wunderbarster Klarheit des Gedankens, in kristallheller Fassung der Sprache zusammendrängen. Lessing war von allen Aufklärern der subjektivste, von allen Anhängern der Renaissance der modernste; und in seiner Lebensführung, seiner Weltanschauung und seinen Künstlereigenschaften lassen sich deutlicher als irgendwo die letzten und schmalsten Grenzlinien erkennen, in denen sich die Aufklärung vom Subjektivismus schied, und jenseits deren die griechische Renaissance der modernen Geistesentwicklung nicht mehr gänzlich zu folgen imstande war.

## VI.

Wir stehen auf einer letzten hohen Klippe, von der sich eine unendliche, sehnsuchtsvoll stimmende Fernsicht schon hineinerstreckt in das Gebiet des uns heute noch umfangenden Zeitalters, in das Land des Subjektivismus. Und schauen wir von dieser Höhe rückwärts, so überblicken wir nicht minder all die Höhen und Täler, all die Heerstraßen und gewundenen Pfade, all die Bergkulissen, die, eine hinter der andern zurückweichend, den Bereich des Individualismus umfassen und sich hinter ihm noch weit, weit fort verlieren in die blauen und

grauen Weiten der gebundenen Kulturen des Mittelalters und der Urzeit.

Sollen wir der Versuchung unterliegen, rückwärts gewandten Schauens dies Bild noch einmal in kurzen Zügen zu zeichnen? Nein: nur im Kontrast gegen den ausgesprochenen Subjektivismus gewinnt es seine vollste Tiefenwirkung und seine höchsten Farbenreize; und darum wird an den Eingangspforten zum Subjektivismus selbst, an späterer Stelle, sein bester Platz sein.

Wohl aber werden wir das Bedürfnis fühlen, hier wenigstens die letzte Phase des Individualismus, die Übergangszeit schon zu primitiv subjektivistischem Seelenleben, uns noch einmal, und nun zum ersten Male ganz zusammenfassend vorzuführen. Denn gewiß werden wir die tausend Klänge rationaler wie ästhetischer wie religiöser Bestrebungen, gemütvollen Daseins wie verstandesmäßigen Vordringens von Zielen des alten Zeitalters in die Weisen des neuen im Ohre tönen hören wie ein ungeheures symphonisches Gefüge von tausend Themen; und sicher werden wir auch des Eindrucks sein, daß sich, allmählich anschwellend und immer machtvoller erbrausend, ein eigentliches und neues Grundthema erhebt, um in rauschendem Prestissimo ungeahnte Empfindungen auszulösen mit dem Anspruch, alles andere zu beherrschen: das Thema des Subjektivismus.

Aber ein anderes ist die Empfindung des Ganzen und die Zerfaserung wenigstens der Hauptthemen in ihrem gegenseitigen Zusammenhang ins Einzelne; und diese letztere wird ein pflichtbewußter Kapellmeister nicht unterlassen wollen.

Die allgemeine Erscheinung der Übergangszeit ist zweifelsohne die allmählich immer stärker durchschlagende Macht des Gemütes. Aber in der Entwicklung welcher Stufenfolge ergibt sie sich? Da ist nun kein Zweifel, daß die Bedürfnisse des Gemütes am ehesten da wieder tief empfunden werden, wo sie am wurzelhaftesten sind, auf religiösem Gebiete. Und innerhalb dieses Gebietes wieder im protestantischen und hier wiederum im lutherischen Bekenntnis. Man durchdringe sich ganz mit der Bedeutung dieser fundamentalen Tatsache: sie erklärt zum großen Teile das Ausscheiden der

Niederlande aus dem deutschen Geistesleben und den spezifisch mittel- und norddeutschen Charakter des ersten subjektivistischen Geisteslebens des inneren Deutschlands auf lutherischer Grundlage von der Mitte des 18. bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts. Parallel läuft ihr auf politischem Gebiete die Erscheinung, daß seit dem Dreißigjährigen Kriege durch Eingreifen von Schweden und später auch Frankreich die katholische Offensivbewegung zum Stillstand kam, die seit der Mitte spätestens des 16. Jahrhunderts die westeuropäische Staatenwelt beherrscht hatte.

Wie sehr um die Mitte des 18. Jahrhunderts und schon früher im inneren Deutschland fortschreitende Bildung und Protestantismus, und vornehmlich wieder lutherische Grundlage religiöser Weltanschauung für identisch galten, dafür nur einige wenige bezeichnende Tatsachen. Moralische Wochenschriften hat es seit 1700 fast nur in der Schweiz und ganz vornehmlich im lutherischen Norddeutschland und im lutherischen Frankfurt am Main gegeben; selbst die spätere Entwicklung der Intelligenzblätter (von etwa 1760 ab) hält sich noch wesentlich in den Grenzen dieses Gebietes. Kaiser Karl VI. zog Buchhändler in sein österreichisches Land. Aber eine erzbischöfliche Denkschrift mußte für Wien klagend feststellen, daß „aus ungefähr 12 oder 13 deren hiesigen gelernten Buchhändlern kaum 3 oder 4 anzutreffen, welche katholischer Religion". Für die Zeit um 1800 weiß man aus den Denkwürdigkeiten von Perthes, daß der deutsche Buchhandel wesentlich protestantisch und mittel- und norddeutsch war. Endlich, was höhere Bildung und Wissenschaft betrifft: als Joseph von Sonnenfels im Jahre 1761 zu Wien eine „Deutsche Gesellschaft" stiftete, warf man ihm vor, er wolle das Luthertum einführen.

Ist mit diesen Erwägungen der Schauplatz der Übergangskultur vom Individualismus zum Subjektivismus ein für allemal und für alle Haupterscheinungen abgegrenzt, so versteht es sich, daß die Entwicklung des religiösen Gemütslebens, wie sie Front machte gegen die Orthodoxie, jene früheste verknöchernde Rationalisierung zunächst der Kirche, vor allem im Pietismus

verlief. Und hier sind schon die Vorstufen bedeutungsvoll: die erneute Lektüre altmystischer Literatur seit etwa 1600, die Entfaltung einer neuen geistlichen Erbauungsliteratur, deren Exponent gleichsam Arndts „Wahres Christentum“ war, das Aufsteigen eines hohen religiösen Pathos in der frommen Dichtung nach dem großen Kriege. Und dann kamen sie selbst, die Zeiten eines Spener und Francke, die Jahre der Gebetspraxis und des Bußkampfes hin zum religiösen Durchbruch: bis der Pietismus von Zinzendorf und den Herrnhutern überholt ward und schöne Seelen schon eindrangen in die Vorhöfe subjektiv-quietistischer Frömmigkeit.

Denn nicht bloß um eine quantitative Steigerung des religiösen Gemütslebens handelte es sich; durch anderthalb Jahrhunderte hindurch fand zugleich eine qualitative Intensivierung statt, in deren Verlauf die höchsten Formen individualistischer Frömmigkeit entwickelt und schließlich überschritten wurden.

Inzwischen aber hatte sich, wiederum natürlich in Mittel- und Norddeutschland und auf lutherischem Boden, die Macht des Gemütes auf einem weiteren, mit dem religiösen freilich eng verwandten Gebiete offenbart, auf dem der Weltanschauung. Wie fern hatten doch die ersten großen Systeme einer allgemeinen Ratio dieser Seite des Seelenlebens gestanden! Ihnen erschienen seit Descartes die Tiere als Maschinen und die Dichtung als verächtlich und verdächtig zugleich, da sie, eine Erzeugerin leerer Hirngespinste, von klarem Denken vollständig ablenke; ja wegen der von ihr ausgehenden Erregung als gefährlich. Da hat denn Leibniz, der erste große Philosoph des inneren Deutschlands, die beherrschende geistige Größe des Ausgangs des 17. Jahrhunderts, erst wieder mit dem Dasein eines freien Spieles der Affekte zugleich die Berechtigung der Dichtung anerkannt. Und Leibniz ist es auch gewesen, der feinfühlig und vorahnend seinem allgemeinen Denken wiederum Elemente des Gemütes einverleibte, ja dem Gemüte zum ersten Male wieder eine psychologische Stelle anwies, von der aus es, nach den unterbrechenden Tagen Wolffs und seiner Anhänger, fähig war,

von dem jungen Subjektivismus wissenschaftlich, philosophisch und dichterisch entdeckt zu werden.

Überaus merkwürdig aber sind die Vorgänge, in denen sich im Leben der nationalen Phantasietätigkeit schließlich der Durchbruch des Gemütslebens zu vollziehen begann.

Suchen wir hier zunächst den allgemeinen Eindruck des 17. Jahrhunderts festzustellen, so ist kein Zweifel: in den bildenden Künsten wie in der Dichtung herrschte zum großen Teile der Verstand, und auch die Musik zeigte wenigstens in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der Durchbildung der Ausdrucksmittel als der Symbole des Gemütslebens keine beachtenswerten Ergebnisse. Nur in der Malerei, und hier wieder nur in den Niederlanden, hätte man von aufkeimenden Strebungen des Gemütes sprechen können, falls man sie in jener Entwicklung hätte finden wollen, die von den van Eycks bis auf Rubens und Rembrandt, von der vollen Bewältigung des Umrisses bis zur Wiedergabe künstlich geführten Lichtes fortschritt. Denn mindestens waren in den außerordentlichen Errungenschaften, die hier in der Vollendung der vlämischen und holländischen Schulen zutage traten, Mittel gegeben, um neue Gefühlswerte auszulösen und zu betonen. Aber sind diese Mittel auch alsbald in dem gemeinten Sinne, etwa zur Entfaltung einer tiefgemütvoll-pathetischen Malerei, verwendet worden? Die Antwort erteilt hier die Geschichte derjenigen unter den bildenden Künsten, die die andern um den Schluß des 17. Jahrhunderts und in den nächsten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts immer ausschließlicher zu beherrschen begann, die Architektur. Bedeutete nun aber die Herrschaft der Architektur nicht schon an sich den Triumph der verstandesmäßigsten, am meisten mit Nützlichkeitsrücksichten und technischen Voraussetzungen verknüpften aller Künste? Freilich schienen zu der Zeit, da die Architektur so siegend hervortrat, die Raumbedürfnisse großenteils künstlerischer Art und Statik und Mechanik soweit entwickelt, daß sie der Phantasie weiten Spielraum ließen: aber immer handelte es sich doch um einen praktischen und intellektualistischen Zug der Entwicklung; und speziell wird man auch der Phantasieseite der Architektur

dieser Zeit, des Barocks, diesen Zug kaum bestreiten wollen. Denn die gewaltigen Lichtwirkungen, auf die es ausgeht, entspringen einer raffinierten Berechnung aufs Würdig-Schwere, Majestätische, und die Formenwelt hat das Gewaltsame eines frostigen Pathos.

Es sind Eindrücke, die fast noch vernehmlicher auch aus der Dichtung dieser Tage, der Zeiten vor und nach 1700, zu uns sprechen. Auch hier im Grunde schon ein verstandesmäßiger Kern, und auch hier die Umkleidung dieses Kerns mit anspruchsvollen Formen. Auch hier mehr Arbeiten auf oberflächliche Stimmungen hin als auf tiefe Bewegung des Gemütes; Schaffen darum für den Gesamteindruck und Fehlen liebevoller und sinniger Versenkung ins Einzelne. Und dementsprechend, begünstigt noch durch die sozialen Vorgänge wie durch die Tatsache ständig fortdauernder, nur halb lebendiger Rezeptionen aus der Antike, ein unglaublicher Schwulst: Übertreibungen der Sprache ins Ungewöhnliche, Preziöse, angeblich Geistreiche, Verkehrung des Inhalts ins Dunkle, Geschraubte, Spitzfindige, Exzentrische: im ganzen eine Richtung, deren Ungesundheit grade nach der Seite des Gemütslebens den Keim raschen Verfalles in sich trug.

In der Tat sind um 1700 etwa die guten Zeiten des Barocks und noch mehr des Schwulstes vorüber. Aber indem man sich jetzt noch mehr auf sich selbst besinnt, indem man ruhiger wird, treten die Folgen der intellektualistischen Kultur für die Künste erst recht hervor.

Die bildenden Künste verlieren mehr und mehr an Interesse; das Leben wird ärmer an hochstehenden ästhetischen Formen; die Architektur gibt das Spielen mit dem wuchtigen Zierat des Barocks auf, sie verliert die konzentrierte Lichtführung; das Rokoko tritt auf mit seinen hellen Räumen, seinen großen, poesielosen Fenstern, seiner geringen Entwicklung der architektonischen Glieder, seinen hausbackenen Fassaden, dem später Stockwerk auf Stockwerk türmenden Kasernenstil seiner größeren Schlösser. Und mehr noch als bisher lehnen sich ihm Bildnerei und Malerei als dienende Künste an. Dabei steigt die Technik

ins Raffinierte, aber es ist die des Dekorateurs; und vor allem: die Kunst gilt als erlernbar, und der Virtuose steht über dem Meister.

Die eigentliche Führerin auf ästhetischem Gebiete aber wird jetzt langsam und leise die Dichtung. Sehr natürlich; ihr Werkzeug ist die Sprache, das Organ der Gedankenbildung; mehr als irgend ein anderes Material weiß sie der Neigung des Zeitalters zur rationalen Auffassung der Künste zu folgen. Denn jetzt erscheint die Dichtung als „anmutige Gelehrsamkeit", und alles Volk der Dichter schwört zu Boileaus Versen:

Aimez donc la raison! Que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix!

Und so folgt dem Schwulst eines Hofmannswaldau die halbe Prosa Gellerts und Hagedorns.

Gewiß fehlte es bei alledem nicht an wirklichen Errungenschaften. Die Entwicklung der ästhetischen Fassungskraft stand auch jetzt nicht still; der Ersatz der künstlichen Lichtführung der Barockarchitektur durch die natürlichere des Rokoko bedeutete einen Fortschritt, der auch der Malerei zugute kam; und in der Malerei erlebte der Farbensinn die feinere Entfaltung des Verständnisses vor allem der lichten Schattierungen und damit einen leisen ersten Anflug der zur Freilichtmalerei drängenden malerischen Problemstellung des Subjektivismus. In der Dichtung kam es zwar zu keinem entscheidenderen Fortschritt des Dramas als der vollendetsten Form dichterischer Auffassung der Menschenwelt; doch entwickelte sich der satirische Sinn zu individuellen Nuancen, und der Reichtum der Sprache an Eigenschaftswörtern wuchs beträchtlich. Allein einen entscheidenden Fortschritt bedeutete noch keiner dieser Vorgänge: unendlich viel blieb hier einer raschen, neuen Vorwärtsbewegung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu tun und nachzuholen.

Ehe diese aber begann, traten doch, seit etwa 1720, die ersten Zeichen dafür auf, daß eine Änderung bevorstehe. Die erste Prophetin war, wie so oft in der Entwicklung der modernen Phantasietätigkeit, zumal dann, wenn es sich um Eroberungs-

züge auf dem eigentlichen Gebiete des Gemütslebens handelt, die Musik. Die Zeiten Händels kamen herauf, Bach erfüllte alte Formen mit sehnsuchtsvollen Ahnungen neuen Lebens; in den Anfängen des modernen Liedes erbebten erste leise Atemzüge des vollen musikalischen Subjektivismus. Und auch in der Dichtung regte sich's schon. Die Schweizer siegten über Gottsched; die Dichter des Leipziger Milieus der vierziger und fünfziger Jahre wurden wenn nicht gemütvoll, so doch nicht selten sentimental; Geßner schuf seine Idyllen, Lebewesen schon ein wenig subjektivistischer Natur, und in Lessing trat die innerlich tiefherzige Heldenfigur des Überganges auf von dem einen großen Zeitalter zum andern. Inzwischen aber — wir werden es später sehen — hatten schon längst die Haller und Günther in neuen Tönen zu singen begonnen, erschütterte Klopstock mit den ersten Gesängen seiner Messiade die stimmungsreich gewordene Welt: wurde von der Dichtung wie sogar schon von der Wissenschaft die neue Seele entdeckt, die Seele der Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges, des primitiven Subjektivismus. Und weit hinaus in die deutschen Lande schmetterten die Fanfaren einer neuen Zeit; herauf kam das Zeitalter eines Klassizismus, dessen Dichtung die Phantasie, dessen Philosophie das Denken der Völker erfüllte: und mit ihm das Jahrhundert des Siegeszuges germanischen Wesens hin durch alle Welt. —

Begruben aber die Elemente des neuen Zeitalters völlig den großen geistigen Erwerb des Individualismus? Sank die alte Welt spurlos in Trümmer? Keineswegs. In feste Formen hatte sich inzwischen das Große der nunmehr vergangenen Zeit geflüchtet, in die Formen vornehmlich der Aufklärung, und in diesen währte, ja wirkte es weiter.

Dabei waren zwei besonders alte Träger nicht eigentlich an sich rational: die Kirche und die Antike. Denn die Kirche sollte selbst nach der Anschauung des 16. bis 18. Jahrhunderts das Gemüt ebenso befriedigen wie den Verstand; und tatsächlich waren ja auf ihrem Boden jene Frömmigkeitsregungen des Pietismus entstanden, die, wie wir sahen, recht eigentlich

die Welt eines neuen Zeitalters einleiteten. Aber eben nur auf ihrem Boden, nicht aus ihr selbst! Die Kirchen waren — wenigstens die hauptsächlichsten des inneren Deutschlands — dogmatisiert, und das heißt rationalisiert; und so konnte wohl schon im Jahre 1654 ein Frommer im Lande mit Logau meinen:

Luthrisch, päpstlich und calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; nur ist Zweifel, wo das Christentum denn sei.

Indem aber die Kirchen trotz alles Ansturms des Gemütslebens rationalistisch blieben, nahmen sie die Aufklärung schließlich, so sehr sie gegen deren Inhalt Bedenken haben mochten, dennoch als ihnen der psychischen Form nach kongenial auf und sind darum deren Träger noch lange hinein bis in das zweite, ja dritte Menschenalter des Subjektivismus geblieben. So erklärt sich die Rationalisierung des Luthertums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so seine wohlwollende Stellung zu Kant, so die altrationalistische Orthodoxie noch der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Und so wird es verständlich, wenn selbst die katholische Kirche sich schließlich dem rationalen Gifte öffnete, und wenn vor und nach 1800 in Deutschland Generationen rationalistisch beeinflußter Bischöfe und Priester gewaltet haben, bis der Klerikalismus, vornehmlich seit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, der Aufklärung die Krone entriß.

Eine nicht minder rationale Macht aber war die Antike geworden. Anfangs Lebensluft enthusiastisch dem Altertume zujauchzender Geschlechter, war sie früh zur Gelehrsamkeit verfallen und eben in dieser Form den verhängnisvollen Bund mit der nationalen Phantasietätigkeit eingegangen zur rationalistischen Entmannung der Dichtung und der bildenden Künste; nur die Musik hatte sich dieser trostlosen Umgarnung entzogen. Dann schien es freilich so, als ob sich Künste wie Dichtung — seit etwa 1700 — der häßlicher werdenden Verstrickung entziehen würden. Allein da kam der schon ermattenden Antike ein neuer Lebenshauch zu Hilfe. Aus der Reform des gelehrten Unterrichts erhob sich ein letzter, hellenisierender Humanismus;

und wie der ältere, wesentlich römische Humanismus des 15. Jahrhunderts von dem aufsteigenden Emanzipationsbedürfnisse des individualen Menschen für brauchbar befunden worden war, den Befreiungsbestrebungen bevormundend zu nützen, so waren es jetzt die jungen subjektivistischen Regungen, deren schwärmerischer Zug zu einer neuen Freiheit die Unterstützung eines jüngsten Griechentums ersehnte. Wir kennen schon die Anfänge dieser neuen Vermählung von damals Modernstem und Antikem, die anakreontischen Spielereien, die, von Opitz im Sinne des Schäferspiels schon beginnend, doch erst im Gleimschen Freundeskreise sich recht auslebten, den Dithyrambenschritt Ramlerscher Oden, das Schülerbewußtsein selbst eines Lessing gegenüber Aristoteles. Aber wir werden erst später sehen, was diese Vermählung ganz bedeutete, in welcher die Antike der Nation nicht in mehr mittelbaren Beziehungen, wie im 15. und 16. Jahrhundert, näher und zu nahe trat, sondern weit mehr unmittelbar aus dem ganzen Schatze der Überlieferung, aus gelehrten Reisen und Aufenthalten in Italien und Hellas: aus ihr sind wichtige Seiten unseres literarisch-philosophischen Klassizismus hervorgegangen; ihr entsproß, ein pädagogischer Euphorion des 19. Jahrhunderts, das humanistische Gymnasium der zwanziger Jahre; ihre Nachwirkungen sind noch heute in jedem unserer physischen und seelischen Atemzüge, in jedem Stück unseres Hausrates, in jeder unserer Denksitten ersichtlich.

In diesem Humanismus aber, so sehr er anfangs mit dem neuen Gemütsleben ging, steckt ein gutes Teil alten rationalistischen Erbteils, ja hat sich in ihm immer mehr entfaltet. Dahin gehört die Auffassung des Bildungsideals nicht als eines Erziehungs-, sondern als eines Lehr- und Lernideals, dahin das Herabsehen auf die reale Welt gegenüber den vermeintlichen Herrlichkeiten der gedachten, dahin vieles von dem, was man geistige Prüderie und linkisches Wesen des modernen Deutschen nennen kann.

Aber neben Kirche und Antike als Übertragungsgefäßen individualistischen Seelenlebens hinein in die Zeiten des Subjektivismus steht eine Macht, welche, die eigentlich neue und

höchste Denkform dieses Seelenlebens, noch ganz anders psychisch Altes und Neues seit etwa 1750 ständig verschmolzen hat und noch heute verschmilzt: die mechanistische Naturwissenschaft. Wir wissen, wie das Denken dieser Wissenschaft seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden ist, wie es groß wurde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wie es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit mehr noch, als etwa die Mathematik in den Zeiten des großen Krieges und nach ihnen, der zentrale Motor der Philosophie, der Drehpunkt wurde der deistischen Weltanschauung. Deistische Weltanschauung aber heißt Aufklärung. Und im breiten Entwicklungsverlaufe dieser wurde nun der christliche Gott der Theologie zum mechanischen Demiurg, wurden die alten ethischen Ideale zum Nützlichkeitsprinzip, ging die Phantasietätigkeit vollends in das vernünftig Formelle auf, das erlernt werden kann, wurde alles aus abwägender Vernunft nach verstandesgemäßen Kategorien geordnet und verschwand hinter diesen das buntbewegte Bild des Weltlaufs und der Geschichte. Was also gab es, das nicht dem mechanistischen Denken anheimgefallen wäre? Eben in ihm siegte erst recht und durchaus vollendet der Rationalismus.

Nun ließ sich freilich eine solche Tendenz des Seelenlebens, rein kontradiktorisch gegen jede Lebensfaser des Subjektivismus ausgeprägt, von dem Augenblicke an nicht völlig halten, da die Zeiten eben dieses Subjektivismus voll hereinbrachen: der mechanischen Naturanschauung setzten Herder und Goethe eine andere, lebensreichere entgegen, und in der Naturphilosophie der Romantik erblühte diese zu einer ersten stolzen Höhe phantastisch-gedanklichen Abschlusses. Aber diese erste wahre Naturwissenschaft des Subjektivismus, noch mit allen Anzeichen primitiver Entwicklung behaftet, ermattete bald; und in den Zeiten, da die großen Errungenschaften der ersten subjektivistischen Periode, der Zeit von Klopstock bis auf Hegel, in matterer intellektualistischer Beleuchtung zu Systemen eingefangen wurden, in der Periode des sogenannten Realismus und des Epigonentums, erstarkte die mechanistische Natur-

betrachtung von neuem: ja eben jetzt, von den dreißiger bis zu den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, erreichte sie in dem Energiegesetz und in der Darwinschen Übertragung auf die Probleme der Biologie den wahrscheinlich höchsten Gipfel ihrer Vollendung. Denn inzwischen hat mit Reizsamkeit, modernem Sturm und Drang und idealistisch-religiösen Neigungen jüngster Tage eine zweite Periode des Subjektivismus eingesetzt, und sie wird eine in der Richtung der alten Naturwissenschaft verlaufende, nur intellektuell weit geklärtere Naturwissenschaft entfalten, wie die erste ihren enthusiastischen Naturalismus gehabt hat. Läßt sich das aber heute auch schon mit Bestimmtheit voraussagen, so bleibt daneben dennoch unwidersprochen, daß die mechanische Naturwissenschaft bis auf unsere Tage die ungeheuersten Wirkungen ausgeübt hat und sie noch eben in diesen Tagen ausübt, und zwar auf allen Gebieten, denen des Werkdaseins wie der höchsten geistigen Fragen: recht eigentlich in diesem Zeichen lebt das individualistische Seelenleben, wenn auch naturgemäß mannigfach verändert, am gewaltigsten fort.

Aber selbst von der einstigen sozialen und im weiteren Sinne wirtschaftlichen Grundlage dieses Lebens gehen noch heute Wirkungen aus. Freilich, wie es mit der Nachwirkung sozialer und materieller Gebilde zu gehen pflegt, nicht in den Stromhöhen des neuen Lebens, nicht unter den neuen, den führenden Schichten, sondern in den Tiefen früher gewordener volkstümlich-sozialer Zusammenhänge.

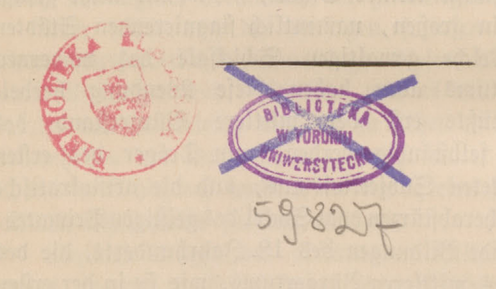
Sozialer Träger der abflauenden Kultur des Individualismus, die wir im Verlaufe der letzten Abschnitte unserer Erzählung vornehmlich verfolgt haben, war das aristokratische Bürgertum der etwa zwei Menschenalter je vor und nach 1700 gewesen. Eine merkwürdige soziale Bildung, von der an späterer Stelle gelegentlich der Entwicklungsgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft von etwa 1650 bis 1800 noch in anderem Zusammenhange zu sprechen sein wird. Frühester aristokratischer Ausdruck eines langsam emporkommenden modernen deutschen Bürgertums, das mit den großen städtischen Gesellschaftsbildungen des Mittelalters kaum irgendwelche innigeren Beziehungen aufwies, hatte

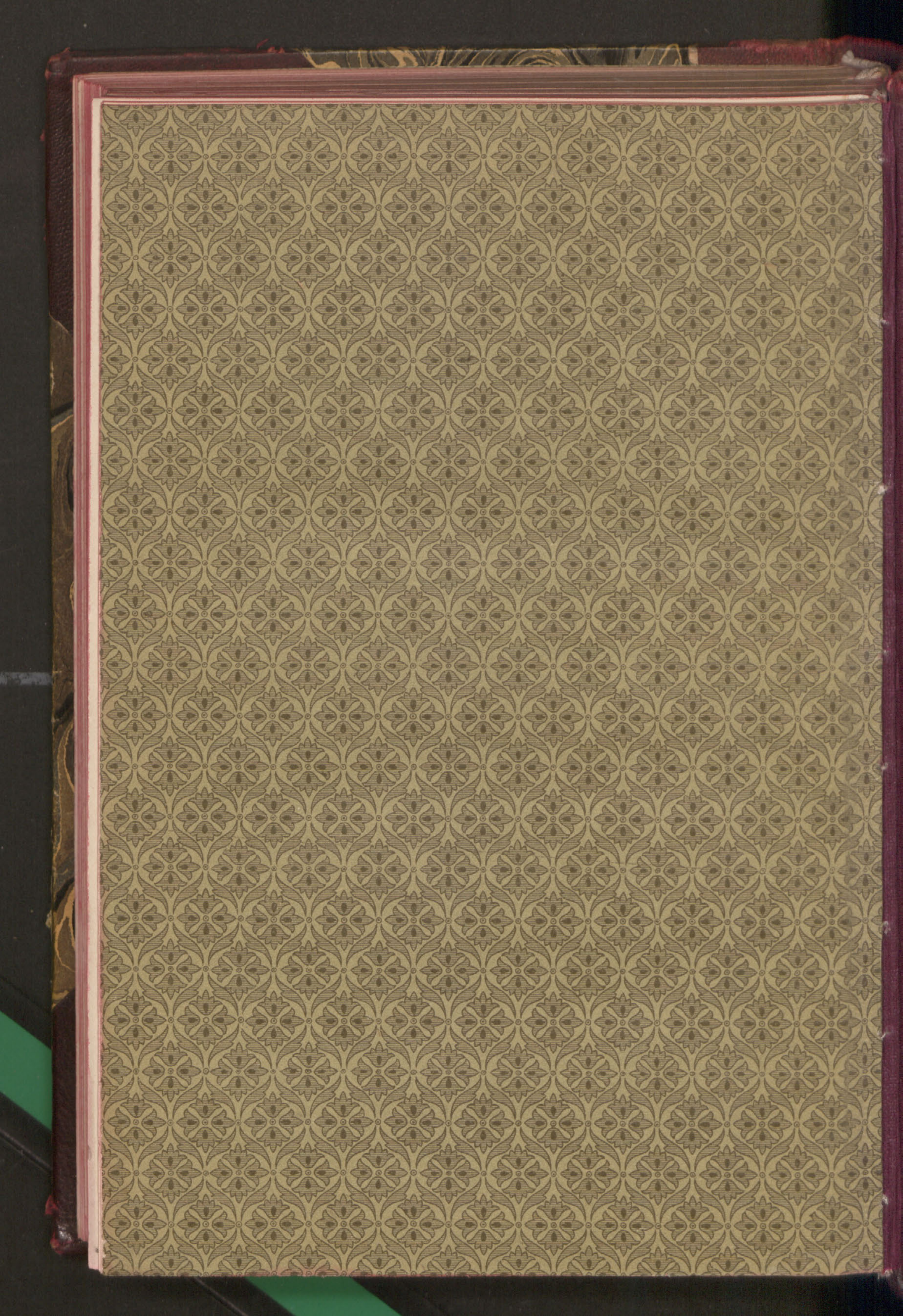
dies Patriziat, an Zahl seiner Mitglieder nicht allzu groß, zunächst nicht die Kraft zur Erzeugung eines eigentlich gesellschaftlichen Bildungsideals gehabt: dem weltmännischen Ideal des Adels und der Fürsten des 17. Jahrhunderts war es anheimgefallen. Aber dann regten sich in ihm doch die Keime eigner Lebensauffassung und besonderer Bildungsziele; und nun kamen die Zeiten des populären, weitverbreiteten Pietismus und der frühesten Aufklärung herauf: sie schon wesentlich bürgerlich charakterisiert im Sinne des genannten Patriziates. Es sind die Zeiten Speners und Franckes, Brockes und Hagedorns, Gottscheds und Gellerts gewesen; auch der kaiserliche Rat Goethe, des Dichters Vater, gehörte ihnen an, ja kann sie in mancher Hinsicht als Typus vergegenwärtigen. Was war in ihnen gewonnen? Eine neue bürgerliche Kultur kleineren Horizontes, eine Kultur des Verstandes und Witzes, der Geziertheit, ja später des Geschraubten.

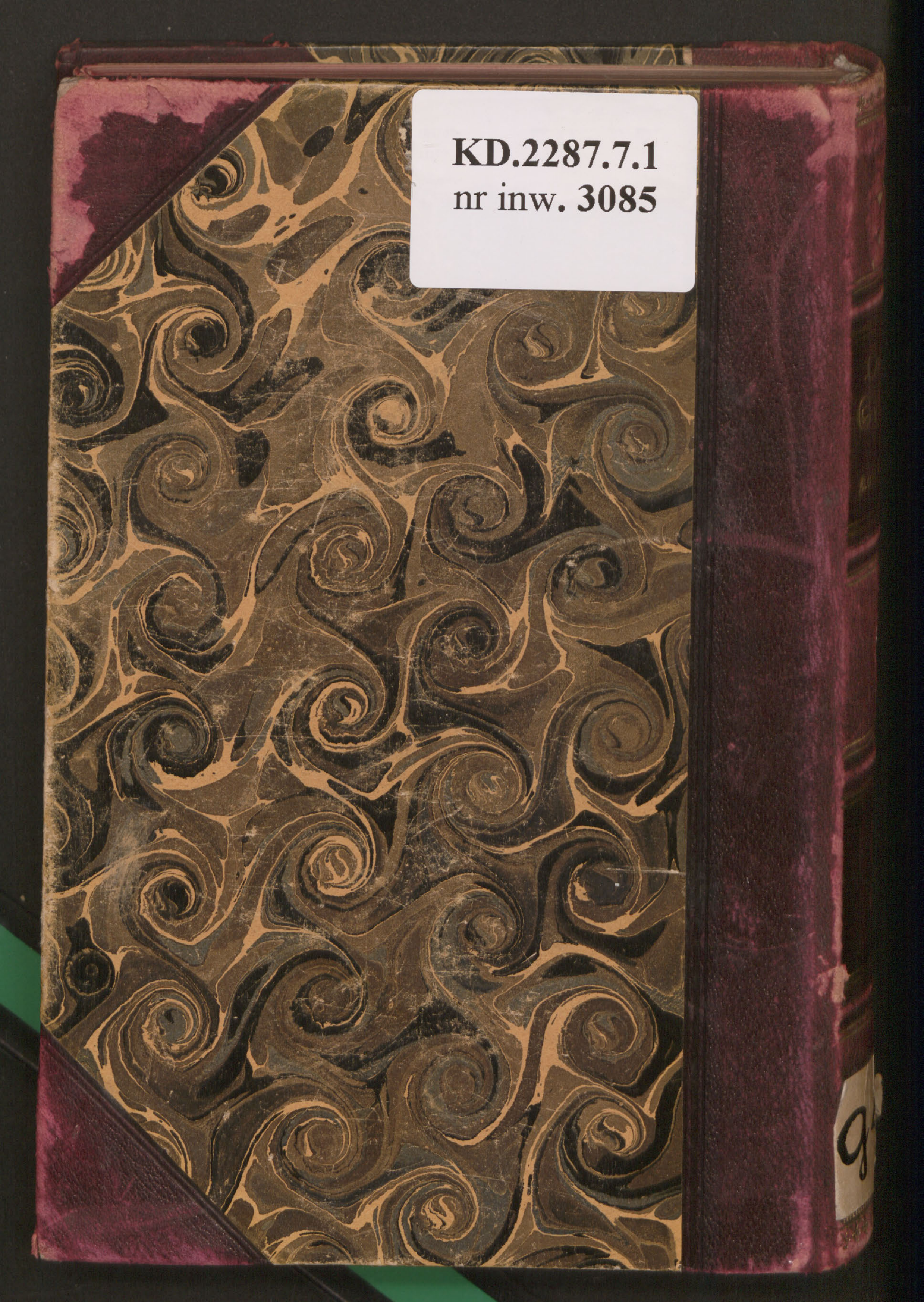
Wir wissen, wo sie heute noch fortlebt. Sie ist heute charakteristischer Lebensbestandteil des Philistertums, der zurückgebliebenen Bourgeoisie kleiner Städte, — womit nicht gesagt sein soll, daß sie in großen, namentlich stagnierenden Städten völlig fehlte. Welche gewaltigen Schicksale des modernen deutschen Bürgertums aber haben diese Wendung herbeigeführt! Da mußte erst der mittlere Bürgerstand des 18. Jahrhunderts selbständig werden, nun Träger des ersten neuen ganz entfalteten Subjektivismus, und die aristokratische Übergangsbildung herabstürzen vom Sockel des geistigen Primates; da mußte über beide Bildungen des 18. Jahrhunderts, die des Patriziates wie des mittleren Bürgertums, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur liberalen Bourgeoisie verschmolzen waren, sich das neue Bürgertum der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, das Großbürgertum der Unternehmung und der zweiten Periode des Subjektivismus, erheben und die unteren Kreise der alten Bourgeoisie zum Vegetieren in stillen Wässern verdammen, ehe auf diesem wenig erfreulichen Boden die letzten unvermischten Reste aufklärerisch-sozialen und auch aufklärerisch-religiösen Denkens noch eine ärmliche Heimstatt finden konnten.

Sehen wir indes nicht so sehr auf den Denkinhalt wie auf die Denkform: ist dann das rationalistische Denken heutzutage wirklich auf so kleine und minder wichtige Kreise beschränkt? Ist es nicht — schon sein Zusammenhang mit rechnen, ratiocinari, bezeugt es — ein wesentlich konstituierender Bestandteil des modernen, insbesondere des bürgerlichen Seelenlebens geblieben?

Nein: die seelischen Reste des Individualismus sind nach wie vor eine gewaltige Macht; noch kämpft der Subjektivismus mit ihnen, und vor allem die ersten Generationen des neuen Zeitalters, in den Jahren etwa von 1750 bis 1870, haben in vieler Hinsicht vor allem eine Periode der Auseinandersetzung von alt und neu erlebt: bis im jüngst verflossenen Menschenalter der Sieg des Subjektivismus wenigstens auf den wichtigsten Gebieten völlig entschieden war.






KD.2287.7.1
nr inw. 3085